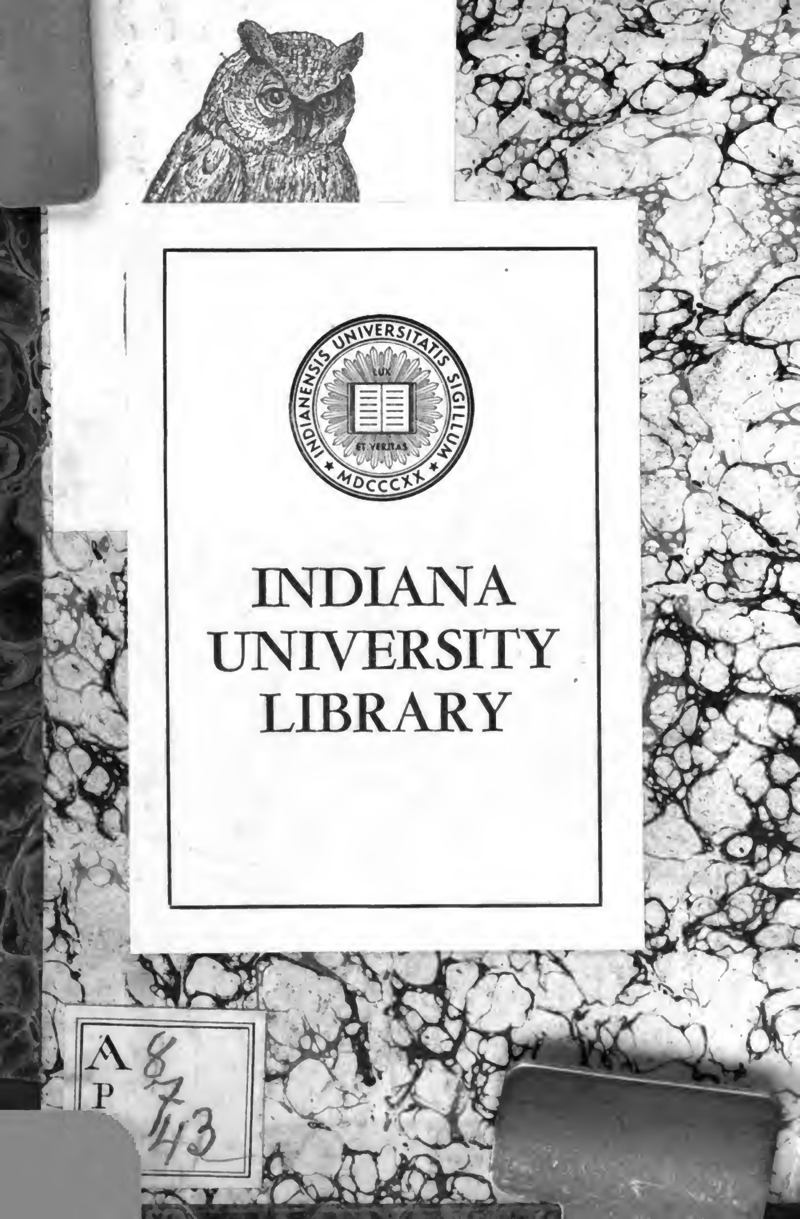


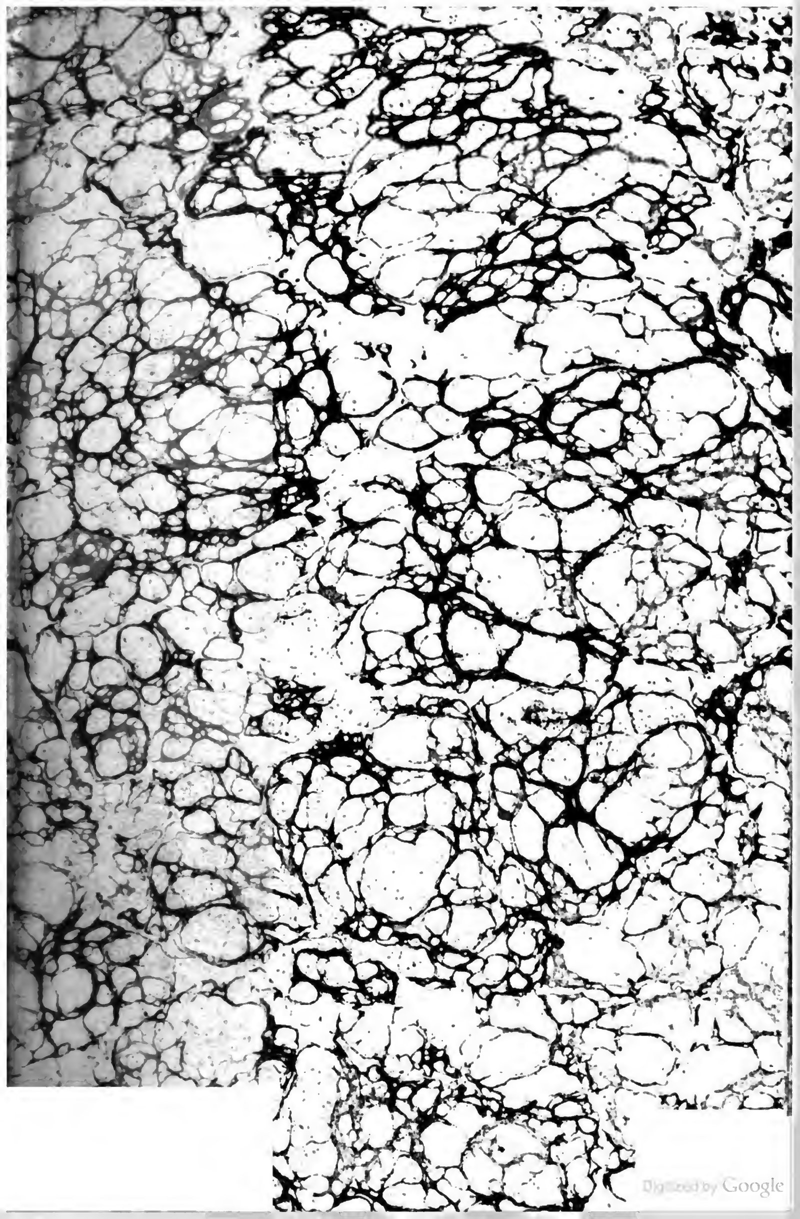

INDIANENSIS UNIVERSITATIS
LUX

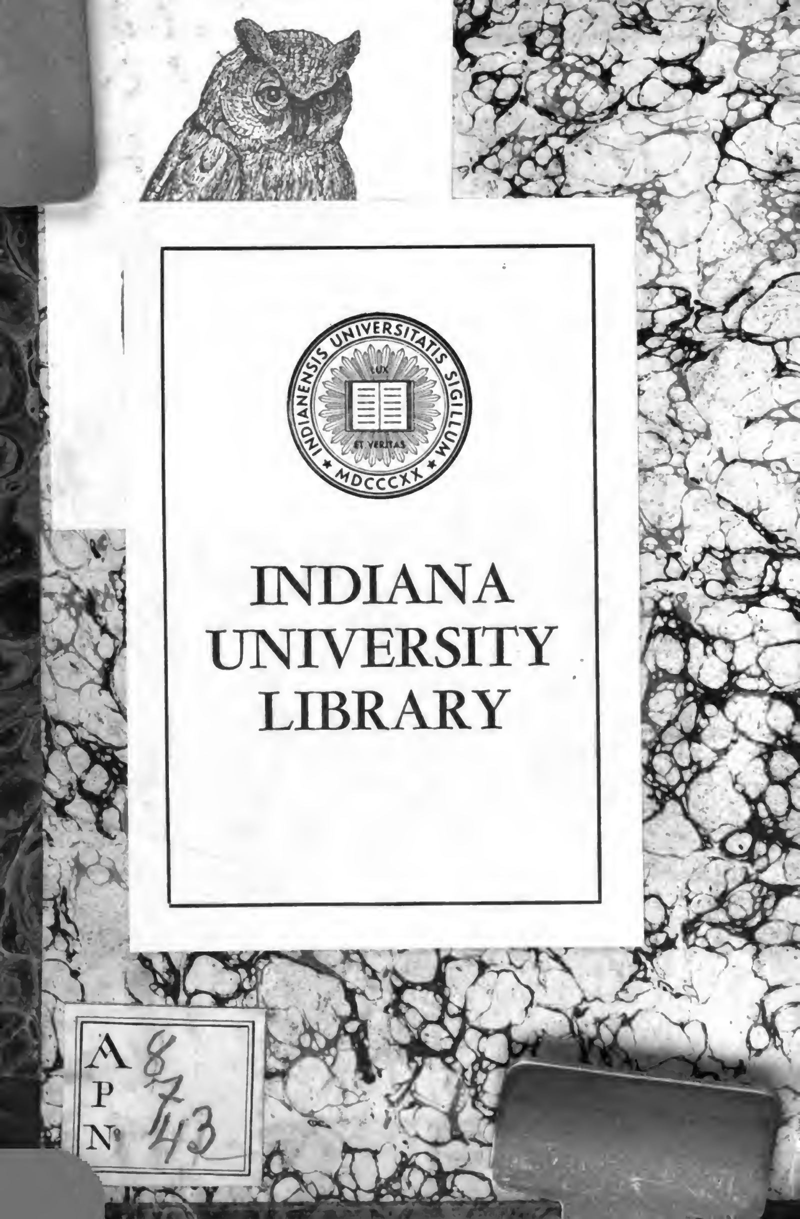


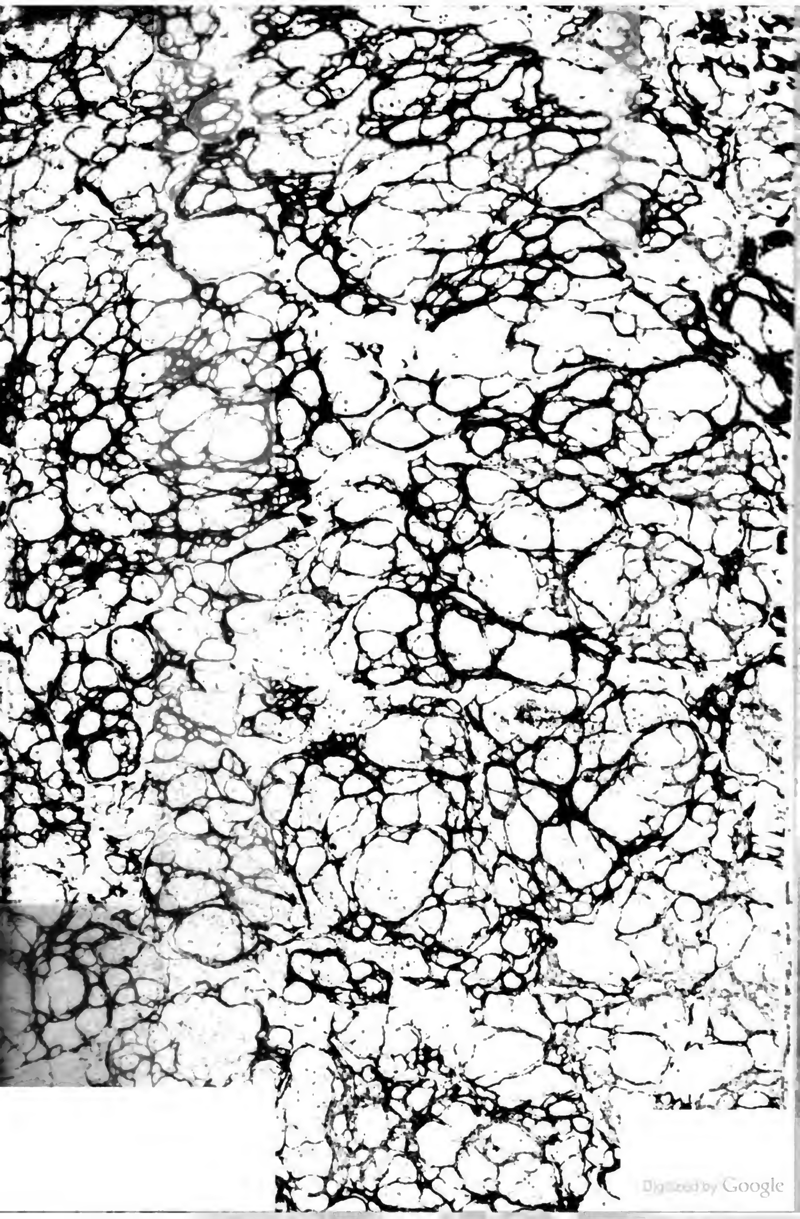

INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX

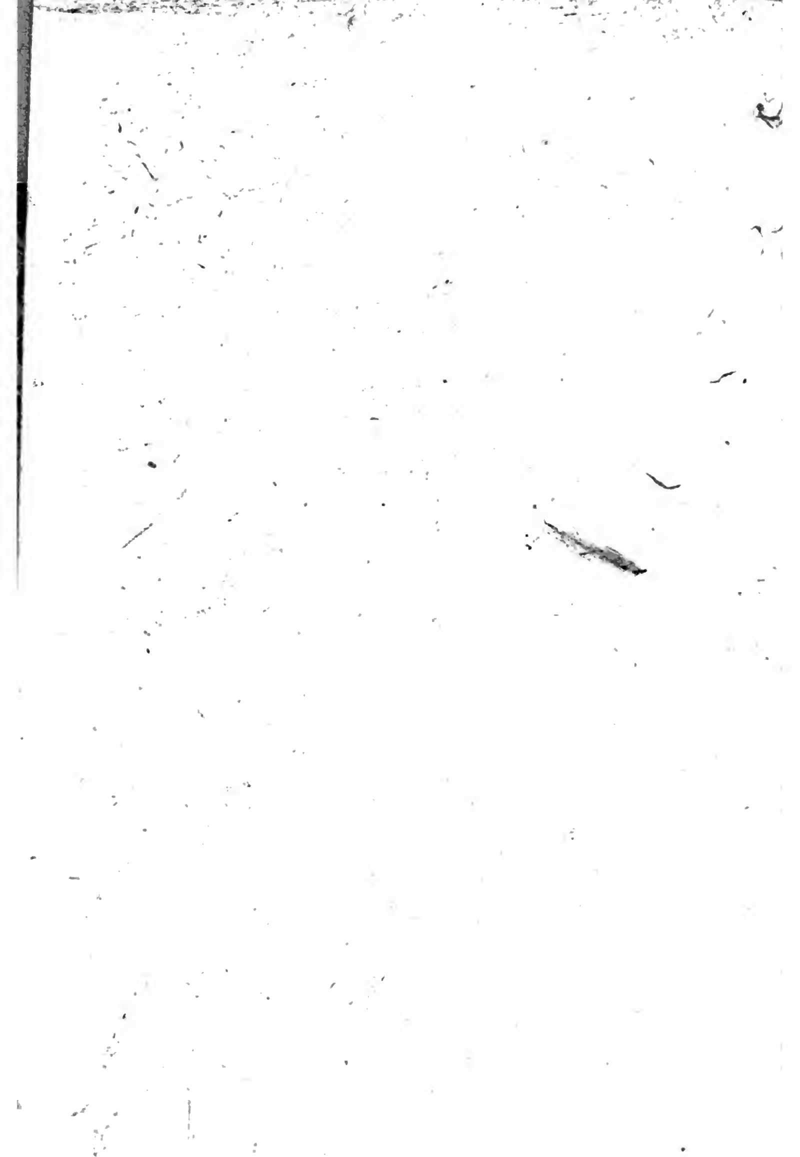



INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY
A
P




INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX
INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY
A
P
Nº 8/43





Reise

nach

Istrien, Dalmatien und Montenegro.

Erster Theil.

Reise

nach

Istrien, Dalmatien und Montenegro

von

J. G. Kohl.

Erster Theil.



Dresden,
Arnoldische Buchhandlung.
1851.

Sr. Excellenz

dem Herrn

Carl Ludwig Freiherrn von Bruck,

K. K. Oestreichischem wirklichen Geheimen-Rathe,

Ritter der K. K. Oestr. Eisernen Krone erster Klasse, des K. K. Oestr. Leopold-Ordens, des K. Russischen St. Annen-Ordens erster Klasse, des K. Preuß. rothen Adler-Ordens erster Klasse, des K. Griechischen Erlöserordens, des Ordens von St. Gregorius und St. Sylvester, Großkreuz des K. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens und des Herzogl. Parmasanischen Constantinischen St. Georgs-Ordens und Inhaber des türkischen Nischani Iftihar,

als ein geringes Zeichen seiner unbegränzten Verehrung und Hochachtung gewidmet von dem ihm

mit wärmster Dankbarkeit ergebenen

Verfasser.



Vorrede.

Bei der Arbeit, welche ich hier dem geneigten Leser vorzulegen wage, war es lediglich die Absicht, einige im Jahre 1850 unternommene Ausflüge nach Istrien, Dalmatien und Montenegro zu schildern und die Sensationen, Ideen und Speculationen, zu welchen der Anblick dieser interessanten Länder den Reisenden anregt, auszuführen. — Sollte sich Jemand durch die Lectüre dieses Buches zu dem Wunsche veranlaßt fühlen, sich über die darin berührten Länder noch weiter zu unterrichten, so will ich mir erlauben, ihm hier statt einer Vorrede eine Liste von Büchern, die sich mehr oder weniger mit demselben Gegenstande beschäftigen und die ich näher kennen lernte, vorzulegen. — Die großen literarischen Fundgruben und Quellen für die geographische und historische Kunde der östlichen Küstenländer des adriatischen Meeres sind in den Bibliotheken, Archiven und Manuscriptsammlungen der Länder selbst, so wie in denen von Serbien,

Kroatien, Venedig, Pesth, Konstantinopel und Wien, überhaupt in den Hauptstädten, Fürstenresidenzen, Bischofssitzen und Klöstern aller der Staaten, mit denen jene Küstenländer im Laufe ihrer Geschichte verbunden waren, zu suchen. — Allein für unseren Zweck genügt es hier, nur diejenigen Werke namhaft zu machen, die einige der zerstreuten Urquellen so zu sagen in größeren secundären Canälen vereinigt haben, und von denen zugleich auch einige Aussicht vorhanden ist, daß sie der deutsche Leser, den ich hier immer im Sinne habe, sich in seiner Nähe wird verschaffen können. Ich übergehe dabei ebenfalls, was uns die Griechen und Römer über Dalmatien und überhaupt über Illyrien hinterlassen haben, weil dieß theils (wie z. B. Strabo's Schilderung, das von Tacitus und Plinius gelegentlich darüber Bemerkte) allgemein bekannt, theils aber (wie die byzantinischen Autoren) dem größeren Publicum ziemlich unzugänglich und auch mir selbst unbekannt geblieben ist. — So viel als möglich will ich die Werke chronologisch ordnen und mit einigen kurzen kritischen (aber unvorgreiflichen) Bemerkungen begleiten.

Dominio del Mare Adriatico, della serenissima Repubblica di Venetia. Da Fr. Paolo Sarpi, suo Consultore. In Venezia 1685.

Eine sehr bekannte Abhandlung des berühmten venetianischen Mönches, die zwar sehr eigenthümliche venetianische Ideen entwickelt, aber noch heutiges Tages jedem mit dem adriatischen Meere Beschäftigten nicht uninteressant sein kann.

Voyage d'Italie, de Dalmatie et du Levant par Jacob Spon et George Wheler. 2 Vol. à la Haye. 1724.

Als eins der älteren Reisewerke über Dalmatien interessant und oft citirt.

Historia degli Uscochi, Scritta de Minucio Minuci, Arcivescovo di Zara. In Venetia. 1683.

Ziemlich unerbaulich.

Gründliche Beschreibung des Königreichs Dalmatien. Nürnberg, zu finden bei Peter Conrad Monath. 1723.

Ist in zwei dicken Bänden eine deutsche Bearbeitung des bekannten Werkes des Dalmatiners Lucius über die Geschichte und Geographie des Landes. — Im vorigen Jahrhunderte war dieses Werk, das man überall angeführt findet, die Hauptquelle der Kenntniß Dalmatiens in Deutschland. Es ist merkwürdig, daß unsere Zeit noch kein so umfassendes Werk über Dalmatien wieder hervorgebracht und nöthig gefunden hat.

Ruins of the Palace of the Emperor Diocletian at Spalatro in Dalmatia by R. Adam, Architect to the King. 1763.

Ein sehr bekanntes Prachtwerk, das noch jetzt so ziemlich das einzige in seiner Art über Spalato ist.

Physikalisch-politische Reise aus den Dinarischen durch die Julischen, Carnischen, Rhätischen in die Norischen Alpen von B. v. Hacquet. 2 Theile. Leipzig 1785.

Ein Buch, das sehr wenig Belehrung gewährt.

Saggio d'osservazioni sopra l'isola di Cherso ed Ossero d'Alberto Fortis. In Venezio 1771.

Die wichtigste und speciellste Arbeit über die Inseln des Quarnerischen Meerbusens.

Fortis, Reisebeschreibung von Dalmatien. Auch von den Sitten der Morlaken. Aus dem Italienischen. 2 Bände. Bern 1797.

Von den Reisewerken über Dalmatien aus dem vorigen Jahrhunderte das bekannteste und vorzüglichste, das zur Verbreitung der Kenntniß dieses Landes am meisten beigetragen hat.

Leben des berüchtigten Hayducken Sotschwiwizka von der Nation der Morlaken. Aus dem Italienischen. Leipzig 1778.

Ein in vieler Beziehung sehr interessanter Beitrag zur Kunde der Sitten und des Lebens der Morlachen und anderer serbischen Volksstämme.

Die Morlaken von J. Wynne, Gräfin von Ursini und Rosenberg. Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Bürde. 2 Bände. Breslau 1790.

Ein Roman, der ein sehr poetisches und vielfach interessantes Sittengemälde der Morlachen enthält.

Illyricum Sacrum. Auctore Daniele Farlato et Jacobo Coleto Soc. olim Jesu alumnis. Venetiis. 1800.

Dieses Werk ist eine der bekanntesten Fundgruben für Dalmatien. Namentlich kann man sich darin vielfachen Rath über die Antiquitäten des Landes erholen.

Voyage pittoresque et historique de l'Istrie et de la Dalmatie redigé d'après l'itineraire de L. F. Cassas par J. Lavallée. Paris 1802.

Eins der berühmtesten, beßten und umfassendsten Kupfer- und Reisewerke über Istrien und Dalmatien.

Appendini. Notizie istorico-critiche sulle antichita, storia e litteratura dei Ragusei. 2 Vol. Ragusa 1802.

Dieses Werk ist die wichtigste und vollständigste Arbeit über Ragusa, und seine Lectüre ist Jedem unentbehrlich, der etwas in den Geist der Geschichte und Verfassung des merkwürdigen Freistaates eindringen will. Leider ist es hier und da etwas weitschweifig.

Statistisch-historisch-militärische Darstellung der Bocche di Cattaro, von einem Augenzeugen. Cöln 1808.

Dieses originelle und geistvolle kleine Werk soll von dem ehemaligen östreichischen Feldmarschalllieutenant Max de Traux herrühren, der sich auch durch die Ausarbeitung einer großen Karte von Dalmatien sehr verdient gemacht hat.

Geschichte der Freistadt Ragusa von J. C. v. Engel. Wien 1807.

Enthält in einem kurzen kleinen Bande eine recht gute Compilation der Geschichte Ragusas und giebt einen ziemlich vollständigen Nachweis über alle Schriftsteller, die über Ragusa geschrieben haben. Auch sind die Beilagen zu empfehlen, namentlich auch die Reiseberichte zweier Raguseischer Abgesandten durch das Innere der Türkei.

Memorie per la Storia della Dalmazia da Giovanni Kreglianovich Albinoni. Zara 1809.

Eine umfassende Geschichte Dalmatiens von den ältesten Zeiten bis auf Napoleon in 2 Quartbänden. Zwar nicht sehr geistreich, aber doch mit Nutzen zu gebrauchen.

Riflessioni economico-politiche sopra la Dalmazia di Gio. Luca Caragnin. Zara 1806.

Ein Werk, das manches Interessante über Acker- und Gartenwirthschaft auf den dalmatischen Inseln enthält.

Skizzen des physisch-moralischen Zustandes Dalmatiens und der Buchten von Cattaro von H. F. Rödlich. Berlin 1811.

Ein ziemlich flüchtiges und bedeutungsloses Werkchen,

das aber hier und da in den Anmerkungen unter dem Texte einige interessante Beiträge zur Ethnographie und Charakteristik der Bewohner des Landes enthält.

Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa von Prof. Dr. E. Fr. Germar. Lei… …7. 1 Band.

Ein sehr wenig geistvolles Werk … über di… Naturgeschichte des Landes manches … bietet…

Picturesque Views of the … Pola… Istria, by Th… …n, Archite… …819.

Sowohl … als die … Werk in der Haupt… …n Auszu… …ößere… des Franzos…

Voyag… …et p… M. le Colon… …de S…

Ist d… …ne … vorgekomm… …wol… lichen A…

Re… und A… 2 The…

herr… ent… B…

Dieses ausgezeichnete Werk des berühmten französischen Reisenden, der sich lange in Albanien aufhielt, ist wegen der Bocca von Cattaro und Ragusa, die darin berührt werden, so wie auch wegen der darin enthaltenen Schilderung der Albanesen, die in so vielfachen Beziehungen mit den Montenegrinern und Süd-Dalmatinern übereinkommen, hier zu vergleichen.

Ue[illegible]getation Dalmatiens von Herrn General [illegible] Velden. 1829.

E[illegible] sehr interessante kleine Brochure. — Von de[illegible]r, der einst Gouverneur von Dalmatien war, g[illegible]re Reiseschilderungen und Abhandlungen über D[illegible] in verschiedenen östreichischen Journalen zerstreu[illegible]ich einmal das Glück, sie alle in einer Samm[illegible]ür einige Zeit bei einander zu besitzen.

[illegible] di Pola. Saggio del Conte Pietro [illegible]ezia 1822.

[illegible] umständlichen Abhandlung von 143 Sei[illegible]nes ausgezeichneten Alterthumsforschers über[illegible]phitheater von Pola oft berührten Fragen.

[illegible]co-economiche della Citta e terri[illegible]ella Penisola d'Istria, della Dalmazia [illegible]i e dell' Albania ora congiunti all' [illegible]li G. d. B — n. Venezia 1821.

[illegible] dieses in nationalökonomischer Hinsicht [illegible] soll ein Herr von Broderen sein. Es [illegible] empfehlenswerth.

[illegible]eografico della D[illegible] Prof. [illegible] Zara 1834.

[illegible] deutscher [illegible]k von [illegible]nalischen [illegible]eiste, be[illegible]begriff[illegible] über Dal-

das aber hier und da in den Anmerkungen unter dem Texte einige interessante Beiträge zur Ethnographie und Charakteristik der Bewohner des Landes enthält.

Reise nach Dalmatien und in das Gebiet von Ragusa von Prof. Dr. E. Fr. Germar. Leipzig 1817. 1 Band.

Ein sehr wenig geistvolles Werk, das aber über die Naturgeschichte des Landes manches Beachtenswerthe bietet.

Picturesque Views of the Antiquities of Pola in Istria, by Th. Allason, Architect. London 1819.

Sowohl der Text als die Kupfer dieses Werkes sind in der Hauptsache nur ein Auszug aus dem größeren Werke des Franzosen Cassas.

Voyage historique et politique au Montenegro par M. le Colonel L. C. Vialla de Sommières. 2 Vol. Paris 1820.

Ist das weitläufigste Werk über Montenegro, das mir vorgekommen ist, aber voll von unzuverlässigen und unglaublichen Angaben. Im Ganzen ziemlich gehaltlos.

Reisen durch das östreichische Illyrien, Dalmatien und Albanien im Jahre 1818. Von R. v. H.....g. 2 Theile. Meißen 1822.

Dieses Werk soll von einem Freiherrn von Liechtenstein herrühren, der sich längere Zeit in Dalmatien aufhielt. Es enthält mehre vortreffliche politische und nationalökonomische Bemerkungen und Betrachtungen über dieses Land.

Bericht über das Detonations-Phänomen auf der Insel Meleda bei Ragusa von P. Partsch. Wien 1826.

Ein Band von 211 Seiten, der außer einer speciellen Schilderung von Meleda sehr viele allgemein interessante Bemerkungen über ganz Dalmatien enthält.

Voyage dans la Grèce, par F. C. H. L. Pouqueville. 2 Vol. Paris 1820.

Dieses ausgezeichnete Werk des berühmten französischen Reisenden, der sich lange in Albanien aufhielt, ist wegen der Bocca von Cattaro und Ragusa, die darin berührt werden, so wie auch wegen der darin enthaltenen Schilderung der Albanesen, die in so vielfachen Beziehungen mit den Montenegrinern und Süd-Dalmatinern übereinkommen, hier zu vergleichen.

Ueber die Vegetation Dalmatiens von Herrn General Baron von Welden. 1829.

Eine kurze, aber sehr interessante kleine Brochure. — Von demselben Verfasser, der einst Gouverneur von Dalmatien war, giebt es noch mehre Reiseschilderungen und Abhandlungen über Dalmatien, leider in verschiedenen östreichischen Journalen zerstreut. Doch hatte ich einmal das Glück, sie alle in einer Sammlung vereinigt für einige Zeit bei einander zu besitzen.

Dello Anfiteatro di Pola. Saggio del Conte Pietro Stancovich. In Venezia 1822.

Enthält in einer umständlichen Abhandlung von 143 Seiten die Meinung eines ausgezeichneten Alterthumsforschers über alle die beim Amphitheater von Pola oft berührten Fragen.

Memorie politico-economiche della Citta e territorio di Trieste, della Penisola d'Istria, della Dalmazia Veneta, di Ragusi e dell' Albania ora congiunti all' Austriaco Impero di G. d. B—n. Venezia 1821.

Der Verfasser dieses in nationalökonomischer Hinsicht interessanten Werkes soll ein Herr von Broderen sein. Es ist sehr lehrreich und empfehlenswerth.

Compendio Geografico della Dalmazia del Prof. Francesco Petter. Zara 1834.

Dieses auch in deutscher Sprache existirende Werk von dem bekannten dalmatischen Gelehrten ist der kürzeste, bequemste und beste Inbegriff alles Wissenswürdigen über Dal-

matien, der mir vorgekommen ist, und jeder dalmatische Reisende wird wohlthun, sich dieses Werkchen anzuschaffen.

Von demselben Prof. Petter rühren noch mehre umständliche Werke über Dalmatien her, von denen eins auch eine Reihe dalmatischer Costume giebt.

Volkslieder der Serben, übersetzt von Talvy. Halle und Leipzig 1835.

Da das Volksleben und die Poesie des größten Theiles der Bewohner Dalmatiens mit denen der Serben ganz dieselbe ist, so ist es jedem mit Dalmatien Beschäftigten zu empfehlen, dieses bekannte Buch der Talvy stets zur Hand zu haben.

Le Coste e Isole della Jonia e della Dalmazia di Marco de Casotti, und

La Dalmazia, le Isole Jonie e la Grecia di T. Cusani sind beides höchst entbehrliche und dürftige Arbeiten.

Reise Sr. Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen durch Istrien, Dalmatien und Montenegro im Frühjahr 1838. Aus dem Italienischen des Dr. Bartolomeo Biasoletto übersetzt von E. Frhrn. v. Gutschmid. Dresden 1842.

Dieses Werk ist besonders auch der Anmerkungen wegen zu empfehlen, die unter dem Texte stehen, von einem Kenner Dalmatiens herrühren und manchen sehr brauchbaren Wink enthalten.

Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von H. Stieglitz. Stuttgart und Tübingen 1845.

Memorie degli Avvenimenti successi in Dalmazia dopo la Caduta della Repubblica Veneta con un saggio sull Amministrazione pubblica Veneta e del Regno d'Italia di Gio. Cattalinich. Tom. I. Spalato 1841.

Das wichtigste Werk über die Geschichte Dalmatiens im Anfange dieses Jahrhunderts und über die Verwaltung und Verfassung des Landes in der letzten Zeit der venetianischen Herrschaft.

Zwölf Tage auf Montenegro, beschrieben von Dr. W. Ebel. Königsberg 1842. 2 Hefte,

von denen das erste einen Reisebericht, das zweite botanische Bemerkungen über Montenegro enthält.

Reisebemerkungen, größtentheils archäologischen Inhalts, von Vindobona über Tergeste nach Salona im Jahre 1846, von Joseph Arneth, wirklichem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1849.

Dieses Werk enthält die Ansichten des genannten und hochverdienten Gelehrten über die Alterthümer, Münzen und Inschriften von Pola, Parenzo, Zara und Spalato und außerdem einige andere interessante Notizen.

Ueber die geologischen Verhältnisse von Istrien, mit Berücksichtigung Dalmatiens und der angränzenden Gegenden Kroatiens, Unterkrains und des Görzer Kreises, von A. v. Morlot. Wien 1848.

Enthält eine vollständige Schilderung der geologischen Verhältnisse Istriens und ist jedem nach Istrien Reisenden besonders zu empfehlen.

Dalmatien und Montenegro, mit einem Ausfluge nach der Herzegowina und einer geschichtlichen Uebersicht der Schicksale Dalmatiens und Ragusas. Nach Sir. J. Gardner Wilkinson bearbeitet von W. A. Lindau. Leipzig 1849.

Dieses Buch, das ich leider nur in der deutschen Uebersetzung kennen lernte, rührt von einem Verfasser her, der sich durch seine Werke über Aegypten schon bekannt gemacht hat. Es ist größtentheils eine gute Compilation und enthält Alles, was einem englischen Touristen auf einer Reise längs Dalmatien nöthig sein mag.

Ein noch neueres englisches Buch über Dalmatien, das ich aber leider nicht kennen lernte, ist folgendes:

Highlands and Islands of the Adriatic, including Dalmatia, Croatia and the southern provinces of the Austrian Empire. By A. A. Paton. 2 Vol.

Il Mare Adriatico, descritto ed illustrato con notizie topografiche, idro-geologiche, fisiche, etnografiche, e storiche, raccolte ed ordinate da Guglielmo Menis. Zara 1848.

Enthält eine vollständige Darstellung der orographischen, geologischen, hydrographischen, klimatischen, botanischen, zoologischen und historischen Verhältnisse des adriatischen Meeres und ist ein ganz vortreffliches Werk, das von einem ausgezeichneten Gelehrten Dalmatiens herrührt und wohl verdiente, ins Deutsche übersetzt zu werden.

Die Slaven der Türkei, von Cyprian Robert. Aus dem Französischen übersetzt und berichtigt von Marko Fedorowitsch. Dresden und Leipzig 1844.

Dieses bekannte und geistreiche Werk ist hier wegen der Abschnitte über die Serben, Bosniaken und Montenegriner zu Rathe zu ziehen. Ein ähnliches neueres Werk von einem geistreichen Franzosen ist folgendes:

Les peuples de l'Autriche et de la Turquie par Hippolyte Desprez. 2 Vol.

Cenni al Forestiero, che visita Pola del Dr. P. Kandler. Trieste 1845.

Ein schätzenswerther Führer über Pola.

Cenni al Forestiero, che visita Parenzo del Dr. P. Kandler. Trieste 1845.

Ein kurzer, kleiner, von einem großen Kenner Istriens für den Reisenden zusammengestellter Führer.

La Dalmazia descritta del Professore Dottore Francesco Carrara. Zara 1846.

Enthält eine Zusammenstellung geographischer und statistischer Notizen über Dalmatien und eine Reihe ziemlich treuer Costume.

Documenti Storici sull' Istria e la Dalmazia, raccolti e annotati da V. Solitro. Venezia 1844.

Dieses neue interessante, noch nicht abgeschlossene Werk, von dem ich 6 Fascikeln erhieli, enthält eine Menge höchst merkwürdiger Documente, insbesondere aus dem 16. und 17. Jahrhunderte. Eine der interessantesten Piecen ist die darin wiedergegebene Relazione sulla Dalmazia di Antonio Giustiniani nell' Anno 1575, die in allen Werken über Dalmatien so oft citirt wird, obwohl sie, wie ich glaube, bisher bloß im Manuscript auf der Marcus-Bibliothek in Venedig vorhanden war.

Saggio Storico-Statistico-Medico sopra l'antica Citta di Narona di Francesco Lanza. Bologna.

Das neueste Werk über die Narenta-Mündungen.

L'Istria.

Ein von dem würdigen und gelehrten Dr. Kandler in Triest herausgegebenes historisch-geographisches Journal, in welchem man in einer Reihe von Abhandlungen alles Wissenswürdige über Istrien niedergelegt findet.

Erinnerungen einer malerischen Reise in dem östreichischen Küstenlande von A. Selb und A. Tischbein, mit Text von Dr. P. Kandler. Triest.

Ein schönes Bilderwerk, das sich hauptsächlich mit Istrien beschäftigt und das einzige seiner Art ist. Die malerischen Darstellungen der landschaftlichen Ansichten, der Völker und Costume Istriens, die von dem deutschen Künstler Tischbein herrühren, sind vortrefflich.

Topografia e scavi di Salona di F. Carrara. Trieste 1850.

Der umständlichste Bericht über die neuesten Ausgrabungen bei Salona.

Die beßten mir bekannt gewordenen Charten, die sich auf Dalmatien und Istrien beziehen, sind folgende:

General-Post- und Straßen-Charte des Königreichs Illyrien. Wien bei Artaria 1848.

Für den Reisenden in Istrien unentbehrlich.

Charte von Dalmatien, bei Artaria.

Charte von Dalmatien und dem Gebiete von Ragusa, aus ächten Quellen gezogen und bearbeitet von M. d. T—x. (Max de Traux). 1810.

Eine große und für das Studium des Landes noch immer sehr empfehlenswerthe Charte, die, so lange die Special-Charten des östreichischen Generalstabes nicht Dalmatien umfassen, noch immer die bedeutendste bekannte Arbeit ist.

Straßen-Charte von Dalmatien bei Artaria in Wien.

Steiermark und Illyrien. Special-Charte des östreichischen Generalstabes.

Umfaßt unter den von uns hier betrachteten Ländern bloß Istrien und die Quarnerischen Inseln, giebt von diesen aber natürlich das beßte Bild, welches bis jetzt von ihnen existirt.

Atlas des adriatischen Meeres.

Großes vom östreichischen Generalstabe herausgegebenes Werk, das für jeden mit den Gewässern und Küsten dieses Meeres Beschäftigten unentbehrlich ist.

Dresden, im Juli 1851.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Dampffahrt längs der dalmatischen Küsten und Inseln.

II. Die Bocche di Cattaro und Montenegro.

I.

Dampffahrt

längs der dalmatischen Küsten und Inseln.

1.

Der Quarnero.

Den ersten Geschmack von den dalmatischen Gewässern bekam ich ungefähr in der Gegend des Fanal Porer. Es ist dieß ein hoher Leuchtthurm, der mitten im Meere auf einem einsamen Felsen, der südlichsten Vorgebirgs-Spitze von Istrien gegenüber, errichtet ist. Es war eine etwas stürmische Nacht, und schon am Abende vorher hatten uns die Leute unseres Lloyd-Dampfers gesagt: „il Fortunale è rotto!“ (der Sturm ist los!). Ich hatte mich in der Cajüte eines der Offiziere des Schiffs niedergelegt, die man mir als provisorische Wohnung angewiesen, weil ich mich zu spät gemeldet hatte, um noch einen Platz unter den übrigen Passagieren zu finden. In diese Cajüte mündete ein kleines Fenster, dessen Verschließungs-Mechanismus ich nicht gehörig studirt hatte. Ich glaubte es fest zugemacht zu haben; aber es erwies sich anders. Eine hoch und quer an das Schiff schlagende Woge stieß mit ihrem Gewicht das Fenster auf, als ich eben gegen Morgen etwas eingeschlafen war, und überschüttete mich und die ganze hübsche Cajüte mit Millionen strandenden Infusionsthierchen und mit einer Wassertaufe, die mir, wie gesagt, den ersten recht voll-

ständigen Geschmack der salzigen Welle der dalmatischen Gewässer beibrachte.

Bei dem bezeichneten Leuchtthurme und Promontorium — Punta di Promontore heißt es jetzt, Promontorium Polaticum (Vorgebirge von Pola) nannten es die Römer — beginnt der, wegen seiner Stürme und Schiffbrüche berüchtigte Meerbusen Quarnero, von dem Einige glauben, daß er eigentlich Carnero geschrieben werden sollte, und daß sein Name von Carne (Fleisch) und Carnivoro (Fleischfresser) abgeleitet werden müsse, weil er von alten Zeiten her so viel armes Menschenfleisch verschlungen habe, wogegen aber Andere wohl mit mehr Recht behaupten, daß sein Name aus derselben Wortwurzel entsprungen sei, aus welcher auch die Namen der ihn umgebenden Gebirge und Länder, der Carnischen Alpen, des Carso (Karst) und der Provinzen Krain, Kärnthen u. s. w. hervorgewachsen seien, nämlich aus einem alten celtischen Urworte „Kar" oder „Car" oder „Caern", womit die Celten alles kahle, zerklüftete Felsenterrain bezeichneten, und daß demnach Quarnero so viel bedeute als ein mit solchen Felsen und steinigen, so zu sagen „karrigen" Inseln gefüllter Meerbusen. — Dem sei indeß, wie ihm wolle, quarnerischer als ich hätte Niemand so leicht geweckt werden können, und es kam mir vor, als wenn der Carnivoro in Person seine Zunge nach mir ausgestreckt hätte, um seinen Hunger nach Carne di uomo zu befriedigen. Ich war sehr froh, daß ihm der Versuch mißlang, und ging, da mittlerweile der Tag herangedämmert war, auf das Verdeck hinaus, um mir dort den Zustand der Dinge anzuschauen.

Das Meer um uns her bildete eine einzige graue, wüste und tobende Masse, und das Land, welches in Sicht war — die steinige quarnerische Inselgruppe — sah auch nicht viel erfreulicher aus.

Rara, nec haec felix, in apertis eminet arvis
Arbor, et in terra est altera forma maris,

(selten, auch dann nicht einmal von üppigem Wuchse, ragt mitten im Felde ein Baum empor, und das Land scheint nur ein erstarrtes Meer zu sein) — singt ein lateinischer Dichter, — vermuthlich mit Bezug auf diese quarnerischen Inseln, Cherso, Ossero, Unie rc., auf die mir das Bild so vollkommen zu passen schien. — Ein anderer Autor*), von dem ich mit Bestimmtheit weiß, daß er die besagten Inseln dabei im Sinne hatte, sagt von ihnen: „V'anno de vasti tratti di campagna del tutto sassosi e magri e spogli di modo, che ajutano a formare un' idea delle solitudini d'Oriente, nelle quale tutto è aridezza, sterilità, desolazione" (da sind große Landstriche ganz und gar mit Stein und Felsen erfüllt, ganz mager, dürftig und der Art entblößt, daß man sich dabei ein deutliches Bild von den Wüsteneien des Orients machen kann, in denen Alles trocken, unfruchtbar und trostlos ist).

Die Ostseite von Istrien, an der wir hier entlang sehen konnten, ist viel höher und schroffer als die Westseite, welche dem Meerbusen von Triest zugewandt ist. Längs dem Ufer des Quarnero ziehen sich die Abhänge des hohen Monte Maggiore, des höchsten Gebirges von

*) Fortis in seinem Saggio d'Osservazioni sopra l'isole di Cherso ed Ossero.

Istrien, hin. Sie steht von der Punta di Promontore bis nach Fiume wie ein hoher 10 Meilen langer Damm auf. Auch die Küste des Quarnero, die sich von Fiume aus nach Südosten erstreckt, ist sehr schroff und gebirgig. Ueberall läuft das hohe Gebirge Velebitsch hart an ihr hin. Endlich sind auch die Inseln im Quarnero nichts Anderes als detachirte Zweige von hohen Felsengebirgen, aus deren Mitte sich der Monte Ossero erhebt, der in Höhe mit dem Velebitsch und dem Monte Maggiore wetteifert, und den wir lange in Sicht behielten.

Diese engen, schroff eingesenkten, mit Meerwasser erfüllten Thäler, in welche der Quarnero gleichsam zerschnitten ist, mögen eine Zusammenpressung und daher Verstärkung der sich hineinstürzenden Winde verursachen und es auf diese Weise bewirken, daß der Quarnero so viel stürmischer und gefährlicher ist als sein Schwester- und Nachbar-Busen, der Golf von Triest im Nordwesten von Istrien. In beiden Busen, in dem einen von Triest, in dem anderen von Fiume her, sind die beiden Haupteinbruchsstationen der gefürchteten Bora. Allein im Golf von Triest findet die Bora bald nachher einen weiten Spielraum und verliert sich allmälig, während sie im Quarnero zwischen den steilen Küsten und felsigen Inseln zusammengepreßt wird und neue Kräfte gewinnt.

Ebenso muß auch der zweite Gebieter der Atmosphäre dieser Gegenden, der Scirocco, im Quarnero ärger wüthen als auf der anderen Seite von Istrien, in dem Busen, der bei Triest endigt. Während er hier nämlich im Norden bei Venedig und Aquileja auf ein niedriges und flaches Küstenland stößt, wo er sich leicht ausbreiten

kann, und wo auch die von ihm herbeigeführten adriatischen Fluthen sich in hundert Lagunen und Kanälen gemach verlieren können, wird er im Quarnero nach Fiume hin gleichsam wie in einem Trichter gefangen. Der lange und hohe Velebitsch weis't ihn überall längs der ungarischen und kroatischen Küste zurück, und noch directer tritt ihm die hohe Küste von Istrien entgegen, die sich ihm wie ein Damm quer durch's Meer vorwirft. Die Fluthen, welche er mit sich führt, werden hier überall zurückgewiesen und müssen an den Ufern hoch aufbranden.

Eben so wie den Luftströmungen, tritt Istriens Küste auch den eigentlichen Wasserströmungen entgegen. Es ist bekannt, daß längs der dalmatischen Küste zwischen den Inseln ein starker südöstlicher Seestrom herabkommt. Dieser Strom, dem Istrien wie ein Molo entgegentritt, findet nun im Quarnero sein Ende. Ein Theil der Gewässer wird durch den Damm von Istrien abgelenkt und nach Italien hinübergeworfen. Die andere Hälfte aber geht um Istrien herum nach Venedig weiter und wird erst hier bei der Lagunenküste sanft nach Italien und Westen herum gebogen. Und es ist daher wahrscheinlich, daß der Kampf und die Gefahr der Wogen, Strudel und Brandungen in diesen Meerestheilen auch hierdurch vermehrt wird. Die Italiener haben diesen stürmischen Quarnero und die hohe von ihm bespritzte Südostküste von Istrien meistens als die natürliche Grenze Italiens angesehen, dessen politisches Gebiet sich auch wirklich zu verschiedenen Perioden der Geschichte bis dahin ausbreitete, daher auch Dante singt:

Che l'Italia chiude e i suoi termini bagna
(der Quarnero, welcher Italien schließt und seine Grenzen bespült).

Istrien selbst hängt noch auf einer breiten Strecke mit dem Festlande zusammen und erwartet von diesem Festlande, dessen Anhängsel es ist, seine Bestimmungen. Gleich hinter Istrien aber beginnen diese eigenthümlichen Gestaltungen von Külsteninseln, die das Charakteristische von Dalmatien sind, und die, unter einander wie eine Kette zusammenhängend, längs der dalmatischen Küste sich hinabziehen. Die Gleichartigkeit der Naturverhältnisse und Lebensbedingungen, welche sich auf allen diesen Inseln darbietet, mußte auch eine Gleichartigkeit der Interessen und Lebensentwickelung zur Folge haben, und die gesammten Inseln des illyrischen Archipels, dieses ganze dalmatische „Isolario", wie die Italiener sehr gut mit einem Worte es nennen, mußten sich daher gewöhnen, sich als etwas Zusammengehöriges aufzufassen. Die Inseln des Quarnero: Ossero, Cherso u. s. w. sind zwar politisch jetzt mit der Provinz des sogenannten Triestiner Küstenlandes verbunden; daß die Bewohner der Inseln aber noch jetzt gewisse dalmatische Sympathieen haben und sich als ein natürliches Stück von Dalmatien betrachten, wird mir aus einem später anzuführenden Factum wahrscheinlich.

2.

Klippen und Inseln.

Die erste der besagten Inseln, an der wir etwas näher vorüberstreiften, war Sansego. Es ist ein Sandhaufen, der von einigen hundert armen, aber starken Menschen von colossalem Körperbau bewohnt sein soll. Zur Linken erblicken wir Unie und dann die Sandhaufen oder Dünen-Inseln der sogenannten Canidole. Darauf streiften wir an der langen und öden Felsenküste von Ossero oder Lussin vorüber, deren interessanten Hauptort ich später kennen lernte, und sahen die kleine Insel San Pietro di Nembi in der Ferne.

Wer etwas näher wissen will, welche Menschen auf diesen Inseln leben, und wie sie da hausen, dem empfehle ich das oben citirte Werk von Fortis, der diesen quarnerischen Inseln einen eigenen Band gewidmet hat, und der uns zeigt, in welchem primitiven Zustande die slavischen (kroatischen) Einwohner, namentlich der kleineren von aller Welt abgeschnittenen Inseln, auf denen sich oft nur 300, ja sogar nur 100 Menschen finden, arm über alle Begriffe, elende Steinhütten und Höhlen bewohnend; der uns berichtet, wie sie ihre kleinen Schafheerden, fast ihr einziges Besitzthum, hüten, wie sie oft sogar zu wenig Kapital besitzen, um den Fischfang zu betreiben, wie sie, gleich den Bewohnern sehr versteckter und wüster Alpenthäler oder gleich den armen Leuten auf den friesischen Halligen, von aller Welt abgeschnitten sind, weil sie nicht Kraft (nervus rerum) genug haben, um sich mit den

Verkehrsströmungen, die an ihren Scoglien vorübergehen, in Rapport zu setzen.

Wie in dem friesischen Archipel zwischen den eigentlichen Inseln und den sogenannten Halligen, so muß man hier in dem illyrischen Isolario zwischen den eigentlichen Isole und den Scoglien unterscheiden. Scoglio heißt bekanntlich im Italienischen so viel als Klippe (Fels im Wasser). Und, streng genommen, werden auch im illyrischen Archipel nur die zahllosen unbewohnten Klippen und abgesonderten Felsen „Scogli“ genannt. Meistens werden darunter aber auch alle kleine Inseln, selbst wenn sie bewohnt sind, begriffen. Nur die größeren Inseln, welche Städte oder doch ordentliche Ortschaften und eine gewisse Anzahl von Einwohnern besitzen, bekommen den Titel Isole (Inseln). Die Bewohner dieser Inseln heißen dann Isolani (Insulaner), die der Scoglien: Scogliani (arme Scoglier oder Halligenleute). Weil aber alle, selbst die größeren Inseln Dalmatiens, äußerst felsig und klippenhaft sind, so ist das Wort Scoglio hier von einem sehr ausgedehnten Gebrauche, und man hört mit dem Namen Scoglien, wenn man collectivisch spricht, auch wohl größere, besser bebaute und stärker bewohnte Inseln bezeichnen, denen man, jede für sich genommen, den Titel Isole (Inseln) zugestehen würde. So z. B. heißen die ganzen Insel- und Klippengruppen von Zara und von Sebenico „i scogli di Zara“ und „i scogli di Sebenico“ (die Klippen von Zara und Sebenico), obgleich darunter auch große, mehre Meilen lange Inseln sind. Weil aber das Klippenhafte in ihnen vorwaltet, so hat man den Namen Scoglien obenan gesetzt, was die Italiener in

anderen von ihnen bewohnten Gegenden nicht gethan haben. Man kann daher den Namen Scoglien in seinem eben angegebenen Gebrauche als einen eigenthümlich dalmatisch-italienischen bezeichnen.

Hie und da sahen wir auf den Felsen, die uns nahe genug kamen, botanisirend ein Dutzend Schafe. Von einer Insel habe ich in meinem Tagebuche angemerkt, daß ich im Vorüberfahren ein paar Esel auf ihr zwischen den Felsen habe stehen sehen. Aber selbst diese Esel sind auf vielen Inseln eine große Seltenheit, und eine noch größere die Pferde. Nur die wohlhabenderen Insulaner halten zuweilen einige um des Transportes willen und zum Reisen; denn die Reisen auf diesen gebirgigen Inseln werden eben so wie weiter im Innern Illyriens und der Türkei zu Pferde ausgeführt. — Auf einigen Inseln sollen sowohl die Schafe als auch die Esel und Maulesel zuweilen gänzlich verwildern, so daß man sie dann wie wilde Thiere niederschießt, um wenigstens ihres Felles und Fleisches habhaft zu werden.

Auf einer der Inseln sah ich einen steinernen Damm oder Zaun über die Felsenrücken lang hinlaufen. „Questo è una divisione di pascoli pelle pecore!" (das ist eine Grenzabtheilung der Weiden für die Schafe), bemerkte mir ein einheimischer Mitreisender, den ich über jenen Damm befragte. Also diese nackten Felsenstriche haben auch noch Besitzer und Herren, und das öde Geklipp dort nennt Ihr eine Schafweide, und diese Wüsteneien werden noch benutzt, begrenzt, abgetheilt und bestritten? — Dieß setzte mich wahrhaft in Erstaunen, viel weniger, daß, wie Fortis S. 46 seines oben citirten Werkes

sagt, die Einwohner von Cherso einen gewissen großen Strich ihrer Insel, weil er platterdings gar nichts bietet als kahle, nackte Kalkfelsmasse, „Arabia Petraea“ nennen. Sie hätten übrigens wohl, so dachte ich, ohne groß Unrecht zu thun, ihre ganze Insel und auch alle die übrigen Inseln dieser Gewässer dazu, kleine im Meere schwimmende „Arabiae Petraeae“ nennen können. Nur ganz selten sieht man einmal mitten in der grauen Felsenwüstenei einen kleinen grünen Fleck, der angebaut und bepflanzt ist, der Weingärten und einige Olivenbäume enthält. Diese kleinen grünen Flecke, welche das Auge so begierig aufsucht und die meistens in den hart am Meere ausmündenden Thälern versteckt sind, erscheinen aber auf diesen Inseln so selten, wie die Schönpflästerchen auf der Wange einer Dame des vorigen Jahrhunderts. Noch seltener sind die „vereinzelten Bäume“, von denen jener lateinische Vers oben sprach. Es giebt ganze Inselreihen und Gebirgszüge, auf denen kein einziger Baum erscheint. Nur alle zehn Meilen einmal hat sich die Natur capricirt, mitten im Felsengeklüft ganz oben auf der Kante des Felsrückens einen großen schönen Baum ausnahmsweise stehen zu lassen und zu conserviren. Diesen merkwürdigen und beinahe unbegreiflichen Bäumen, die als die einzigen ihrer Gattung dastehen und gleichsam wie Einsiedler mitten in der Wüste hausen, begegnet man überall in den höheren Bergregionen des dalmatischen Insel- und Küstenlandes wieder. Zuweilen sind diese vereinzelten Bäume, gleich wie die Cedern des Libanon, den Bewohnern gewissermaßen heilig und haben Kapellen und Grabstätten in ihrer Nähe, so

z. B., wie ich später sagen werde, die zwei oder drei großen Bäume, die auf dem kahlen Rücken der das Amphitheater von Spalato umzingelnden Gebirge stehen, und die Jedem gleich von ferne so auffällig sind, der in den Hafen dieser Stadt hineinsegelt.

Uebrigens wollte ich mir die öden Felsen von Dalmatien noch wohl gefallen lassen, wenn sie sich nur dabei in der Regel recht kühn und energisch zeigten in Schattirung und Gestaltung, wenn sie nur recht keck und großartig mit schroffen Wänden aus dem Meere hervorstiegen, wenn sie recht colossale Proportionen hätten und tiefe Einschnitte, schwarze Abgründe und Klüfte, himmelansteigende Gipfel und Spitzen darböten, wenn mit einem Worte das Wildromantische in ihnen repräsentirt und ausgeprägt wäre. Dieß scheint aber einem auf dem Dampfschiffe durch diese Gewässer Dahineilenden gar nicht der Fall zu sein. Die Felsenzüge sind alle im Ganzen und Großen äußerst einförmig gestaltet. Die Gebirge der Festlandküste und so auch die der Inseln sind sehr lang gestreckt, dazu auch alle in einer und derselben Richtung gedehnt, sämmtlich von Nordwesten nach Südosten laufend. Sie sind im Großen und Ganzen auch alle so ziemlich gleich hoch. Dabei sind sie selten schroff, selten solche „subita montanae brachia Dalmatiae", wie Ovid sie poetisch beschreibt, vielmehr meistens abgerundet wie Hügel. Nur im Kleinen und im Detail sind sie unendlich vielfach zerklüftet und zerspalten, nicht aber im Großen. Es giebt sogar, wie ich unten zeigen werde, ganz flache Striche, die so eben sind wie unsere Marschen oder Thalboden, und deren Oberfläche doch

nichts darbietet als endloses Gestein. Es kommt daher sehr wenig Schattirung in diese dalmatischen Landschaftsbilder, wo Alles blos grauer, — hellgrauer Fels zu sein scheint. Und wer Dalmatien auf einem Bilde darstellen wollte, ohne auf Einzelheiten Rücksicht zu nehmen, der könnte mit einem dicken Pinsel eine zahllose Menge hellgrauer paralleler Farbenstriche auf die Leinwand bringen und dieß für ein treffendes Bild jenes Landes ausgeben.

3.

Zerstreute Reize.

Das ist ja Alles sehr wenig einladend und anziehend, wird der Leser sagen. Aber warum reist man denn nach Dalmatien, und warum beschreibt man dieses Land? — Ich bin im Verlaufe meiner Reise und meiner Studien über die interessanten Seiten, die Dalmatien bietet, eines Besseren belehrt worden, und ich kann sagen, daß es mit meiner Theilnahme für dieses Land immer crescendo gegangen ist, und daß ich am Ende nicht Ohren und Augen genug zu haben glaubte, um alles Wissens-, Beachtens- und Genießenswürdige aufzufassen, während ich beim Beginn meines Ausflugs, wie gesagt, gleich dem Leser zweifelte, ob es nur der Mühe werth sei, ein solches Land anzuschauen. Obgleich ich demnach die Sache jetzt besser oder wenigstens etwas besser kenne, so wollte ich doch dem Leser die Schilderung der ersten melancholischen Eindrücke, welche ein dalmatischer Reisender, besonders wenn er wie wir, mit einem stürmischen

und regnerischen Scirocco in den Quarnero einsegelt, nicht vorenthalten. Es ist besser, daß auch der Leser wie der Reisende crescendo erregt und belehrt werde, als daß man gleich mit der großen Trompete ansetze und dadurch den später nachfolgenden Pilger, der vielleicht mit den Aufzeichnungen seiner Vorgänger in der Hand dahin wandert, bei den ersten trüben Eindrücken, denen auch er nicht entgehen wird, mißtrauisch und überdrüßig mache. Auf die oben aufgeworfenen Fragen: warum reist man nach Dalmatien? und warum beschreibt man dieses Land? kann ich freilich nur im Verlaufe meines Buches eine genügende Antwort geben. Aber um doch von vorn herein den vielleicht etwas gesunkenen Muth des Lesers wieder etwas aufzufrischen, will ich zu den oben beregten Punkten schon hier wenigstens einige erläuternde Anmerkungen machen.

Zuerst zu dem über die Baumlosigkeit Gesagten. Dieß ist zwar richtig, aber wer sich die Mühe giebt, bei einigen Inseln an's Land zu steigen oder einmal im Innern des Küstenlandes zu streifen, der wird nichtsdestoweniger hie und da in früher gar nicht bemerkten Verstecken und Thälern recht schöne und frische Gehölze, ja stellenweise ganze kleine Wälder entdecken, die um so erfreulicher und wohlthuender erscheinen, je seltener sie sind. — Jene einzeln stehenden Bäume aber sind oft von der schönsten Entwickelung und dem großartigsten Wuchse.

Dann die „Schafweiden." Dieß ist auch wahr. Du erschrickst im Namen der armen Thiere, wenn ein Dalmatier dir Felsenstriche zeigt und dir sagt, das seien „pascoli" (die Weiden und Triften für seine Schafe).

Aber laß dein Mitleiden nicht zu hoch steigen. Die innere Kraft, die aromatische Würze, der nahrhafte Saft der meisten Kräuter zwischen den dalmatischen Felsen giebt einen Ersatz für ihre geringe Anzahl. Rosmarin und Salvei bedecken stellenweise weite Landstriche. In der Zeit der Frühlingsblüthe strömen selbst von diesen Felseninseln, auf denen du im Herbst kaum etwas Grünendes entdeckst, die Winde mit lieblichen Düften gewürzt auf's Meer herab.

Alsdann die Farblosigkeit, das Grau in Grau. Selbst diese, gewöhnlich grauen, eintönigen dalmatischen Klippen erscheinen zuweilen in einer geradezu entzückenden Farbenpracht und sind z. B. bei Sonnenuntergang einer Färbung fähig, die wahrhaft zauberisch ist. Siehe weiter unten.

Ferner die Einförmigkeit der Gebirgs- und Felsenformen. Auch dieß ist insbesondere aus der Ferne und Vogelperspective sehr wahr. Allein nichtsdestoweniger giebt es stellenweise die allerinteressantesten Felsen-Configurationen, so wildromantische Klüfte, so tiefe und herzerschütternde Abgründe, Wände und Steinwölbungen, wie man sie sich nur wünschen kann. Auch giebt es einige Punkte in Dalmatien, welche Natur und Menschen wetteifernd mit so viel Reiz umgeben haben, daß man geneigt wird, sie als wahre Pretiosen zu betrachten, welche die Natur der illyrischen Felsenküste eingefügt hat. Spalato, Ragusa, der Busen von Cataro sind solche Pretiosen, solche kleine oasenartige Paradiese, bei deren Anblick und Studium der Naturfreund, wie der Künstler und Historiker sich gleicherweise befriedigt fühlen.

Mir scheint es, wir haben für jedes Land einen besonderen Staar auf den Augen, ich meine, ganz eigenthümliche Vorurtheile gegen dasselbe. Sind uns aber die Augen einmal für ein Land oder Volk geöffnet, hat man das Wesentliche erkannt, weiß man, wohin man die Nebendinge zu stellen hat, so geht es dann gedeihlich weiter, und man entdeckt zuletzt überall Punkte, an denen man Interessen anknüpfen kann. Und am Ende, wenn die Quellen überall in's Rieseln gerathen, so geht es Einem wohl wie Goethe's Zauberlehrling, daß man sich vor den überreichlich fließenden Gewässern gar nicht mehr zu retten weiß.

Weiter bei Gelegenheit jener kleinen grünen Schönpflästerchen, jener einzelnen verstreuten angebauten Flecke, die den Reisenden auf diesen Inseln stutzig machen, und die er anfangs eher geneigt ist zu bespötteln als zu bewundern, weil sie ihm ein gar zu spärliches Cultur-Almosen für die übrigen überschwänglichen Wüsteneien sind, die er überall genießen muß, — bei Gelegenheit dieser Schönpflästerchen, sage ich, lese er doch schnell eine Stelle in einem dalmatischen Schriftsteller nach, der über den Ackerbau und die Gartencultur — ja, Ackerbau und Gartencultur! — auf den dalmatischen Inseln gehandelt hat, damit ihm jene Cultur-Fleckchen recht in ihrem eigentlichen und wahren Lichte erscheinen, und damit er keine Gelegenheit vorübergehen lasse, die sich ihm zur Betrachtung und Untersuchung eines solchen Fleckchens darbietet. Die Stelle aus Fortis, welche ich dem Leser empfehlen will, lautet so:

„Die Pflugochsen haben auf diesen dalmatischen Inseln wenig zu thun; denn die Cultur und Urbarmachung

des Bodens bleibt fast ganz den starken und fleißigen Armen der Menschen überlassen. Diese müssen zuerst ein Terrain, das zum Anbau bestimmt ist, ganz von den herumliegenden großen und kleinen Steinbrocken befreien und dieselben zu Mauern oder Steindämmen anhäufen, mit denen sie das kleine Feld umgeben, abgrenzen und schützen. Gewöhnlich haben diese künstlich geschaffenen Felder eine kreisrunde oder elliptische Figur und werden von den Insulanern „Coronali“ (Kranzfelder) genannt. Es giebt innerhalb der Umzäunung hie und da große Blöcke, Gipfel und Platten, welche sich nicht so leicht bewegen lassen, weil sie entweder zu schwer sind, oder mit der ganzen Masse des Gesteins, das den Körper des Landes bildet, zusammenhängen. Diesen plumpen Blöcken wird nun mit allen Arten von Instrumenten und Arbeiten der Krieg erklärt, und man begreift leicht, wie viel Zeit und Schweiß solche Vorbereitungen kosten. Die kleinen Cultur-Terrains von äußerst geringem Umfange, die man auf jenen Inseln hie und da liegen sieht, erforderten, um für den Anbau vorbereitet zu werden, ohne Zweifel vier- oder fünfmal so viel Mühe als ein vier- oder fünfmal besseres und größeres Terrain in der Lombardei. Das Wasser fehlt auf diesen Inseln durchweg in eben so hohem Grade, wie auf dem Karst bei Triest und wie auf allen dalmatischen Küsten, und die Bora oder der Nordostwind, der mit Gewalt von den Gebirgen Kroatiens und der Morlachei herabbraust, ist ihr großer Feind und Zerstörer. Um dem Mangel des Wassers so viel als möglich zu begegnen und den tödtlichen Hauch der Bora möglichst unschädlich zu machen, befleißigen sich die In-

sulaner bei jeder Rebe, die sie pflanzen, einen kleinen Berg von Erde und Steinen zu bereiten, der die Wurzeln in der Zeit der größten Trockenheit frisch erhält und zugleich dazu dient, in der Winterszeit den Rebstock ganz zu verdecken. Dazu pflanzen sie die Reben so dicht wie die Lombarden ihren Mais und halten sie ganz niedrig am Boden, indem sie ihnen von Jahr zu Jahr die Zweige abschneiden, damit das Ganze ein dichtes, niedriges und widerstandsfähiges Gebüsch bilde. Sie gebrauchen daher auch keine Pfähle oder anderweitige Stützen, um die Reben daran zu binden. Die Kunst, die Oliven, die häufig neben dem Weine in jenen kleinen Coronali der Inseln stehen, zu reinigen, zu beschneiden, auszuholzen und von ihren Krankheiten zu heilen, ist auf einigen dalmatischen Inseln in neuerer Zeit auf den Höhepunkt der Vollkommenheit gelangt. Auch die Oliven halten sie der Bora wegen und um viel Schatten zu erzeugen, ganz niedrig, wie die Weinstöcke. Selten pflanzen sie Oliven und Weinstöcke vermischt in denselben Coronali. Gewöhnlich haben sie besondere Coronali für die Oliven, besondere für den Wein und wieder besondere für das wenige Getreide, das sie bauen."

Diese Schilderung der besagten Schönpflästerchen oder Kranzfelder der Inseln mag vorläufig hinreichen, um das Interesse des Lesers für diese Inseln und ihre Bewohner zu wecken und ihn davon abzuhalten, gleich von vorn herein, den ersten Eindrücken sich hingebend, Alles zu verachten, vielmehr ihn anzufeuern, dem Zusammenhange der Dinge weiter nachzuforschen. Der Schriftsteller, dem ich jene Worte entlehne, hat zunächst nur

2*

die quarnerischen Inseln im Sinne gehabt; aber was er sagt, paßt mehr oder weniger auch auf die anderen größeren Inseln ganz Dalmatiens.

4.

Die „Kämme", die „Kohlen", die „Spötter", die „Stachelschweine".

Die beiden quarnerischen Inseln Cherso und Ossero sind nur durch eine sehr schmale Meerenge von einander getrennt, und sie bilden zusammen einen Felsrücken von beinahe 50 Miglien *) Länge, der gleichsam wie ein Pfeil in die Mitte des Busens von Fiume hineinstrebt und diesen in zwei Theile theilt. Streng und im engsten Sinne genommen heißt nur die nordwestliche Hälfte desselben längs der Küste von Fiume Quarnero, die Gewässer im Osten von Cherso-Ossero aber „Quarnerolo", d. h. der kleine Quarner, obwohl sie im Grunde gar nicht kleiner sind. Doch werden, wenn man das Wort im weiteren Sinne nimmt, auch beide Busen unter dem Namen Quarnero begriffen. Ja man kann diesem Namen eine noch umfassendere Bedeutung geben, und zwar auf folgende Weise:

Die Mauer des Velebitsch-Gebirges, die von Fiume an hart an der kroatischen Küste hinstreift und hier gleichsam das eigentliche Ufer des Meeres bildet, verläßt im

*) Italienische Meilen zu 1000 Wiener Klaftern, 60 auf einen Grad.

Norden von Zara, etwa von Carlopago an, das Ufer und hält sich mehr im Binnenlande. Das Uferland des eigentlichen Dalmatiens beginnt hier weit ins Meer hinaus vorzutreten und ein 5 Meilen breites Vorland vor dem Velebitsch zu bilden. Dieses Vorland, der Hauptkörper des dalmatischen Landes, begränzt nun im Südosten den mit Inseln gefüllten Busen, welchen Istrien im Nordwesten abgränzt. Linien, die man von Pola nach Zara, nach Carlopago und Fiume ziehen kann, bestimmen ungefähr die Figur dieses Busens, der bei den Geographen freilich in der Regel gar keinen Namen bekommt, den man aber am beßten die „quarnerischen Gewässer" nennen kann, und der allerdings auch zuweilen schon so genannt worden ist. — Der Busen hat zwar keine sehr auffallenden und markirten Grenzformen, aber nichtsdestoweniger ist seine Auffassung wichtig, wie ich gleich unten bei der Position und Bedeutung von Zara zeigen werde.

Bald hinter Ossero gelangten wir in die östlichste Abtheilung der so eben näher bestimmten quarnerischen Gewässer und fuhren längs einer Reihe von kleineren und größeren Inseln hin, welche die nördlichste Abtheilung einer großen Inselgruppe sind, die man unter dem Namen „Scogli di Zara" zusammenfaßt. Die äußersten dieser Inseln sind Premuda auf der rechten und Selve auf der linken Seite. Zwischen beiden fuhren wir hindurch, uns den Gewässern von Zara nähernd. Bei der Insel Premuda, so sagen die Schiffer und Geographen des adriatischen Meeres, beginnt die Spaltung der großen Meeresströmung aus Südwesten, und hier geht der eine

Arm nach Westen, nach Ancona hinüber, während der andere seinen Weg in der angenommenen Richtung bei Istrien vorüber nach Venedig fortsetzt. Es mag sein, daß diese Stromspaltung sich wirklich bei Premuda zuerst bemerklich macht. Allein ich habe oben schon gezeigt, daß die Ursache derselben wohl ohne Zweifel in Istrien zu suchen ist. Doch mag allerdings die durch Istrien verursachte Spaltung noch bis Premuda zurückwirken.

Der kleine Ort Selve mitten in einer tiefen Einsattelung der Insel gleiches Namens präsentirt sich recht freundlich. Ihm gegenüber liegt aber als Gegensatz eine Gruppe sehr schroffer und wüster Klippen, an denen das Meer aufschäumt, und welche die Dalmatier „i Pettini" (die Kämme) nennen. Es giebt noch eine solche Gruppe von „Pettini" in den Gewässern von Ragusa. Eine andere Gruppe ähnlicher Klippen, die bei der größeren Insel Lagosta liegen, werden von den Dalmatiern „i Carboni" (die Kohlen) genannt. Auch dieser Name kehrt noch an einer anderen Stelle im dalmatischen Archipelagus wieder. Und recht bezeichnende und gewissermaßen humoristisch-poetische Namen sind dieß für solche Felszacken, welche die Rippen der armen Schiffe auskämmen und, wie ein eiserner Kamm den Flachs, zerkratzen, oder an denen das Meer beständig aufschäumt, wie wenn sie glühende, zischende Kohlen wären, und wo, wenn er sich arglos naht, der Schiffer sich leicht die Finger verbrennt. Ich dachte bei diesen „Kohlen" im adriatischen Meere an die sogenannte „heiße Platte" in einem der Schweizer Alpengletscher, dem das Volk diesen Namen gegeben hat, weil beständig Lawinen und

Eisbröckel auf dieser Platte hinabschäumen und es so aussieht, als schmölze das Eis beständig an ihr ab. — Wieder eine andere kleine Klippengruppe nicht weit von Sebenico nennen die Leute „i Cuculiari“ (die Spötter). Auch in dieser Benennung liegt eine nicht geringe Poesie. Die Felsen spotten den Angriffen des Meeres. Sie scheinen aber auch, abwechselnd weiß beschäumt oder in den Wogen verschwindend und dann wieder mit grauen Köpfen hervorblickend, dem armen Schiffer gleichsam spöttische Gesichter zu zeigen. — Im Canal von Pasman bei Zara vecchia endlich liegt eine kleine Scogliengruppe, der man den Namen „Scogli Ricci“ (die Stachelschweine) gegeben hat. Auch nicht übel! Wer dieser Namengebung der dalmatischen Schiffer und Fischer in der angedeuteten Weise weiter nochforscht, wird wohl noch mehr dergleichen entdecken.

5.

Die Position von Zara.

Unser Dampfschiff in seiner selbstbewußten Kraft spottete seiner Seits wieder aller dieser Cuculiari, Pettini und Carboni und ließ sich auch weder durch conträren Scirocco, noch durch die bald einbrechende Nacht hindern, uns an den öden Küsten der Inseln Scarda, Isto, Melada, Sestragn, Bivagn auf vorgeschriebener Bahn vorüberzuführen, in die immer schmäler werdenden Gewässer von Zara hinein. Und Abends spät landeten

wir denn endlich in diesem ersten dalmatischen Festland-hafen.

Schon zu der Römer Zeiten und vielleicht auch schon vor ihnen war Zara der erste dalmatische Ort, den man, von Istrien, von Norditalien, von den Po-Ländern heranreisend, erreichte. Wir wissen, daß von Pola her nach Zara eine Hauptüberfahrt von Waaren, Personen, Truppen statt hatte, und daß der gewöhnliche Weg der von jenen Ländern ins Innere von Illyrien Reisenden über Zara ging, von wo aus sie sich dann auf den von hier abzweigenden Landwegen und Chausseen zu ihren Zielpunkten vertheilten. Auch hat es sich später zu den Zeiten der Byzantiner, wie zu denen der Venetianer als eine Stadt von bedeutendem Range und als ein wichtiger historischer Punkt behauptet. Es muß natürlich etwas in ihrer Weltstellung und geographischen Position und Umgebung liegen, was der Stadt stets diesen Rang erhalten hat. — Das Zunächstliegende ist dabei der Umstand, daß sich hier von der Küste aus eine kleine Halbinsel ins Meer erstreckt, die auf der einen Seite einen guten und sicheren Hafen abschließt, und die auch gerade so groß und so beschaffen ist, daß sie leicht vertheidigt und mit Mauern geschützt werden konnte. Die zahllosen Belagerungen, welche Zara ausgestanden hat, beweisen zur Genüge, daß der Ort nicht geringe Defensions-Vortheile darbietet. Es giebt an dem benachbarten Küsten-Abschnitt auf einer längeren Strecke keine zweite Halbinsel dieser Art, die zugleich so viele Vortheile, nämlich Zusammenhang mit dem Festlande, Vertheidigungsfähigkeit und Hafenschutz, vereinigte. Wie Pola in der Nähe der südlichsten Spitze

von Istrien, so lag Zara in der Nähe der nördlichsten Spitze des Hauptkörpers des dalmatischen (liburnischen) Landes, gleich jener an der Gränze oder an der Basis des oben näher bestimmten quarnerischen Meerbusens. Dieser Meerbusen ist, wie ich zeigte, rings umher, in Istrien und in Kroatien, dem Lande der alten barbarischen Japyden, von wilden Gebirgen umgeben. Ihn zu Lande zu umreisen, war stets schwierig und umständlich. Man durchschnitt daher vom Po-Lande und von Pola her seine Gewässer auf dem kürzesten Wege zu Schiffe und stieg in Illyrien bei Zara, dem äußersten leidlichen Hafen, ans Land. — Das Land hinter Zara bis an die Mauern von Velebitsch und die dinarischen Alpen ist ebener, leichter mit Kunststraßen zu versehen, für Truppen und Handels-Karawanen minder schwierig zu bewandern. Von hier an setzte man daher gern die Reisen und Märsche zu Lande weiter fort. Wie die Römer, so hielten auch die Venetianer den Punkt Zara als eine ihrer Hauptstationen fest. Es war ihnen der zunächst erreichbare Hafen der dalmatischen Terra Firma. Sie konnten Dalmatien von hier aus gleichsam am beßten packen und festhalten. Hierher konnten sie am schnellsten ihre Truppen und Befehle hinüberschiffen. Von Zara aus, das an der ganzen umliegenden Küste ihre Operationen zu unterstützen am beßten geeignet war, konnten sie das Land erobern. Zara war bei den verschiedenen Phasen, welche die venetianische Herrschaft in Dalmatien durchzumachen hatte, immer der letzte Punkt, den die Venetianer in Dalmatien aufgaben, und der erste, den sie wieder von Neuem angriffen. Sie machten daher Zara zu der Hauptstadt des Landes, zum Sitz ihres

dalmatischen Statthalters, des sogenannten Proveditore generale, zur Residenz der obersten Behörden des Landes. Dieselbe Bedeutung hat einstweilen die Stadt auch unter Oesterreich behalten. Doch werde ich unten zu zeigen versuchen, daß jetzt unter veränderten Umständen vielleicht ein anderer und besserer Centralpunkt in Dalmatien zu finden wäre.

Da wir bei Nacht in Zara ankamen und es bei Nacht auch wieder verließen, so sahen wir dießmal von dieser interessanten Stadt nicht mehr, als was uns die Laterne des Thorwächters an der Porta marina (dem Seethor) und die altmodigen Talglichter an der Abendtafel der Locanda al Vapore (des Wirthshauses zum Dampfschiff) davon beleuchteten. Doch hielten wir uns auf der Rückreise hier fünf Tage lang auf, deren für mich lehrreiche Resultate ich weiter unten geben werde.

Es ist, glaube ich, kein übler Rath, den man denjenigen, die Dalmatien besuchen und kennen lernen wollen, geben kann, wenn man ihnen vorschlägt, zuerst ohne Aufenthalt an Bord eines Lloyd-Dampfers von Triest in schneller Fahrt bis an das äußerste Ende Dalmatiens, bis nach Cataro zu reisen und erst auf der Rückreise an denjenigen Punkten, für die sie sich interessiren, etwas länger zu verweilen, und dann entweder zu Lande zu gehen oder daselbst die Ankunft eines folgenden Dampfschiffes abzuwarten. Auf diese Weise hat man wenigstens vor allen Dingen das äußerste Ziel der Reise gesichert und erreicht. Nach Hause kommt man dann immer wieder, während, wenn man sich auf der Reise bis zum Ziele aufhält, man sich nur gar zu leicht zum Bleiben verführen läßt und die für das Ganze vergönnte Zeit-

frist verliert, wie manche Feldherren, die erst am Wege jede Festung einnehmen wollen und dann am Ende gar nicht zum Ziele gelangen. Besser ist es, anderen Feldherren nachzuahmen und gleich in das Herz des feindlichen Landes vorzudringen.

Bis zu der Bocca di Cataro, wo Dalmatien endigt, ist eine ziemlich lange Strecke. Mit dem Dampfer macht man von Triest aus die Reise etwa in 5 bis 6 Tagen, je nach Wind und Wetter. Von Istrien aus sind es etwa 300 italienische Meilen. Dieß Alles hat man von alten Zeiten her Liburnien und Dalmatien genannt. Aber meistens ging dieser Name nicht tief ins Land einwärts, jetzt stellenweise nur wenige Stunden, und aufs Höchste nur 10 oder 12 Meilen. Gewiß hat schon Mancher diesen wunderlichen, schmalen Provinzen-Arm, mit welchem unser heutiges Oesterreich so tief nach Süden hinabgreift, betrachtet und dabei darüber nachgedacht, wie doch ein so wenig abgerundetes Gebiet entstanden und zusammengewachsen sei, welches von allen Ländern Europas die merkwürdigste Figur zu machen scheint. Sollte vielleicht Jemand dabei zu keinem genügenden Resultate gekommen sein, so will ich es versuchen, ihm zu helfen und die sonderbare, langgestreckte Figur Dalmatiens aus der Natur und Geschichte des Landes zu deuten. Ich sage, ich will es, aber ich muß es auch, denn so etwas schlägt gerade ganz in das Fach des Reisenden, der das Land selbst vor Augen hat, und der Leser muß sich daher auch seiner Seits, bevor ich ihn auf der Reise selber weiter führe, die Einschaltung dieser kurzen historisch-geographischen Skizze gefallen lassen.

6.

Geographisch-historische Skizze über Dalmatien.

Wäre Dalmatien etwa wie Sumatra, wie Florida oder wie Italien, eine lange auf beiden Seiten vom Meere umgebene Landzunge, so läge die gesuchte Erklärung gleich von vornherein auf der Hand. Man sähe dann bald, wie das Ganze ein zusammengehöriges geographisches Glied vorstellte und demnach auch ein historisches Ganze zu bilden geneigt sein mußte. Allein dieß ist nicht der Fall. Vielmehr zeigt sich Dalmatien geographisch ganz mit dem großen Hauptkörper der griechisch-slavischen Halbinsel verwachsen und ist nur der Küstensaum dieses Körpers. Wie kommt es, daß dieser schmale Saum zu allen Zeiten der Geschichte eine Tendenz zeigte, sich von jenem Körper zu trennen und sich als ein besonderes Ganze für sich hinzustellen? Man muß dabei zuerst ins Auge fassen, daß im Grunde genommen der Fall von Dalmatien nicht so selten ist, wie er auf den ersten Blick scheint, daß vielmehr die Küstenstreifen und Uferlandschaften aller großen Continentalmassen der Welt eine Tendenz haben, von den mit ihnen verwachsenen Binnenländern sich zu trennen. Es beruht dieß auf dem aus der Natur hervorgegangenen Gegensatz zwischen den Bedingungen des oceanischen und continentalen Völkerlebens. Es ist natürlich, daß die Anwohner der Küstensäume durch die gebotene Gelegenheit zu Handel und Schiff-

fahrt eigenthümliche Sitten und Gesetze annehmen und sich daher gern von den Ackerbau und Viehzucht betreibenden Binnenlandbewohnern sondern. Den großen Handel und Schifffahrt betreibenden Völkern ist das Meer die eigentliche Heimath. Sie haben an den Küsten nur einen Hafen, einen pied à terre von nöthen. Diesen müssen sie aber haben. Sie suchen deßhalb überall die Küstensäume zu gewinnen. Das Innere lassen sie den Hirten. So haben in alten Zeiten die Phönizier und nachher die Griechen viele Strecken längs des mittelländischen Meeres besessen. So haben die Römer, nachdem sie sich Flotten gebaut, vom Meere aus die großen Küstenlandschaften längs des ganzen Nordsaumes von Afrika erobert. So begründeten die schifffahrenden Deutschen an der langen Ostseeküste hinauf eine lange Reihe von Uferprovinzen, während das Innere des Landes den Russen und Polen verblieb. Und Aehnliches hat sich in vielen Weltgegenden zugetragen. Nur war selten das Phänomen so lange andauernd und, wenn ich mich so ausdrücken darf, so markirt, wie bei Dalmatien. Und daß dem so war, kommt von der eigenthümlichen Gestaltung dieses Küstenlandes und den zahlreichen Contrasten mannigfaltiger Art, die es bei einem Vergleiche mit dem Binnenlande darbietet.

Zuerst der klimatische Contrast. Das Binnenland ist überall ein hohes und verhältnißmäßig rauhes Gebirgsland, das mit seinen Bergen zum Theil ganz nahe an das Meer herantritt. Die höchsten Gipfel dieser Berge sind einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und von ihnen stürzt die kalte Bora auf das

adriatische Meer herab. Zwar sind die Küstensäume und die Inseln auch nicht eben; allein im Ganzen stufen sich doch die Berge sehr merklich nach dem Meere zu ab, und weder an der Küste, noch auf den Inseln kommen so hohe Ketten vor, wie es z. B. der Velebitsch und die dinarischen Alpen im Innern sind. Beide sind daher dem Anhauche des warmen Scirocco, der von Afrika herüberbläst, mehr eröffnet, während dieser im Innern auf den hohen Schneebergen, die er zu passiren hat, sehr bald seine wohlthätige Wärme verliert.

Der Küstensaum mit den Inseln gehört daher noch ganz in das Klima der italienischen und griechischen Länder und Meere, während das Innere in geringer Entfernung vom Ufer sich schon den pannonischen und skythischen Klimaten anschließt. Ueberall an der Küste gedeihen süße Weine, Oliven und andere südliche Früchte. Sogar die Aloës, die Agaven, die Cactus, die Dattelpalmen schicken längs dieser Küste die äußersten Ausläufer ihres Verbreitungsgebietes hinauf. Die ganze Vegetation des Küstenlandes ist, wie ihr Klima, griechisch-italienisch, und dieß allein schon mußte die Lebensverhältnisse an der Küste anders gestalten als im Innern. Griechische und italienische und überhaupt mediterraneische Cultur konnte sich hier leichter ausbreiten, während im Innern auch hierin Alles den Skythen — wenn ich mich hier etwas hellenisch-antik ausdrücken darf — angemessener sein mußte.

Die Hauptsache und das eigentlich Entscheidende ist aber die Art und Weise der Abgrenzung des festen Landes mit dem Meere, und hierbei ist zunächst die lange Inselkette, die sich längs der ganzen

Küste hinzieht, das Wichtigste. Diese Inseln sind, wie auch die Küste selbst, überreich an vortrefflichen Buchten und Häfen, welche den Schiffen den schönsten Schutz und Ankergrund gewähren. Auch haben sie überall neben ihren Häfen Berge, Felsen und andere Bodengestaltungen, welche leicht durch die Kunst befestigt werden konnten. Es boten sich demnach hier viele Anhaltepunkte dar, wo die See- und Handelsvölker des mittelländischen Meeres festen Boden gewinnen konnten, um von da aus Herrschaft und Einfluß auf das benachbarte Küstenland zu üben. Von diesen Punkten aus ließ sich leicht ein gewinnreicher Handel mit dem Innern betreiben.

Allein nicht blos die verlockende Aussicht auf Gewinn, sondern auch die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung und der Conservirung der bereits erworbenen Meeresherrschaft mußte diese Völker einladen und fast zwingen, die Inseln und Küsten auf der Ostseite des adriatischen Meeres besetzt zu halten. Ließen sie dieselben in die Hände der Barbaren des Innern gerathen, so bauten diese sich selbst Schiffe und störten durch Seeräuberei und kriegerische Unternehmungen die Handelsbewegungen der Culturvölker und bedrohten dann von den illyrischen Häfen und Festungen aus sogar Groß-Griechenland und Italien.

Man kann gewissermaßen die ganze Geschichte Dalmatiens als einen Kampf der griechisch-italienischen Culturvölker, die ihre Meere und Handelsstraßen schützen wollten, mit den Barbaren des Festlandes, die an die Küste und weiter über's Meer hinaus vordrängten, definiren und die ganze Reihe der wundervoll verbundenen Insel- und Küstenhäfen Dalmatiens als eine natür-

liche Kette bezeichnen, welche die ersteren, so zu sagen, immer angespannt und in gutem Stande erhalten mußten, damit die letzteren nicht daraus hervorkämen. — Es mußte hier stets eine langgestreckte Provinz am Meere hin gebildet werden, die gleichsam wie ein Damm an demselben sich hinzog, um die wilden Gewässer des Innern an dem Hervorbrechen zu hindern. Wir können diese schmale Küsten-Provinz, diese Kette, diesen Damm, als welche Dalmatien noch heutiges Tages erscheint und wirkt, auch fast zu allen Zeiten der Geschichte nachweisen, wenn sie auch nicht immer so vollständig erscheint wie jetzt und allerdings zu Zeiten großer Völkerwanderungen und Verwirrungen auf kurze Perioden gänzlich verschwindet.

Das älteste Schiffer- und Handelsvolk, welches wir auf den zum mittelländischen Meere gehörigen Gewässern kennen, waren die Phönizier. Es ist ziemlich gewiß, daß sie auch in das adriatische Meer eindrangen und Niederlassungen längs der illyrischen Küste besaßen. Freilich können wir diese Punkte nicht mehr bei Namen nennen. Doch reichen z. B. die Sagen von Ragusa bis in die phönizische Zeit hinauf, da nach ihnen der Phönizier Cadmus die Mutterstadt Ragusa's, Epidaurus, angelegt haben und als König der sogenannten Enchelienser diesen illyrischen Küstenstrich beherrscht haben soll. Auch haben noch die heutigen Enchelienser, d. h. die Bewohner des Raguseischen Küstenstriches Canale, obwohl sie slavisch sprechen, keineswegs slavisches Blut und slavische Gesichts- und Körperbildung, gleichen vielmehr den Orientalen und sind, nach der vielleicht nicht

unbegründeten Meinung Einiger, directe Abkömmlinge der Phönizier.

Vielleicht war dieses Eindringen der Phönizier in den südlichen Theil des adriatischen Meeres gleichzeitig mit der Handelsblüthe pelasgischer Ansiedler im Norden desselben. Wir hören hier von einer alten pelasgischen Handelsstadt Spina an den Mündungen des Po, die sehr mächtig und reich gewesen sein soll und vielleicht die erste und älteste Vorgängerin des späteren Venedig war. Die Pelasger sollen auch einige der dalmatischen Inseln, namentlich das durch seine Position in der Nähe des Centrums des adriatischen Meeres so wichtige Lissa besessen und benamt haben. Lange Zeit hindurch hieß nach ihnen das ganze adriatische Meer das pelasgische, sowie auch noch heutiges Tages der Name der kleinen Insel Pelagosa bei Lissa an die pelasgische Zeit erinnern soll.

Den Pelasgern folgten die Liburnier, die nach der Meinung Einiger nur die Nachkommen und Schüler der Pelasgier gewesen sind. Sie hatten Handelsbeziehungen, Colonieen und Besitzungen an beiden Küsten des adriatischen Meeres hin, das von nun an nicht mehr das pelasgische, sondern das liburnische genannt wurde. Wie phönizische Kriegsexpeditionen und Handelsunternehmungen den Pelasgern theils die Hand reichen, theils ihre Blüthe durchkreuzen mochten, so mochten zur Zeit der liburnischen Uebermacht griechische Eindringlinge, Abenteurer, Flüchtlinge und Speculanten dieß Meer zu besuchen beginnen. Schon vor dem trojanischen Kriege zogen die Argonauten und die ihnen folgenden Colchier hierher und gründeten Städte auf den nördlichen Inseln

und Halbinseln der illyrischen Küste, wo noch heutiges Tages ihre in mythisches Dunkel gehüllten Expeditionen nicht vergessen sind. Ebenfalls noch vor dem trojanischen Kriege kam ein Häuptling der Aetolier, Diomedes, hierher, dessen Name für lange Zeit an ein gewisses Vorgebirge Dalmatiens, sowie an ein paar kleine Inseln, die ich unten näher bezeichnen werde, geheftet blieb.

Nach der Zerstörung von Troja soll Antenor mit einer Flotte hierher vorgedrungen sein und auf einer der dalmatischen Inseln die Stadt Curzola begründet haben.

„Die liburnische Blüthezeit", sagt Virgil, „war schon vorüber, als Antenor kam", und ihr folgte gleichzeitig mit der Uebermacht der Griechen in Süditalien (Großgriechenland) die **etruskische** Periode im Norden Italiens. Die Etrusker gründeten, als Nachfolgerin von Spina, die Stadt Adria an den Mündungen des Po, und diese etruskischen Adriaten spielten in den Jahrhunderten nach dem trojanischen Kriege beinahe dieselbe Rolle, die in späteren Zeiten den Venetianern zufiel. Sie hatten Niederlassungen an verschiedenen Punkten ihres Meeres, so auch auf den dalmatischen Inseln und namentlich auf Lissa, wo man noch heutiges Tages als handgreifliche Spuren ihrer Anwesenheit etrurische Vasen und andere etrurische Alterthümer ausgräbt. Jedoch dauerte die etrurische Blüthe verhältnißmäßig nicht lange. Die Invasion der barbarischen Gallier im Norden von Italien schwächte sie, während die Griechen im Süden sich länger bei Kraft und Leben erhielten.

Die **Celten** drangen von Italien aus auch in Illyrien ein und gründeten dort auf der Ostseite des adriatischen Meeres ein mächtiges celtisch-illyrisches König-

reich, das die etruskischen Colonieen auf den Inseln bedrohte. Gegen diese in Macht wachsenden Celto-Illyriker riefen die etruskischen Adriaten die sicilischen Griechen zu Hilfe, die unter dem alten Dionysius, dem Tyrannen, mit einer Flotte kamen und sich auf der Insel Lissa ansiedelten, sowie bald darauf eine andere Colonie von Griechen, Auswanderern von der Insel Paros, sich neben Lissa auf der Insel Lesina niederließ, welche nach ihnen den Namen Pharos bekam. Nach dieser Zeit, im fünften, vierten und dritten Jahrhundert vor Christi Geburt haben auf diesen dalmatischen Inseln daher mehre griechische Handelscolonieen geblüht, und es hat hier ein griechisches Inselreich bestanden, das etwa dem ähnlich sein mochte, welches noch heutiges Tages längs der epirotischen Küste die Engländer unter dem Namen der ionischen Republik besitzen. Das syrakusisch-griechische Lissa scheint das Haupt dieser Insel-Republik gewesen zu sein. Von da aus wurden auch auf der Küste des Festlandes Erwerbungen gemacht und in der Gegend des heutigen Spalato die Städte Tragurium (jetzt Trau) und Epezium (jetzt Strobez) gestiftet.

Den Griechen folgten in Süditalien und nach und nach überall die Römer. Nach Dalmatien wurden sie auf ähnliche Weise durch die Bewohner der griechischen Inselstädte hinüber gerufen, wie diese Inselstädte auch, als sie noch etruskisch waren, ihrer Seits die Griechen gerufen hatten, nämlich zur Hilfe gegen die wieder überhandnehmende Macht der Festlandvölker, mit denen, wie ich sagte, die dalmatischen Inseln und Küsten als in beständigem Kampfe begriffen betrachtet werden müssen. Die erste Insel, welche die Römer nahmen, war wieder die-

jenige, die dem Centrum des adriatischen Meeres und der italienischen Küste zunächst lag, nämlich Lissa, dessen geographische Position ich unten näher beleuchten werde. Von den Inseln und von Istrien aus eroberten die Römer in einem zweihundertjährigen Kampfe, dessen einzelne Kriegszüge und Ereignisse hier nicht näher beleuchtet werden können, nicht nur die ganze dalmatische Küste, sondern auch das ganze Innere des großen Continentalstücks, dessen Saum sie ist.

Zuletzt hatte, wie es scheint, die ganze Kraft dieses westlichen Theiles der griechisch-slavischen Halbinsel sich zum Widerstande gegen die Römer in einem Staate oder in einer Art republikanischer Eidgenossenschaft zusammengezogen, deren Centralpunkt und Hauptstadt ein Ort war, den die Römer Dalminium nannten. Dieses Dalminium, Dalma oder Delme lag in einem Thale im Innern des Landes etwa zehn Meilen von der Küste bei Spalato entfernt (es soll das heutige türkische Städtchen Duvno in der Herzegowina sein). Vielleicht ist der Name dieses Orts aus dem Slavischen von dem Worte „Dol“ oder „Dolina“ abzuleiten. Weil diese Dalminier oder Dalmaten den Römern am längsten Widerstand leisteten und zu Zeiten bei wechselndem Kriegsglücke auch das ganze Küstenland beherrschten, so nannten sie nach ihnen die ganze am Ende eroberte Provinz Dalmatien, ein Name, der sich, wie so vieles von den Römern Begründete, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Unter den Römern, die vom adriatischen Meere bis zum Pontus im Osten und bis zum Ister im Norden hinüber ihre Herrschaft ausbreiteten, verschwand der politische Gegensatz zwischen dem Küstensaume und dem

Innern. Dalmatien, oft im engeren, oft im weiteren Sinne aufgefaßt, bildete einen Theil der großen römischen Provinz Illyricum. Doch trat jener Gegensatz sehr bald bei dem Verfall und der Theilung der großen römischen Weltherrschaft wieder hervor. — Die Germanen, Gothen, Hunnen, Slaven befreiten, wenn man sich dieses Ausdrucks hier bedienen darf, zuerst die weiten inneren Landstriche von der Römerherrschaft und fielen dann auch in die Küstenlandschaften an der Ostseite des adriatischen Meeres ein, in denen am Ende die letztgenannten, die Slaven, als Grundbevölkerung sitzen blieben, während in den Städten sich noch römisches Leben, römische Sitte, römische Communverfassung lange erhielten und viel länger als in den Städten des Innern, die vom Meer aus nicht so leicht mit Flotten unterstützt werden konnten. In den verschiedenen Theilungen des römischen Reichs ward der dalmatische Küsten- und Inselsaum zuweilen dem orientalischen, meistens aber dem occidentalischen Reiche zugetheilt, weil er von Italien aus leichter erreicht und beschützt werden konnte und von jeher durch das adriatische Meer mit den italienischen Interessen mehr verknüpft war als mit den byzantinischen. Als aber am Ende das byzantinische Römerreich noch allein übrig blieb, erbte dieses auch allein die Oberhoheit über das adriatische Meer und eroberte und besaß dort lange Jahrhunderte hindurch mehre Küstenstriche, die es von seinem Exarchate in Ravenna aus regierte. Ravenna war damals etwa dasselbe, was in früherer Römerzeit Aquileja und vor den Römern Adria und Spina gewesen waren, der Angelpunkt des adriatischen Meereslebens. Die byzantinischen Kaiser nannten ihr langes dalmatisches

Land „Thema", was man etwa mit „Ansatz" oder „Saum" übersetzen kann. Ein sehr bezeichnender Name für ein Küstenland.

Die byzantinischen Griechen waren nach dem Untergange Westroms lange Jahrhunderte hindurch, wie vor den Römern die Hellenen, die Hauptpfleger der Cultur und des Handels, die Besitzer von Flotten und die Beherrscher der Meere, und sie konnten daher überall die Küstenpunkte mit mehr oder weniger Glück gegen die handels- und schifffahrtsunkundigen Hirtenvölker vertheidigen. Zahllos sind die byzantinischen Flotten, welche ins adriatische Meer hineinsegelten, um hier das Ansehen der östlichen Kaiser aufrecht zu erhalten. Oft aber, wenn man in Byzanz sich zu schwach fühlte, mußten die römisch-griechischen Küsten und Inselstädte sich selbst ihrer Haut wehren, und es bildeten sich daher in ihnen unabhängige und städtische Gemeinden, kleine Republiken aus, welche zuweilen auf eigene Hand mit den Barbaren des Innern Krieg und Frieden machten, und über welche die byzantinischen Kaiser oft nur eine nominelle Oberhoheit ausübten, etwa wie unsere Kaiser über die freien Reichsstädte. — Im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert waren Zara, Trau, Spalato, Ragusa rc. solche freie Stadt-Republiken. Doch hat von allen diesen Communen nur Ragusa das Glück und die Geschicklichkeit gehabt, sich seine Freiheit und Souveränetät auf lange Zeit zu erhalten. — Zuweilen sehen wir in Zeiten der Gefahr einige dieser Städte mit einander in Bündnisse treten und eine Art Eidgenossenschaft bilden, so daß der Ausdruck „Suisse maritime" (Meer-Schweiz), den ein geistreicher Mann in Bezug auf das dalmatische Küsten- und Inselland ge-

braucht hat, für keine Zeit besser paßt als für die Periode, die der ungarischen und venetianischen Uebermacht vorangeht.

Die Venetianer, die von dem 8ten Jahrhundert an ihre politische und commercielle Macht mehr und mehr entwickelt hatten, mußten natürlich sehr bald, wie die alten Pelasger, wie die Etrurier von Adria, wie die Römer und Griechen ein Auge auf die dalmatische Küste werfen, ohne deren Besitz sie keine Herrschaft über dieses Meer ausüben konnten. Schon im 10ten Jahrhundert fingen ihre Collisionen, ihre Kriege und Verhandlungen mit den dalmatischen Städten und mit den legitimen Schutz- und Oberherren derselben, den byzantinischen Kaisern, an. Mehre Male eroberten sie die eine oder andere derselben, mehre Male verloren sie sie wieder, mehre Male traten ihnen die byzantinischen Kaiser den Besitz und die Hoheitsrechte über diese Städte ab, mehre Male entzogen sie ihnen diese Abtretungen wieder. — Doch schien schon einmal zu der Zeit der Eroberung Konstantinopels durch die Venetianer und Franzosen die venetianische Herrschaft an vielen Punkten längs der ganzen dalmatischen Küste ziemlich fest begründet. Aber sie verloren wieder Alles an die unter ihrem großen König übermächtig werdenden Ungarn, denen sich die Küstenstädte in die Arme warfen, um sich von den Venetianern zu befreien, während sich zuweilen einige von ihnen auch wohl wieder den Venetianern in die Arme warfen, um sich vor den Ungarn zu retten.

Der venetianische Doge hatte längst den Titel eines Herzogs von Dalmatien, der ihm von den byzantinischen Kaisern zuweilen zugestanden, zuweilen verweigert wurde,

angenommen, als die Ungarn, unbekümmert um Venedigs oder Konstantinopels Ansprüche, fast das ganze alte Illyricum, Kroatien, Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien bis zu den Bocche di Cataro und bis an die Gränzen Albaniens beherrschten.

Der Verfall der ungarischen Macht in diesen Gegenden und das abermalige und ausgedehntere Umsichgreifen der Venetianer datirt von der Zeit des Uebergewichts der Türken auf der griechisch-slavischen Halbinsel. Nachdem die ungarische Macht in den unglücklichen Schlachten von Varna und Mohaz gebrochen war, und bevor die Türken bis zum adriatischen Meere reichen konnten, fingen die Venetianer im 14ten und 15ten Jahrhunderte und mit noch mehr Erfolg im 16ten von Neuem an, ihre von den byzantinischen Kaisern abgeleiteten Ansprüche auf die dalmatischen Küstenlandschaften geltend zu machen und dieselben stückweise zu erobern. Diese Eroberung war um so nöthiger, da in den Zeiten der Verwirrung, welche bei der Auflösung des ungarischen Regiments in Dalmatien folgte, sich hier namentlich an den Mündungen der Narenta und später bei Almissa und einigen anderen Punkten kleine Seeräuberstaaten gebildet hatten, welche den venetianischen Handel außerordentlich belästigten. In einer langjährigen Periode von Kriegen mit diesen Narentinern und Almissanern, so wie auch mit den immer nach eigener Selbstständigkeit trachtenden dalmatischen Städten, die aber nun nicht mehr so kräftigen Widerstand leisteten, theils weil sie keine Hülfe von den Ungarn oder Serben mehr erwarten konnten, theils weil hier wie überhaupt in Europa die Zeit der Macht der freien kleinen Stadtcommunen vorüber war, erwarben endlich

die Venetianer fast sämmtliche dalmatische Inseln und fast den ganzen Küstenstrich bis nach Cataro hinab. Bloß die Stadt Ragusa und deren Gebiet besaßen sie nur einmal vorübergehend. Dieß war, wie ich schon andeutete, die einzige der römisch-griechischen Communen Dalmatiens, die im Bündniß zuerst mit den byzantinischen Kaisern, dann mit den Nachfolgern derselben, den türkischen Sultanen, den Venetianern mit Erfolg Widerstand leistete und sich ihre Unabhängigkeit wahrte.

Die Türken aber, welche den Venetianern, wie gesagt, durch ihre Siege über die Serben und Ungarn, anfangs am adriatischen Meere gute Dienste geleistet hatten, fingen nun auch ihrer Seits an, diesem Meere sich zu nähern und Venedigs Herrschaft daselbst zu bedrohen. Sie besetzten sehr bald mehre Punkte ganz in der Nähe der Küste, z. B. Clissa bei Spalato, Scardona bei Sebenico, und das venetianische Dalmatien war beinahe bloß auf die Inseln und einen ganz schmalen Küstensaum beschränkt. Fast schien es, als sollten die Venetianer abermals, wie einst durch die Ungarn, so nun durch die Türken völlig verdrängt werden. Wären die Türken bei ihrer zweiten Belagerung von Wien glücklich gewesen, so wäre dieß vielleicht auch geschehen. Schon war das christliche Albanien nach der Besiegung Scanderbegs ihnen unterlegen. Aber ihre Niederlage bei Wien und die ihr folgenden Niederlagen bei Ofen rc., so wie ihre völlige Verdrängung aus Ungarn durch die Oestreicher verschafften den Venetianern wieder Luft. Den dalmatischen Insel-Archipel bekamen die Türken von den von ihnen besetzten Höhen aus bloß von Weitem zu sehen. Und wenn auch die Venetianer in den östlicheren

Gegenden den Türken erlagen, so konnten sie doch hier in diesen westlichen Strichen ihnen nun mehr Energie entgegensetzen, und in einer Reihe erfolgreicher Kriege eroberten sie, von den Inseln und der Küste aus immer mehr ins Innere vordringend, im Verlaufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts einen Strich nach dem anderen, nach den Ländern des sogenannten „vecchio acquisto" die Striche des sogenannten „nuovo acquisto" und zuletzt den „nuovissimo acquisto", und so stand denn endlich etwa im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das venetianische Dalmatien so fertig und mit derjenigen Gränzentwickelung da, wie wir es noch heutiges Tages erblicken.

Die Venetianer hatten, wenn man bei ihrem ersten Erscheinen in Dalmatien zu rechnen anfängt, etwa achthundert Jahre oder, wenn man bei ihrem zweiten Auftreten nach der Zeit des ungarischen Uebergewichts beginnt, etwa dreihundert Jahre gebraucht, um ihr Dalmatien Stück für Stück so zusammenzufügen, wie sie es nun seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts etwa noch hundert Jahre lang ruhig besaßen und gouvernirten.

Eine andere Macht, die auf den Trümmern magyarischer und ottomanischer Größe an der Donau sich ausbreitete, das glückliche Haus Oestreich, war auch hierin glücklicher. Es erbte die ganze Mosaik der adriatischen Küsten-Schweiz, das ganze Stück für Stück eroberte venetianische Dalmatien auf ein Mal, und dasselbe fiel ihnen im Frieden von Campo formio in Folge einer Verabredung und eines Federstrichs auf ein Mal zu, nachdem die Franzosen das alte morschgewordene Haus des Dogen und der Signoria über den Haufen gestoßen hatten. Zwar verlor es nachher dasselbe für eine kurze Zeit,

gewann aber später nach dem Sturze Napoleon's nicht nur das Ganze wieder, sondern completirte die dalmatische Küstenlandschaft auch noch durch das Gebiet der Republik von Ragusa, welche die Venetianer nie hatten erlangen können, und welche die Franzosen ebenfalls für Oestreich umzustoßen das Geschick oder Ungeschick hatten.

Aus diesem kurzen Ueberblick der politischen Schicksale des östlichen adriatischen Küstensaumes geht also zur Genüge hervor, und das war eben das Resultat, welches wir durch jene Digression gewinnen wollten, daß es mehr oder weniger zu allen Zeiten sich als ein solches besonderes langgestrecktes Küstengebiet darstellte, wie es dieß noch heutiges Tages thut. Meistens wurde es von den italienischen und griechischen oder überhaupt mediterraneischen Culturmächten beherrscht und von seinem Continente abgelöst, zuerst in den ältesten Zeiten als phöniziſches, pelasgisches, liburnisches, etrurisches, dann als griechisches Colonienland, später als eine römische Küstenprovinz, als byzantinisches Thema, zuletzt als ein venetianisches General-Proveditoriat. Während des größten Zeitraums der Geschichte hing es mit dem Westen, mit Italien zusammen, unbestimmte Jahrhunderte lang unter den Pelasgern und Etruriern, unter den Spinaten und Adriaten, dann unter den sicilianischen Griechen, nachher vierhundert Jahre unter den Römern, dann wieder achthundert Jahre unter den Venetianern und endlich einige Jahre unter dem von Napoleon gestifteten Regno d' Italia. Doch fiel es zuweilen auch, z. B. bei einigen Theilungen des römischen Weltreichs, und dann später vierhundert Jahre lang nach der Zerstörung Westroms dem Oriente, den orientalischen Griechen anheim.

Uebrigens konnte sich das Land auch nie ganz den Einflüssen der Begebenheiten auf dem Continente, mit dem es als Küstensaum verwachsen war, entziehen. Zu wiederholten Malen nahmen es die alten illyrischen und nachher die celto-illyrischen Könige hinweg. Die Gothen, die Hunnen und nachher vor Allen die Slaven drangen hier bis in das Meer hinein vor. — Eine Zeit lang überwältigten die Magyaren beinahe das Ganze, später kamen die Türken auch wenigstens bis an den hohen Rand der Küste. Stets stand der continentale Osten dräuend dem Lande im Rücken. Doch waren im Ganzen die Perioden seines entschiedenen Uebergewichtes kürzer als die Perioden der Herrschaft des Westens. Endlich hat in unserer Zeit die östreichische Continentalmacht Alles für sich genommen. Doch haben fast gleichzeitig mit ihr schon wieder andere Seemächte ins adriatische Meer hineingeblickt, erstlich die Russen, die im Anfang dieses Jahrhunderts zum ersten Male kamen, und dann die Engländer, die bereits einmal das adriatische Malta, nämlich die Insel Lissa, einige Jahre hindurch, wie früher die auf demselben Wege eingedrungenen Griechen und Sicilianer, besetzt hielten, und die noch jetzt innerhalb der Thore des adriatischen Meeres auf Corfu stehen.

Die neue Constellation, in welche nun seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Ostküste des adriatischen Meeres getreten ist, kann man, däucht mich, etwa so bezeichnen: In Folge eigener Kraftentwickelung, so wie in Folge der von Russen und Engländern, welche gegen die Franzosen hier mit Flotten operirten, geleisteten Hilfe stellt sich Oestreich jetzt auf dem ganzen adriatischen Meere als die Erbin der Venetianer, der Aquilejenser, der Adria-

ten, der Griechen, Pelasger und Liburnier und überhaupt aller der Mächte dar, die einmal Herrschaft auf diesem Meere übten, und schickt sich seit einiger Zeit mit mehr Energie als je an, dieser Herrschaft Nachdruck zu geben und sich in dieser Meeresabtheilung als Seemacht zu etabliren. Sollte Oestreich einmal — was zwar weder zu hoffen, noch auch vorerst zu erwarten ist, was aber ein Historiker sich immer als möglich denken muß, — sollte einmal Oestreich mit seinen jetzigen Freunden in Collisionen gerathen, so würden vornehmlich Frankreich, Rußland und England diejenigen Mächte sein, deren Aus- und Absichten hiebei zu erwägen wären. Frankreich könnte nur als Beschützer und Beförderer der sogenannten italienischen Unabhängigkeit, als alter Gönner des nie zu Stande kommenden Regno d' Italia, auf Dalmatien einwirken. Als solcher hat es, wie bemerkt, noch im Anfange dieses Jahrhunderts einmal alle Küstenländer des adriatischen Meeres eine Zeit lang besessen. Doch ist es jetzt glücklicher Weise sehr in den Hintergrund gedrängt und auch durch seine afrikanischen Expeditionen in westlicheren Abtheilungen des mittelländischen Meeres beschäftigt. — Mehr in den Vordergrund treten dagegen, als zu beobachtende Competenten, die Russen und Briten. Jene, die Russen, welche man oft als die Erben der byzantinischen Kaiser bezeichnet hat, haben auch schon seit längerer Zeit ihr Augenmerk auf Dalmatien, wie auf alle anderen mit dem ehemaligen griechischen Kaiserthume zusammenhängenden Landstriche gerichtet. Unter den nicht sehr zahlreichen Griechen des Landes haben sie sehr begreifliche Sympathieen, und in den Montenegrinern erhalten sie sich schon seit mehr als hundert Jahren

Verbündete und Freunde. Vorübergehend haben sie auch schon einmal die Umgegend der Bocche di Cataro, die dalmatischen Inseln Curzola, Lessina und einige andere besetzt gehalten. Die Briten, deren Handelseinflüsse in den Gewässern der Levante bis auf den heutigen Tag im Steigen waren, die auch schon das Thor des adriatischen Meeres, Corfu, besetzt halten, möchten ohne Zweifel wohl gern auch innerhalb dieses Meeres einen Punkt gewinnen und haben vermuthlich als solche Punkte Lissa und die Bocche di Cataro oder einen Hafen Albaniens ins Auge gefaßt. Jenes besaßen sie, wie gesagt, schon eine Zeit lang im Anfange dieses Jahrhunderts.

7.

Ethnographische Skizze über Dalmatien.

Alle die in der vorangehenden historischen Skizze aufgeführten Völker, die nach Dalmatien kamen oder dieses Land mehr oder weniger lange beherrschten, haben mehr oder weniger nachweisbare Spuren ihrer Anwesenheit im Lande zurückgelassen. Ich kann hier zwar nicht auf eine erschöpfende Ethnographie des so bunt gestalteten Dalmatiens eingehen; da der Leser aber mit mir fast keinen Schritt mit Nutzen wird thun können, ohne von den Bevölkerungsverhältnissen wenigstens eine übersichtliche Notiz zu nehmen, so will ich wenigstens, so weit mir die Sache klar geworden ist, in einer kurzen Skizze zusammenfassen, was mir als das Wesentlichste aus der Ethnographie Dalmatiens erscheint.

Im Ganzen kann man wohl sagen, daß es zwar fast kein Volk Europas giebt, das nicht einmal an den Küsten Dalmatiens erschienen sei und eine Zeit lang dort Wurzeln getrieben habe. Orientalische und occidentalische, nördliche und südliche Völker kamen hierher. Normannische Expeditionen wie britische, saracenische wie maurische waren hierher gerichtet. In der Hauptsache aber erscheint des Landes Bevölkerung jetzt, wie zu allen Zeiten als ein Gemisch von denjenigen Stämmen, welche die griechische und italienische Halbinsel bewohnten. Schon die ältesten Geographen stellen es so dar, wie es sich noch heute zeigt, als von Skythen im Innern bewohnt, mit einem Anfluge von Italienern und Griechen an der Küste und in den Städten.

Wollte man die Ethnographie Dalmatiens nur nach der jetzt im Lande herrschenden Sprache schildern, so wäre dieß ziemlich leicht. Denn im Ganzen genommen ist das Land nur doppelsprachig, und Alles spricht entweder bloß slavisch oder italienisch, oder in den meisten Fällen beide Sprachen zusammen. Schwerer aber ist es, wenn man die Völker in ihre ursprünglichen Bestandtheile zersetzen und zeigen will, welche Elemente unter diesem allgemeinen Deckmantel der beiden Sprachen versteckt sind. Am bequemsten kann man, so scheint es mir, Alles unter folgenden Rubriken auffassen:

1) **Griechen.** — Wenn auch die hellenischen Colonisten aus Sicilien, Paros, Sparta nicht als die ersten Städtebauer auf den dalmatischen Inseln und Küsten betrachtet werden können, da vermuthlich schon vor ihnen diese Städte existirten, so sind diese Ansiedelungen doch die ältesten, von deren Existenz und Blüthe wir etwas

Genaueres wissen. Manchmal ist uns freilich nicht viel mehr als der Name von diesen Städten übrig geblieben. Doch haben wir von vielen auch noch wohlverbürgte Nachrichten, so wie auch noch heutiges Tages ziemlich zahlreiche griechische Münzen, die auf den dalmatischen Inseln ausgegraben werden, und die einst von den Regenten jener Städte geprägt wurden.

Im Ganzen ist aber wohl das hellenische Element schon zu der Römer Zeit wie in Süditalien, so auch in Dalmatien, in dem römischen oder italienischen Elemente völlig aufgegangen.

Etwas bedeutender mögen die Spuren aus der späteren byzantinischen Zeit sein. Die byzantinischen Kaiser ließen zwar ihre römischen Städte in Dalmatien bei ihrer von den Römern regulirten Communal-Verfassung. Doch ist wohl sehr denkbar, daß auch byzantinische Einrichtungen und Sitten sich hinüberschleppten. Selbst bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken wurden viele vertriebene Byzantiner in Dalmatien, namentlich auch in Ragusa, gastfreundlich aufgenommen. Und noch heutiges Tages giebt es nicht nur in den Städten des Landes, sondern auch unter den Landbewohnern, z. B. unter den Häuptlingen der slavischen Stämme an der Bocca, viele, die byzantinische Namen haben, und die sich byzantinischen oder griechischen (vielleicht gar auch hellenischen?) Ursprungs rühmen.

2) **Italiener.** — Ziemlich allgemein verbreitet ist die Meinung, daß das italienische Element in Dalmatiens Bevölkerung erst durch die Venetianer dahin gekommen sei. Diese Meinung beruht aber wohl auf einer ziemlich kurzsichtigen Vorstellungsweise. Wir finden itali-

enischen Bevölkerungsanflug schon so frühzeitig, als überhaupt das Licht der Geschichte uns leuchtet, und können die Conservirung dieses Anflugs, wenn ich mich so ausdrücken darf, mittels nur von Italien her zugeführter Nahrung durch alle Läufe der Zeiten fast ununterbrochen verfolgen. Wenn ich nicht weiter als bis zu den alten Etruriern hinaufsteigen will, die doch unzweifelhafte Italiener waren, und deren Spuren wir auch unzweifelhaft auf den dalmatischen Inseln und Küsten finden, so reicht doch die Italienisirung dieses Landes wenigstens bis zu dem achten Jahrhundert vor Christi Geburt, in welches die Hauptblüthezeit der etrurischen Macht und Cultur fällt, hinauf. Etrurische Vasen und einige andere Kunstgegenstände sind aber das Einzige, was man aus dieser etrurisch-italienischen Epoche noch übrig findet.

Die bedeutungsvollste und nachhaltigste Italienisirung des Landes geschah durch die Römer. Sie dirigirten zahlreiche Colonieen hierher, gründeten Städte und führten überall die römische Municipal-Verfassung ein, die selbst noch lange Jahrhunderte nach Roms Untergange bestanden hat. Auf diesen römischen Städte-Verfassungen beruhten die alten Gewohnheiten, Gesetze, Freiheiten und Privilegien Zaras, Spalatos, Ragusas rc., welche diese Städte sich so oft von den byzantinischen Kaisern und dann von den Ungarn und Venetianern, zuweilen auch von slavischen Fürsten bestätigen ließen. — Und zum Theil beruhen ihre Communal-Einrichtungen noch heutiges Tages darauf. — Einzelne Familien, die ihren Ursprung bis nach Rom zurück datiren, giebt es in Dalmatien und Istrien so gut wie in anderen von den Römern besetzten Ländern. Auch ist das Land noch

heutiges Tages voll römischer Kunstwerke, Gebäude und Einrichtungen. Es giebt römische Cisternen, die noch jetzt Wasser geben (z. B. in Zara), römische Chausseen, die noch jetzt befahren werden, römische Gebäude, die noch jetzt bewohnt werden (z. B. in Spalato), alte römische Sitten und Gebräuche, die noch heutiges Tages geübt werden.

Man kann sagen, daß, so wie die große Cisterne, der sogenannte Cinque pozze (der Fünfbrunnen) in Zara in seinen Substructionen römisch ist, aber von einem venetianischen Baumeister (dem berühmten Sammicheli) restaurirt und vollendet wurde, so auch das ganze sociale Gebäude von Dalmatien in seinen Grundlagen römisch, aber später von den Venetianern ausgebaut worden sei. Als Zwischenglied zwischen den Römern und Venetianern ist dann die byzantinische Herrschaft zu betrachten, unter der das italienische Element in den Städten trotz der slavischen Einwanderungen und trotz der ungarischen Herrschaft fortglimmte. Außer den Römern hat das Land Niemand so lange beherrscht und kein Volk so bedeutend auf seine Zustände eingewirkt, wie die italienischen Venetianer. — Sie modelten die Verfassungen der Städte nach der ihrer eigenen Stadt. Sogar die ihnen nicht unterworfenen Raguser nahmen Venedig in vielen Dingen zum Muster. — Die Venetianer frischten das unter der Herrschaft der Slaven und Ungarn einigermaßen gedämpfte italienische Leben in den Städten wieder auf und führten ihnen neue italienische (venetianische) Bevölkerungs-Elemente zu. — Viele dalmatische Familien leiten ihren Ursprung aus Venedig ab. Venetianische Sitten, venetianische Denkweise, venetianischer Dialekt

wurden in allen Städten des Landes herrschend und sind dieß, mit Ausnahme des Venedig nicht unterworfenen Ragusa, noch heutiges Tages.

Von den Venetianern rührte die feudale Verfassung der ackerbauenden Landbewohner her, die bis auf die Occupirung des Landes durch die Franzosen bestand. Von den Venetianern wurde die Polizei im Lande, die sogenannte Forza territoriale, etablirt, die zum Theil noch, wenn auch mit Modificationen, bis zu der erst ganz neuerlich eingeführten Gensd'armerie bestanden hat. Von den Venetianern oder doch aus der venetianischen Zeit rühren die meisten öffentlichen Anstalten und Gebäude her, die wir noch heutiges Tages im Lande aufrecht stehen sehen. Die malerischen Festungswerke, mit denen die Inseln und Küsten besäet sind, die meisten der schönen Kirchen und Kathedralen, die wir im Lande bewundern, die Lazarethe, Bazare, Molos und andere Bequemlichkeiten für den Handel, die Palazzos und Gouvernementsgebäude, sowie auch die meisten der sogenannten städtischen Loggias (Rathhäuser).

Von den Venetianern stammt wohl die Classe und der Stamm der italienischen Beamten her, deren sich Oestreich noch heutiges Tages zur Verwaltung des Landes bedient, so wie auch von ihnen der Gebrauch der italienischen Sprache in allen Zweigen dieser Verwaltung herrührt, in der Art, wie er noch heute unter Oestreich fortbesteht.

So wie alle politischen Angelegenheiten des Landes, so regulirten die Venetianer auch seine kirchliche Verfassung. Durch sie wurde das ganze Land in der Hauptsache beim Katholicismus erhalten. Sie duldeten nicht

die Verbreitung der Patarener und anderer bosnischer Ketzer. Sie beschränkten in die engsten Kreise die Wirksamkeit der griechischen Kirche und Priesterschaft und brachten diese in eine Abhängigkeit, von der sie erst durch die Franzosen und dann unter Oestreich emancipirt wurde.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die römische Sprache in Dalmatien bei dem ununterbrochenen Verkehre mit Italien auch ununterbrochen wie in Italien fortbestand und wie in Italien, so auch in Dalmatien, selbst diejenigen Umwandlungen erfuhr, durch welche sie nach und nach zur italienischen wurde, daß also nicht erst die Venetianer dieß Neulateinische oder Italienische hier einführten. Der dalmatisch-italienische Dialekt, obgleich der Hauptsache nach, wie gesagt, venetianisch, hat daher auch seine besonderen Eigenthümlichkeiten, Wendungen, Ausdrücke, Phrasen und Pronuntionsweisen, die ihn wieder von dem venetianischen unterscheiden. Die Venetianer nannten und nennen spottweise dieß Specifisch-Dalmatinische in der Sprache und dann allerdings auch in dem Wesen ihrer dalmatinischen Provinzialen „Bodolo". Dieses Wort, von dem ich nicht weiß, woher es abzuleiten ist, bezeichnete und bezeichnet noch jetzt einen dalmatinischen Provinzialen. „Lingua Bodola" nennt man das Dalmatisch-Italienische. „Bodolismo" ist ein dalmatischer Provinzialismus, etwas Aehnliches, wie das, was bei den Irländern „the Brogue" genannt wird.

Vor den Venetianern existirte eigentlich kein Dalmatien in dem Sinne einer organisch zusammenhängenden Provinz. Das Land war unter vielerlei Herrschaften und Herren vertheilt. Die Venetianer brachten erst Alles

zusammen und vereinigten es zu einem Ganzen. Sie, kann man sagen, schufen das Dalmatien unserer Tage in dem Umfange und mit den Einrichtungen, wie es nun aus den Händen der Venetianer in die der Franzosen und aus den Händen der Franzosen in die Oestreichs übergegangen ist.

Dem Allen nach ist es sehr natürlich, daß Venedig bei den Dalmatiern, die sich fast für ganze Venetianer halten können, tief wurzelnde Sympathieen hat, daß sie den Untergang der Republik betrauern, und daß sie ihr Land, wie man dieß bei den dalmatischen Schriftstellern häufig bemerken kann, noch heute besonders gern la Dalmatia Ex-Veneta (das ex-venetianische Dalmatien) nennen.

3) **Magyaren.** — Von den Magyaren, die einmal mehre Jahrhunderte hindurch ganz Dalmatien besaßen oder doch als einen Theil ihres Königreichs betrachteten, finden sich heute nicht viel mehr Ueberreste in dem Lande als von den Türken. Doch hatte die Republik Ragusa bis in die neuesten Zeiten nicht selten ungarische Truppen und einen ungarischen Stadthauptmann in ihrem Dienste. Einzelne magyarische Namen findet man auch immerhin in den Verzeichnissen der Bürger der dalmatischen Städte. Aber freilich bleibt es die Frage, ob diese Namen noch aus alter ungarischer Zeit rühren, oder ob sie erst neuerdings hier mit Oestreich hervorgekommen sind. Gewiß aber ist es, daß die Hälfte der adeligen Familien der ehemaligen dalmatischen Republik Poglizza bei Spalato von magyarischem Ursprunge zu sein sich rühmt. Auch in der dalmatischen Stadt Almissa giebt es viele ungarische Geschlechter, so z. B. die einst

berühmten Grafen Caralipo, die sogar mit Sultan Bazazet I. verschwägert waren, so wie auch noch heutiges Tages manche Gebäude, Kirchen und Theile von Befestigungswerken in Dalmatien existiren, die von ungarischen Königen oder Königinnen gebaut wurden.

4) **Spanier.** — Spanier und spanisches Blut sind zu wiederholten Malen an die Ostküste des adriatischen Meeres gekommen. Die Venetianer haben zur Zeit Karls V., und sowohl früher als auch später, in Verbindung mit spanischen Truppen in Dalmatien gekämpft, und diese haben in einzelnen Festungen mehr oder weniger lange in Quartier gelegen. An den Bocche di Cataro herrscht noch heutiges Tages ein Costum, das aus Spanien entlehnt ist. Und im Gebiete der ehemaligen Republik Ragusa ist ein Dorf, dessen Einwohner sich alle wie spanische Edelleute geriren und das vielleicht von einem versprengten und später angesiedelten Haufen spanischer Soldaten herrührt. — Die Republik Ragusa hat, außer mit dem türkischen, mit keinem europäischen Volke freundlichere Beziehungen gehabt als mit dem spanischen. Häufig standen ihre Seeleute in spanischen Diensten, und nicht selten lieh sie ihre Flotten den spanischen Königen. Es mag dadurch manches Spanische nach Ragusa gekommen sein. Auch kamen dahin, so wie nach Spalato, einige Colonieen der vertriebenen und flüchtigen spanischen Juden, die dort zum Theil noch heutiges Tages in ihren Familien die spanische Sprache reden und manche spanische Sitte pflegen.

5) **Türken.** — Den Türken haben mehre Striche Dalmatiens, der ganze innere Hauptkörper des Landes ziemlich lange, einige Partieen Jahrhunderte lang, ge-

hört, und sie haben daher ohne Zweifel auch das Ihrige zur Gestaltung der Stamm- und Bevölkerungsverhältnisse des Landes beigetragen. — Die meisten türkischen Grundbesitzer haben zwar bei den Eroberungen, die Venedig machte, das verlorene Land vollständig geräumt, doch wissen wir mit Bestimmtheit, daß manche begüterte türkische Familie im Lande zu bleiben und das Christenthum anzunehmen vorzog. Es giebt im Innern Dalmatiens noch heutzutage einige solche Familien, deren Stammbaum bis zu ehemaligen türkischen Begs und Gutsherren hinaufreicht. Zum Theil mögen es nicht sowohl ächte Osmanli, als vielmehr osmanisirte Slavenfamilien gewesen sein. Daß man noch jetzt hier und da Spuren von türkischen Hauseinrichtungen findet, werde ich unten zeigen, so wie auch, daß es in der Kleidung mancher Gegenden Einiges giebt, was vielleicht eher türkisch-tatarisch als slavisch ist. Die slavische Landbevölkerung bei Ragusa trägt fast allgemein als Kopfbekleidung den Turban, und die Montenegriner lassen sich meistens den Kopf scheeren. Vielleicht kommt Beides von den Türken. Auch sind manche türkische Offiziers- oder Beamtentitel noch nicht völlig ausgestorben, z. B. „Sardar," „Harambassa."

6) **Albanesen.** — Ob das Volk, welches wir jetzt Albanesen, Arnauten oder Skipetaren nennen, und das jetzt bloß das ehemals sogenannte griechische oder orientalische Illyrien inne hat, früher auch weiter hinauf in Dalmatien gewohnt habe, und ob in ihm der eigentliche Stamm der alten Illyrier zu finden sei, wage ich nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich ist es aber, daß die Albanesen vor den wuchernd um sich greifenden

Slaven etwas zurückgewichen sind. Es ist möglich, daß wir in vielen der jetzt die Bocche di Cataro umwohnenden Stämme, die jetzt für Slaven gelten, und die auch durchweg slavisch reden, nichts Anderes als slavisirte Skipetaren zu erblicken haben. Die Sitten der Bocchesen und auch ihrer Nachbarn, der Montenegriner, gleichen denen der Albanesen auf ein Haar. — Albanesische Schiffer und Fischer kommen beständig und kamen von jeher nach den dalmatischen Inseln und Küstenhäfen. Auch sind zuweilen albanesische Flüchtlinge, die von den Türken vertrieben wurden, nach Dalmatien gekommen, so unter anderen im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine kleine Colonie, die in einem eigenen Dorfe bei Zara angesiedelt wurde und in der noch heutiges Tages skipetarisch geredet wird.

7) **Franzosen.** — Was die sogenannten Celten und die alten Gallier, insbesondere die sennonischen Gallier (Gallien an der Seine), von denen man noch den Namen der Stadt Zengg oder Segna*) an der illyrischen Küste herleiten will, bei ihren Einfällen von Südfrankreich und Norditalien aus hier verrichtet haben mögen, und was das sogenannte celto-illyrische Königreich, das von jenen Celten gestiftet sein soll, eigentlich zu bedeuten habe, will ich dahingestellt sein lassen. Auch will ich nicht untersuchen, welchen Antheil die heutigen Franzosen an den

*) Der Name dieser liburnischen Stadt hinge demnach mit der Seine bei Paris zusammen, sowie der Name der dalmatischen Insel Ossero mit dem einer ganz gleichnamigen russischen Insel bei Kamtschatka zusammenhängt. Ein dalmatischer Schriftsteller sucht auch den etymologischen Zusammenhang der Namen der dalmatischen Stadt Zara und des Flusses Zaire in Afrika nachzuweisen.

Expeditionen der Franken des Charlemagne und seines Palatins Roland, der noch jetzt in Dalmatien genannt und verehrt wird, reclamiren mögen. Gewiß aber ist es, daß die neueren Franzosen mehre Male an diese Küste kamen. So eroberte z. B. einmal im Mittelalter ein großes Heer französischer Kreuzritter, das mit den Venetianern in Dalmatien kriegte, mit ihnen die Stadt Zara und erbaute mit ihnen dort eine noch heutiges Tages stehende Kirche. Auch später erschienen noch bei mehren Gelegenheiten französische Flotten und Heere an diesen Küsten, sowie in dem benachbarten Albanien sogar, in Folge hier nicht zu untersuchender Ereignisse französische Familien zu Besitzungen gelangten und sich mit den Familien des Inlandes verschwägerten. Auch die Balsen, die mittelalterlichen Beherrscher Montenegros und der Umgegend des Sees von Scutari, sollen aus Frankreich stammen. Eine Familie de Beaume in der Provence soll ein Zweig ihres Stammes sein. Erst in neuester Zeit aber erlangten die Franzosen — in Folge sehr bekannter Ereignisse — für Dalmatien eine größere Bedeutung. Man kann sagen, daß sie während der etwa achtjährigen Dauer ihrer Herrschaft im Lande nach den Venetianern und Oestreichern am meisten dazu beitrugen, demselben diejenige Physiognomie zu geben, die es jetzt hat. Sie setzten den alten Herrn von Dalmatien, den Dogen von Venedig, ab und machten das Land gewissermaßen herrnlos, und durch sie wurde dasselbe zum ersten Male 1799 an Oestreich gegeben. Sie warfen die alte Republik Ragusa über den Haufen und stellten ihre Verschmelzung mit Dalmatien her, die noch jetzt fortdauert. Sie emancipirten die griechische Kirche in Dalmatien und gaben

ihr die unabhängige Stellung von der katholischen, die sie noch jetzt genießt. Sie reformirten oder revolutionirten die alten feudalen Verhältnisse der Ackerbauer, wie sie unter Venedig bestanden hatten, und regulirten diese so, wie sie größtentheils noch jetzt fortbestehen. Auch schufen die Franzosen noch manches andere Werk im Lande, z. B. Festungen (mehre Forts Napoleon) und Chausséen, welche letztere Oestreich jetzt allerdings viel weiter entwickelt hat. — Das Gute und Böse, was sie stifteten, hat ihnen vermuthlich sehr getheilte Sympathieen bei der dalmatischen Bevölkerung hinterlassen.

8) **Normannen und Briten.** — Normannische Expeditionen sind mehre Male auf Dalmatien gerichtet gewesen, jedoch ohne sehr bedeutenden Erfolg. Wie die Briten hier in neuerer Zeit auftraten, deutete ich oben an. Von ihnen rühren einige neuere Befestigungen auf Lissa her. — Einmal wurde bekanntlich auch ein berühmter König Englands an diese Küste verschlagen, Richard Löwenherz nämlich nach Ragusa bei seiner Rückkehr aus der Levante. — Einem Gelübde zufolge gründete er dort eine Kirche.

9) **Deutsche.** — Was die alten Gothen, die Franken Karls des Großen, die wie jene hier einmal kriegführend in's Land kamen, Germanisches hineingebracht haben mögen, will ich hier ununtersucht lassen. Es ist vielleicht spurlos verschwunden. Wunderbar und vielleicht uralt sind einzelne germanische Worte und Ausdrücke in der Sprache der dalmatischen Slaven, sowie auch bei denen der benachbarten Türkei. Einzelne Deutsche haben unter den Slaven immer eine Rolle gespielt, sowie auch an den Höfen der serbischen Fürsten Manches nach

deutschem Muster gemodelt war, mehr freilich nach byzantinischem. Selbst deutsche Künstler und Kunstproducte des Mittelalters galten hier, und man findet dergleichen unter Anderem in einem höchst merkwürdigen in Ragusa angefertigten Verzeichnisse aller der Schätze erwähnt, die der dahin flüchtende slavische Fürst Brankowitsch in die Hände des Senats jener Stadt niederlegte. Auch mit den ungarischen Königen kamen nicht selten deutsche (namentlich steirische) Truppen in's Land, sowie ebenfalls die Venetianer häufig deutsche Feldherren und Festungscommandanten, z. B. Degenfeld, Schulenburg, den Grafen Nostiz, Haß u. s. w., in Dalmatien hatten, deren Andenken dort noch fortlebt.

Mit Oestreich aber rückten in neuerer Zeit deutsche Bevölkerungselemente und deutsche Sitten etwas nachdrücklicher und bedeutungsvoller in dieß Land ein. Einzelne Deutsche haben sich seitdem überall in den Städten als Beamte oder Handwerker angesiedelt. Von Deutschen ersonnene Gesetzbücher gelten im Lande. Und die deutsche Sprache herrscht in den ganzen Militär-Angelegenheiten des Landes. Es kann nicht fehlen, daß damit sich auch manche deutsche Sitte einschleicht. Allein allerdings sind viele unter denen, die sich in Dalmatien Deutsche nennen, nur verdeutschte Magyaren, Kroaten, Krainer oder andere Slaven.

Wenn man die Ausbreitung der deutsch-östreichischen Herrschaft in Dalmatien, die Besetzung der ionischen Inseln durch die germanischen Engländer, die Wanderung der Baiern nach Griechenland zusammenfaßt, so kann man darin eine ganz neuerliche Verbreitung germanischen Cultureinflusses längs der ganzen Ostseite der großen griechisch-slavischen Halbinsel erblicken.

10) **Slaven.** — Die Slaven, so pflegt man zu sagen, machen jetzt die Haupt- und Grundbevölkerung des ganzen Landes Dalmatien aus. Richtiger sollte man wohl sagen, daß slavische Sprache und slavische Sitten jetzt bei der ganzen Grundbevölkerung des Landes herrschen. Selbst auf den entlegensten Inseln, sowie in den versteckteſten Thälern, überall spricht der Ackerbauer, der Hirte, der Fischer und Schiffer die slavische Sprache. Ob aber auch alle diese Leute dem Blute, dem Stammbaume nach wirkliche reine Slaven sind, ist eine andere Frage, die nie zur Genüge gelöst werden kann. Ich habe schon angedeutet, daß wir an den Bocche di Cataro vermuthlich slavisirte Arnauten haben, daß man vermuthet, die Canalesen bei Ragusa seien slavisirte Phönizier, daß in dem District bei Spalato, in der sogenannten Poglizza, slavisch redende Magyaren wohnen, daß unter den Slavischsprechenden hie und da Geschlechter vorkommen, die sich byzantinischer Herkunft rühmen, daß manche sich als Slaven gerirende Dalmatier türkischer Herkunft sein mögen. Ich kann hinzusetzen, daß einige Gelehrte in gewissen Strichen Dalmatiens unter der slavischen Hülle auch noch tatarische, saracenische und mehre andere Völkerüberreste nachweisen zu können geglaubt haben.

Der gewöhnlichen Annahme nach sind die Slaven erst seit dem sechsten Jahrhundert in dieß Land hinabgerückt, zuerst die Kroaten, dann die Serben. Aber wo sind denn die Völker geblieben, welche vor ihnen hier wohnten? Bis auf den letzten Mann ausgerottet haben die Slaven dieselben doch wohl nicht? Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie Bedeutendes davon übrig ließen, daß sie sich mit diesen Ueberresten vermischten und dieselben

dann slavisirten, daß demnach noch ein gut Theil der alten von den Römern und Griechen sogenannten Japyden, Liburnier, Illyrer, Dalmaten in den heutigen Slaven auf ähnliche Weise enthalten ist, wie Limonensaft und Rum in dem Getränke, das man Punsch nennt.

Aber wer waren denn eigentlich diese alten Illyrer und Dalmaten, diese Japyden und Liburnier, dann die sogenannten celtischen Illyrier, die Adrier, Antinaten und die zahllosen anderen von den Römern genannten Unterthanen des Königs Gentius und der Königin Teuta? Welcher Aeltern Kinder waren sie? Welche jetzt verschollene Sprache redeten sie? Welcher großen Völkerfamilie gehörten sie an? — Die Römer und Griechen waren leider, leider noch nicht so gute Philologen, Sprachforscher und Ethnographen, wie jetzt, und sie haben uns weder genaue Grammatiken von den Sprachen, noch auch umständliche portraitirende Bilder von den Sitten, von dem Körperbau, von der Geistes- und Leibesbeschaffenheit dieser Völker hinterlassen, mit deren Hilfe wir jene Fragen beantworten könnten. Wenn man aber die Bruchstücke von Charakterbildern, welche wir bei Strabo und anderen alten Schriftstellern finden, ansieht und bemerkt, wie dieselben noch heutiges Tages auf ein Haar auf die heutigen sogenannten Slaven des Landes passen, und zwar der Art passen, daß sich seit Strabo beinahe nichts hier verändert zu haben scheint, — wenn man ferner die einzelnen von den Griechen und Römern verunstalteten Worte, Fluß- und Bergbenennungen, Städte- und Districtsnamen untersucht und häufig so offenbar slavische Wurzeln darin findet, so sollte man es für ganz unzweifelhaft annehmen, daß es hier schon zu der

Römer Zeiten im Lande gerade so ausgesehen habe, wie jetzt, und daß die alten Liburnier und Celto-Illyrier auch eben nichts weiter gewesen sind, als was sie heutzutage sind, nämlich slavische Stämme, Kroaten, Serbier u. s. w. mit besonderen Stammnamen. Entweder müssen sich die neueingewanderten Slaven gänzlich in den Sitten- und Charaktertypus der alten sogenannten Skythen und Celten eingelebt haben oder es muß hier von vorn herein mehr slavisches Element vorhanden gewesen sein, als wir nach unserer Hypothese von der slavischen Einwanderung des sechsten Jahrhunderts anzunehmen geneigt sind.

Mag nun das Eine oder das Andere die Wahrheit treffen, — ich will es und kann es hier, wo ich mich nur mit der Gegenwart beschäftige, ununtersucht lassen, — so werden wir nicht sehr irren, wenn wir in den dalmatischen Insel- und Küstenbewohnern nichts Anderes erblicken, als was Strabo in ihnen erblickte, skythische Liburnier, Japyden, Illyrer und Dalmaten, die im Laufe der Jahrhunderte durch verschiedene, aber in der Hauptsache gleichartige Beimischungen verschiedentlich modificirt wurden, jedoch im Allgemeinen dieselbe Physiognomie behielten.

Der slavische National-Typus ist bei unzähligen kleinen Detaileigenheiten und Stamm- und Stämmchen-Besonderheiten im Ganzen ein äußerst einförmiger, und in der Hauptsache sehen nicht nur alle dalmatischen und überhaupt alle Süd-Slaven wie Brüder einer und derselben Familie aus, verständigen sich ohne Weiteres unter einander durch ihre Sprache, haben ganz denselben Körper- und Sittenhabitus, sondern auch die Hunderte von Meilen entfernten Russen, als sie zum ersten Male im

Anfange dieses Jahrhunderts hier an der dalmatischen Küste an's Land stiegen, erkannten sofort in den Bewohnern wo nicht Brüder, doch höchst intime Blutsverwandte wieder. — Nichtsdestoweniger aber kann man in Dalmatien zwei ziemlich wesentlich verschiedene slavische Stämme unterscheiden, den sogenannten kroatischen und den serbischen.

Von den kroatischen Slaven glaubt man, daß sie sich zuerst in Dalmatien ausgebreitet und vielleicht zu einer Zeit einmal das ganze Land besetzt gehalten haben. Der ganze nördliche Theil von Dalmatien bis an die Kerka (das alte Liburnien) bildete längere Zeit hindurch sogar ein wesentliches Stück des Königreichs Kroatien, und die kroatischen Könige hatten hier sogar ihre Haupt- und Krönungsstadt: Biograd (das jetzige Zara vecchia). Auch fast sämmtliche Inseln des dalmatischen Archipels bevölkerten die Kroaten. Im Süden mögen hie und da die Serben schon sehr lange gesessen haben. Als aber die kroatische Macht und Blüthe den Magyaren erlag, und mehr noch als die Serbier mit den Türken in Collisionen geriethen, wurden die Einwanderungen der serbischen Flüchtlinge in den Gegenden an der Küste, auf welche sie von den Türken zurückgeworfen wurden, immer häufiger. Es wurden daher außer den südlichen Strichen, welche schon seit alten Zeiten zu Serbien gehört hatten, auch die nördlichen kroatischen Gegenden mehr und mehr so zu sagen serbisirt. Es geschah hier am adriatischen Meere also vermuthlich etwas Aehnliches, wie im Norden an der Donau, wo ebenfalls von serbischen Uskoken (Flüchtlingen) in der heutigen Woiwodina ein neues Serbenland begründet wurde. Demnach ist der

kroatische Stamm in Dalmatien immer mehr zurückgewichen, und der serbische Stamm waltet demnach in ganz Dalmatien, namentlich aber in Mittel- und Süddalmatien vor. Insbesondere sind die Bocchesen, die Bewohner des Gebiets von Ragusa und der raguseischen Inseln, die Anwohner der Narenta und Cettina, die sogenannten Morlachen und Uskoken ganz serbischen Stammes, während die Morlachen im Norden der Kerka als ein Gemisch von Serbiern und Kroaten, jedoch mit Vorwalten des Serbischen, die Anwohner der Zermagna und des Velebitsch als ziemlich reine Kroaten zu betrachten sind, sowie sich auch durchweg auf den Inseln der kroatische Stamm erhalten hat.

Die Serbier und Kroaten Dalmatiens zeichnen sich durch einige charakteristische Unterschiede sowohl ihres Physischen als ihres Moralischen aus. Im Ganzen hält man den serbischen Stamm für den edleren und schöneren. Die Serbier sind nicht nur von größerem und ausgezeichneterem Körperbau als die Kroaten, sondern sie sollen auch stets einen größeren Kriegsmuth und Freiheitsdrang offenbart haben. Die tapferen Narentiner, die im Mittelalter an der Narenta einen höchst merkwürdigen Raubstaat begründeten und zweihundert Jahre lang im Kampfe mit Venedig aufrecht hielten, die noch immer mit den Türken ringenden Montenegriner, die unternehmenden Bocchesen, die Republikaner des Cantons Poglizza, die Erbfeinde der Türken, die Morlachen und Uskoken sind alle wesentlich serbischen Stammes. Und selbst das ganze Verdienst der Ragusaner um Freiheit, Literatur und Cultur schreiben die Serben sich zu.

Was wir kroatisch und serbisch in Dalmatien nennen,

setzt natürlich nirgends schroff gegeneinander ab. Es giebt vielmehr Uebergänge und Zwischenschattirungen zwischen beiden, und man kann vermuthlich einen mehr rein serbischen Süden, einen mehr rein kroatischen Norden und eine kroatisch-serbisch gemischte Mitte annehmen, wie dieß ein sehr geachteter dalmatischer Schriftsteller*) thut, der von diesen Schattirungen, so weit sie sich im Somatischen des Volks aussprechen, folgende Schilderung entwirft:

„In dem Landstriche von Fiume bis zur Zermagna (Fluß am Fuße des Velebitsch) haben die slavischen Urbewohner allgemein eine weiße Haut, himmelblaue Augen, blonde oder hellkastanienbraune Haare, einen im Ganzen dünnen Bart- und Haarwuchs, eine etwas breitgequetschte platte Nase, einen großen Mund, eine sanfte Physiognomie mit abgerundeter Gesichtsbildung und mittler Statur."

„Zwischen der Zermagna und Cettina (in Mitteldalmatien) zeigen sie eine Gesichtsfarbe, die zum Braunen und Olivenfarbenen neigt, schwarze oder dunkelkastanienbraune Haare, ähnliche Augen, sehr lebhaften Blick, längliche Physiognomie, eine ernste und fast drohende Haltung und eine hohe Statur."

„Die, welche das Land im Süden der Cettina bewohnen, haben eine auffallend vortheilhafte Körperbildung von sehr schönen Proportionen, eine röthliche oder dunkle Haut (la pelle rubiconda o fosca) mit schwarzem und sehr dichtem Haarwuchs, schwarze Augen, ein martialisches, entschlossenes und herausforderndes An-

---

*) Menis in seinem höchst interessanten Werke: Il Mare Adriatico.

sehn, eine würdige und ernste Haltung, lange Statur und athletische Formen."

Uebrigens sind alle diese so eben geschilderten Unterschiede und Nuancirungen der slavischen Grundbevölkerung des Landes wohl nicht allein und ausschließlich als bloße Folgen kroatischer und serbischer Einwanderung zu betrachten, sondern zum Theil auch als generelle nördliche und südliche, occidentalische und orientalische Völkerunterschiede aufzufassen. Ein Naturforscher sagt von der Vegetation Dalmatiens, daß, je weiter man nach Süden hinabkomme, in Gärten, Wäldern und Fluren Alles griechischer, afrikanischer und überhaupt südlicher und orientalischer würde. Und eben dieß mag auch aus derselben geographischen Ursache bei der Bevölkerung stattfinden. Wie die Palmen, die Agaven, die Aloes, die Sykomoren, die Arbutus, die Capernsträuche 2c. aus Süden her an diese Küste schlugen, so mögen auch von jeher die Mauren, die Saracenen, die Phönizier, die Griechen, die Pelasger und andere südliche Nationen sich immer mehr der Bevölkerungsmasse amalgamirt haben.

Wie von Norden nach Süden, so wird das ganze schmale Land auch in der Richtung von Westen nach Osten, von dem Meere aus in's Binnenland immer orientalischer, serbischer, slavischer, kriegerischer und wilder. — Obgleich der Hauptsache und der Grundbevölkerung nach slavisch, so sind doch die Inseln und die äußersten Küstensäume im Ganzen „piu italianisati“ (italienischer). Die slavischen Inselbewohner, selbst die Fischer und Landleute, haben eine Menge italienische Ausdrücke in ihre Sprache aufgenommen, auch viele italienische Sitten sich angeeignet. Sie verstehen meistens beide Sprachen und mischen

zuweilen sogar beide Sprachen in ihren alltäglichen Unterhaltungen durcheinander, insbesondere natürlich diejenigen, welche in den Städten selbst neben den Italienern, oder in der Nähe dieser Städte wohnen, und die mit der Schifffahrt, mit dem Handel oder überhaupt mit dem Meere etwas zu thun haben. — Man nennt diese Inselbewohner, wie erwähnt, meistens Scogliani (Halligenleute) und setzt dann den Namen der Insel hinzu, z. B. „i Scogliani di Brazza", „i Scogliani di Pasman" 2c. Jede der Hauptinseln hat, so zu sagen, ihren eigenen slavischen Stamm, mit besonderer Nuancirung der slavischen Sitte, Sprache, Kleidung.

Dasselbe findet auch längs des äußersten Küstensaumes statt, an dem die vornehmsten italienischen Städte des Landes liegen. Auch hier muß man die Slaven als etwas mehr italienisirt betrachten. Ich sage als etwas mehr. Denn allerdings muß man sich diese Italienisirung ja nicht als zu weit greifend denken. Auf der Küste wie auf den Inseln stecken in dem Landbewohner durchweg wenigstens 90 Procent Slavisches, und höchstens für die restirenden 10 Procent ist er etwas Italiener, d. h. etwas weniger rauh und martialisch als die Leute im Innern und etwas Weniges italienisch redend.

Das ganze Land Dalmatien ist zwar, wie gezeigt, ein Küstenland von geringer Breite nach innen. Allein eine gewisse Mächtigkeit in die Breite hat es doch noch immer, und man kann daher auch selbst bei diesem schmalen Lande das Innere von einem eigentlichsten Küstensaume trennen. Die Landeskinder thun dieß auch. Die Montenegriner nennen den schmalen Küstensaum am Westfuße ihrer Berge Primorie. Ebenso heißt der

schmale bewohnte Küstensaum im Norden von Ragusa, wie auch der lange Küstenstreifen im Norden der Narenta. Primorie bedeutet im Deutschen: „Am Meere"*), und man kann dieses slavische Primorie zu einer allgemeinen Bezeichnung für den ganzen schmalen Küstensaum Dalmatiens zwischen dem Fuße der Berge und dem Meere erheben, obwohl die Slaven, die natürlich nur das Nächstliegende auffassen, sich eines solchen weitgehenden Gebrauchs nicht bewußt sind und ihre Primories dann gewöhnlich dadurch unterscheiden, daß sie den Namen der nächstliegenden bedeutenden Stadt hinzusetzen, z. B. „das Primorie von Macarsca," „das Primorie von Ragusa", „das Primorie von Budua 2c. Bei den Italienern habe ich wohl für dasselbe, was die Slaven Primorie nennen, den Ausdruck: „nella marina" (an der Seeküste) oder auch „il littorale" gehört, so wie ich bei den italienischen Schriftstellern für die ganze Inselwelt Dalmatiens den umfassenden Namen: „il isolario" gefunden habe. Das Innere, das sich von der Küste her meistens als ein fortlaufendes Gebirge darstellt, bezeichnen sie dann meistens nur als „il Interiore" oder „la Montagna."

Im Innern gibt es gar keine römisch-italienischen Städte mehr, vielmehr ist hier Alles durchweg slavisch. Die größeren Ortschaften, welche hier im Innern liegen: Knin, Sign, Dernis, Imoschi, Verlika 2c. sind ganz slavische Ortschaften, von ganz slavischen Familien bevölkert. Alte Bürgerfreiheiten, römisch-venetianische Stadtbürger giebt es da nicht mehr. In den Familien ein-

---

*) Es ist dasselbe, was in Oestreich „Littorale" (z. B. „das ungarische Littorale") genannt wird.

heimisch ist da fast nirgends die italienische Sprache und Sitte. Nur die dahin versetzten italienischen Beamten reden italienisch, und natürlich von den Slaven diejenigen, die als Kaufleute, Fuhrleute 2c. mit dem Handelsverkehr zusammenhängen. Dieß ist denn auch noch weiter in Bosnien und die Herzegowina hinein der Fall, wo auch alle einigermaßen bedeutenden Handelsleute italienisch zu sprechen und zu correspondiren verstehen.

Wie wir demnach Dalmatien der Länge nach, von Norden nach Süden in drei Abtheilungen gebracht haben, in ein mehr kroatisches Nordstück, in ein mehr serbisches Südstück und in ein gemischtes Mittelgebiet, so können wir es auch in die Breite von Westen nach Osten sondern:

1) in das Isolario, den Inselarchipel,
2) in das Littorale oder Primorie, den Küstensaum,
3) in das Interiore oder die Montagna.

Die slavischen Einwohner des Binnenlandes werden gewöhnlich an der Küste bloß „i Montanari" (die Gebirgischen) oder auch wohl, wie z. B. bei Ragusa, mit einer gleichbedeutenden slavischen Benennung „Powrschani" (buchstäblich: „die auf den Höhen") genannt. Eben so oft aber nennen die italienischen Dalmatier sie auch „Morlachi" und ihr Land, eben das innere Gebirge, „la Morlachia". Wir Deutschen und andere Europäer haben diesen Namen, über dessen Herleitung man sehr viele verschiedene Meinungen aufgestellt hat, als einen ächten slavischen Volksnamen aufgefaßt und sprechen daher immer von einem besonderen Volke der Morlachen, obgleich es eigentlich gar kein solches Volk giebt, und obgleich kein Volk diesen Namen acceptiren will, die Slaven Dalma-

tiens ihn vielmehr eigentlich nur als einen Scheltnamen betrachten, indem sie sich entweder nur als Kroaten oder als Serben oder im Allgemeinen als Slaven bezeichnet zu sehen wünschen. Insbesondere wollen die slavischen Einwohner des Gebiets von Ragusa nichts von dem Namen Morlachen wissen. Sie nennen aber ihre herzegowinischen Nachbarn unter türkischer Oberhoheit wohl zuweilen, jedoch auch nur scheltweise: „Morlachen.“ Bei ihnen sind Morlachen so viel als Skythen bei den Griechen. — Eine ganz bestimmte geographische Abgränzung kann man daher dem Namen Morlachen fast eben so wenig geben, wie dem Namen Uskoken, welches Wort gar kein Volk, sondern nur „Flüchtlinge“ bedeutet. Doch kann man im Ganzen die Gegenden an den beiden dalmatischen Centralflüssen, an der Kerka und Cettina, als diejenigen bezeichnen, für deren Bewohner der Name Morlache am meisten gebraucht wird. Uebrigens können wir Deutschen, weil es einmal so herkömmlich ist, den Namen Morlachen überhaupt für alle dalmatischen Slaven beibehalten, etwa mit Ausnahme der Bewohner der Inseln und des Küstensaumes.

Schelten die Küstenbewohner den Slaven des Innern Morlach, so hat dagegen dieser für die Küstenbewohner jenen Scheltnamen adoptirt, den ich als venetianisch bezeichnete, nämlich den Namen „Bodolo“, womit sie wie die Venetianer einen italienischen oder italienisirten Küstenbewohner Dalmatiens bezeichnen. Es läßt sich übrigens, glaube ich, noch fragen, ob die Venetianer oder die slavischen Morlachen die Erfinder dieses Beinamens sind. Bodol heißt im Slavischen ein gehörntes Thier. Und so wie die Venetianer von einer ächt dalmatisch-italieni-

schen Sprach- und Sitteneigenthümlichkeit sagen, es sei ein „Bodolismo“*), so sagen die Slaven im Innern davon, es sei „Bodolstwo.“ Ja wie der Name Morlachen von der Küste her zuweilen sogar auf Slaven angewandt wird, die dem türkischen Sultan unterworfen sind, so bezeichnen umgekehrt die Bosnier und herzegowinischen Slaven alle dalmatischen Slaven, an denen sie einen italienischen Anflug entdecken mögen, als „Bodoli.“

Ich habe oben die dalmatischen Insel- und Küstenstädte als italienisch bezeichnet. Allein, wie die Slaven hie und da einer gewissen Italienisirung, so haben diese italienischen Bewohner der Städte sich noch weniger eines Eindringens des slavischen Elements erwehren können. Vielmehr ist es von allen Seiten her so zu sagen tief in sie eingedrungen, so tief, daß die Venetianer wohl ganz Dalmatien überhaupt als Slavenland (Schiavonia) bezeichneten. Sie nannten den berühmten Maler Andrea nicht als Dalmato, sondern als Schiavone (Slaven): „Andrea Schiavone“ (Andreas den Slaven). Auch nannten sie das Ufer, wo die dalmatischen Schiffe in Venedig zu landen pflegten, nicht das dalmatische Lido, sondern das „lido dei Schiavone“ (das slavische Ufer). — Die Borgos (Vorstädte) der dalmatischen Städte sind fast ganz von Slaven bewohnt, und diese Borghigianos (Vorstädtler) bilden in ethnographischer Hinsicht eine Uebergangsstufe zwischen den mehr italienischen Stadtbürgern und den ganz slavischen Landleuten. — Aber auch die Hälfte der eigentlichen ganz italienisch gekleideten, italienisch sprechenden, nach italienischer Sitte lebenden

*) Man findet auch den Ausdruck „lingua Bodola“ für „den dalmatisch-italienischen Dialekt.“

Stadtbürger verräth in ihren slavischen Familiennamen ihren slavischen Ursprung. — Es kommen zwar in diesen Städten zuweilen Menschen mit slavischen Familiennamen vor, die so sehr ihren Ursprung vergessen hatten, daß sie nicht einmal mehr die slavische Sprache verstanden, allein dieß ist doch eine Seltenheit, und die meisten verstehen slavisch eben so gut wie italienisch und nennen das Slavische auch ihre Muttersprache. Namentlich ist dieß z. B. in Ragusa der Fall, wo sogar die Mütter selbst aus den höchsten Ständen mit ihren Kindern slavisch reden.

Wie in das Blut, so mag denn überhaupt auch in die ganze sociale Verfassung und in alle moralische Zustände des Landes viel Slavisches übergegangen sein. Und die Sitten, Gewohnheiten und Gesetze aller dieser sogenannten italienischen Städte Dalmatiens sind ein wahres Gemisch aus Slavischem und Italienischem, so wie denn auch in politischer Hinsicht sowohl eine slavische als eine italienische Partei in diesen Städten wie im ganzen Lande existirt.

Es giebt übrigens einen Volksnamen im Lande, der ein Ehrenname ist, auf welchen sie alle stolz sind, und durch den sie auch alle als eine Bezeichnung, die ihnen eigen ist, sich gern sowohl von den eigentlichen Italienern als von den außerdalmatischen Slaven unterscheiden lassen. Dieß ist der Name „Dalmato“ (Dalmate) — nicht Dalmatino, denn diese Form des Wortes hat schon einen kleinen Nebensinn, nämlich die Nebenbedeutung von dalmatischem Provinzialismus, wenn es dieß auch nicht so stark ausdrückt, wie „Bodolo.“ — „Dalmato“, lateinisch „Dalmatus“, das ist die ächte, würdevolle und angenommene Benennung jedes

Mannes dieses Landes, mag er bei den Slaven oder auf der schönen Halbinsel Italien seine Urvorväter gehabt haben. — Ich sagte, Alle lassen sich diesen Namen gefallen. Dabei nehme ich jedoch die Raguser aus. Denn diese wollen weder den Morlachen, noch den Bodoli, noch den Dalmatinern, noch den Dalmaten angehören, sondern nur sich selbst. Sie protestiren dagegen, daß sie Dalmatier seien, sie sind das Populo Raguseo, oder noch besser Epidauro-Raguseo.

Man hat in alten Zeiten die skandinavische Halbinsel wegen der vielen Völkerschwärme, die daraus hervorgingen, eine Völkererzeugerin, ein Völkerfüllhorn genannt. Man könnte umgekehrt Dalmatien als eine Völkerverzehrerin, die wohl Menschen aufhäufte, aber wenige wieder von sich gab, bezeichnen. Dieß liegt in der oben von uns angedeuteten geographischen Stellung und Natur des Landes, der zufolge seine langgestreckten Gebirge immer als ein Damm, seine Inselreihe als eine Kette gegen die Völkerwanderung aufgefaßt und behandelt wurde. Es organisirte sich hier daher selten oder nie eine weitgreifende Völkerwanderung. Dalmatiens Wesen und Geschichte war von jeher passiver Natur, und wir haben daher weniger über die Bewegungen, die von hier ausgegangen sind, zu sagen als über das, was es von außen her empfangen hat. Den Seeräubern, welche zu Roms Zeiten von hiesigen Häfen aus Expeditionen unternahmen, verstopften die Römer alsbald die Auswege und dämmten ihre Häfen zu. Ebenso warf später Venedig die Seeräuber an der Narenta nieder, und dann die Uskoken bei Clissa und Zeng, und so kamen diese räuberischen Seerepubliken nie dazu, so weiten

Einfluß zu üben, wie die Seekönige, die aus den Scoglien und Scheeren von Norwegen hervorgingen. — Die italienischen Mächte, in alten Zeiten die Etrurier, dann die Römer, im Mittelalter Venedig, der Papst, Neapel, hatten immer ein Auge auf die dalmatisch-albanesische Ostküste des adriatischen Meeres, unterstützten dort zwar solchen Widerstand, wie ihn Skanderbeg gegen die Türken leistete, aber ließen das Land selbst als einen nützlichen Anhang von Italien nicht zur Selbständigkeit kommen und suchten immer eine italienische Nebenprovinz daraus zu bilden. Dalmatien hat daher selten auf die übrige Welt selbständig eingewirkt, gewöhnlich nur im Dienste Anderer. In alten Zeiten sind zwar mehre Male östliche Machthaber, wie z. B. der albanesische (epirotische) König Pyrrhus aus Osten nach Italien übergesetzt. Doch haben sie dort keine dauernden Eroberungen gemacht. Auch hat später einmal die Republik Ragusa auf der italienischen Westseite des adriatischen Meeres in Verbindung mit anderen Ostmächten die Stadt und Umgegend von Bari in Apulien eine Zeit lang besetzt gehalten. Ebenso sind später einmal zahlreiche Flüchtlinge oder Auswanderer aus Albanien hervorgegangen und haben in Italien Colonieen gegründet, so wie denn auch in ältester Zeit die Liburnier in einer Periode ihrer Handelsblüthe mehre Städte auf der italienischen Seite begründet oder besessen haben sollen. Doch sind dieß ganz einzelnstehende, vorübergehende und wenig folgenreiche Erscheinungen. Die Celto-Illyrier, die Dalmaten, die Slaven, die Türken, sie haben alle freiwillig oder gezwungen am dalmatischen Küstenrande Halt gemacht und sind nie en masse übers Meer nach Westen gekommen.

Dagegen, sage ich, im Dienste Anderer sind die östlichen Dalmaten häufiger in die Welt hinausgekommen. Zuerst in dem der Römer, die ihre kräftigsten Legionen aus Dalmatien und Illyrien rekrutirten, und deren Flotten nicht nur zum großen Theil in Liburnien gebaut, sondern auch mit Liburniern und Dalmaten bemannt waren. Schon in den Kriegen mit Carthago waren dalmatische Schiffe thätig, und die Dalmaten sollen die Schlacht bei Actium entschieden haben. Venedig hat später die Hauptstütze seiner Seemacht und seines Kriegsheeres in den Dalmatiern gefunden, und die meisten seiner Kriege hat es mit den slavischen Truppen aus Dalmatien geführt. So wie viele Venetianer nach Dalmatien verpflanzt wurden, so ist umgekehrt eine Menge slavisch-dalmatisches Blut nach Venedig gekommen. Viele slavische Familien wurden in den venetianischen Patricierstand aufgenommen und nach Venedig versetzt, und bei dem beständigen Verkehre und Aufenthalte der Dalmaten in Venedig konnte es nicht fehlen, daß viel Slavisches auch in das Blut und die Sitten des gemeinen Volks der Republik eindrang. Die Slavisten finden, glaube ich, noch ein ziemlich unbebautes Feld des Studiums in den Spuren slavischen Wesens in Venedig*). Auch nach Ungarn sind später manche ausgezeichnete Dalmatier gekommen, haben dort gewirkt und sind mit den Familien der Magyaren vermischt, so wie denn auch zu Zeiten gemeine wie vornehme Dalmatier zu den Türken übergegangen sind und sich unter dem Banner des Pro-

---

*) Zahlreiche slavische Ausdrücke haben sich den venetianischen Dialekten beigemischt. Fortis zählt deren viele auf.

pheten ausgezeichnet haben. — Aehnliches zeigt sich bei den Nachbarn der Dalmaten, den Albanesen, die mit ihnen denselben Küstensaum desselben Meeres bewohnen. Auch ihre Kinder und Sprößlinge kamen als tapfere Soldaten einst in die Heere vieler christlichen Fürsten, wie z. B. in die des Königs von Neapel, in die des Königs von Frankreich. Mehr noch aber dienten sie später den Türken in allen drei Welttheilen.

Sowohl früher, als auch noch in unserer Zeit haben die kleinen Handelsstädte der illyrischen Küste ihre speculirenden Bürger ausgesendet, um Handelsniederlassungen und Comptoire in verschiedenen Gegenden des Orients zu begründen. Die heutigen Bocchesen, die Schiffer von Lussin Piccolo, von Orebich und anderen dalmatischen Häfen haben Etablissements dieser Art in Konstantinopel, in Odessa, in Smyrna und in vielen anderen Punkten der Gewässer der Levante. Am weitesten kamen zur Zeit ihrer Handelsblüthe die Raguser. Sie hatten nicht nur in den Häfen des Orients, sondern auch fast in allen Hauptpunkten des Innern der großen griechisch-slavischen Halbinsel ihre Niederlassungen, Comptoire, industriellen Etablissements (z. B. Bergwerke im Innern von Bosnien). Ihre mit illyrischen Inselbewohnern bemannten Flotten waren häufig im Dienste der Könige von Spanien. Von ihren Patriciern traten manche in die Dienste der Könige Ungarns und anderer Länder, und viele Zweige des raguseischen Adels haben sich mit denen des ungarischen verschwistert. Ja die Geschichte nennt uns sogar einzelne Raguser, die als Vicekönige von Peru oder als Feldherren in Ostindien sich hervorgethan haben. Da die Dalmatier alle passionirte Schiffer und Handels-

leute sind, so sind sie auch wieder in neuester Zeit, als Ragusa unterging, Venedigs Flotte und Macht aufgelöst wurde, häufig in die Dienste fremder Mächte gegangen, und es haben sich in Folge dessen Colonieen von Dalmatiern in sehr vielen weit entlegenen Häfen der Welt gebildet. „Es ist ein Factum", sagt ein kundiger Triestiner, der über die östreichische Flotte geschrieben hat, „daß, als in den letzten 15 bis 20 Jahren östreichische Schiffe zuerst ihre Seereisen nach der Südsee, den Antillen und dem Golf von Mexico ausdehnten, sie schon überall kleinere und größere Colonieen dalmatischer Matrosen fanden; so unter anderen in New-Orleans, wo Hunderte auf den Straßen Austern und Citronen verkauften, Baumwolle preßten und auf den Dampfschiffen des Mississippi fuhren".

8.
Im Canal von Zara.

Diese übersichtliche Darstellung der historischen Bedeutung, der Weltstellung und der ethnographischen Verhältnisse Dalmatiens möchte wohl vorläufig zur Orientirung des mit mir reisenden Lesers, den ich allein dabei im Auge hatte, hinreichen. Und wir können uns nun einigermaßen beruhigt an Bord unseres Dampfers zurückbegeben, um die Reise längs der merkwürdigen Küste fortzusetzen. Von dem nächsten Stück dieser Küste von Zara aus werden wir freilich wenig kennen lernen. Denn als ich vorübersegelte, war es schlecht Wetter und Nacht dazu. Doch glaube ich nicht, daß ich viel dabei

verloren habe, denn das schöne große Panorama der dalmatischen Küsten, das die Gesellschaft des Lloyd hat entwerfen lassen, und das ich bei mir führte, zeigte mir, daß diese Küstenstrecke zu den einförmigsten und interesselosesten von ganz Dalmatien gehört. Es ist hier der sogenannte Canale di Zara, der zwischen den beiden langgestreckten Inseln Ugliano und Pasman und den niedrigen Felshügeln des Festlandes 30 bis 40 Miglien weit gerade fortläuft. Innerhalb dieses Canals giebt es eben so viele Gelegenheiten zum Untergange und Schiffbruche, als Gelegenheiten zur Rettung und zum Ankern; ich meine, eben so viele Scoglien und Klippen, als Häfen und kleine Baien. Doch sind die meisten dieser Häfen, obgleich zum Theil „eccellentissimi“ meistens sogenannte „porti morti“ oder „deserti“ (todte Häfen). Ganz Dalmatien ist voll von solchen „todten Häfen“. Man zählt ihrer allein im Kreise von Spalato 50. Welche überschwänglich und unnütz vergeudete Fülle! Wie würden andere Länder, in denen oft viele Meilen lange Küstenstrecken ohne auch nur einen einzigen Hafen vorkommen, gloriiren, wenn sie sich nur ein paar dieser dalmatischen „porti morti“ verschreiben könnten!

Ich erwähnte so eben das Panorama della Costa e delle Isole di Dalmazia nei viaggi dei Piroscafi del Lloyd Austriaco, disegnato per ordine dello Stabilimento suddetto di Giuseppe Rieger. Dieß ist ein eben fertig gewordenes äußerst nützliches und vortreffliches Werk, das mit der größten Umsicht und möglichsten Genauigkeit ausgeführt ist und ein treues Bild von einer Küstenstrecke von 300 Meilen giebt. Auch von der istrischen Küste hat der Lloyd ein ähnliches Panorama

entwerfen lassen. Eben jetzt hat diese Gesellschaft die Idee und den Plan zu einer Arbeit dieser Art gefaßt, die noch viel großartiger ist. Es sollen nämlich überhaupt alle Küstenstrecken der ganzen griechisch-slavischen Halbinsel und mit der Zeit auch Kleinasiens in derselben Weise panoramisch aufgenommen werden. Es sind schon an verschiedenen Punkten Künstler dazu angestellt, und ein solches großartiges Werk wird nicht nur für den Dampfschiff-Passagier, sondern auch für den Forscher, der zu Hause bleibt, gewiß unendlich viel Dankenswerthes enthalten.

Als wir aus dem Canale von Zara, bei der Insel Vergada, die ihn abschließt, in etwas freiere Gewässer hervorschifften, hatte es wieder getagt, und als wir die Scoglien von Sebenico in Sicht bekamen, war es heller Tag. Diese Scoglien bilden eine Gruppe für sich und sind durch manche Umstände in Dalmatien ziemlich berühmt. Sie werden von einem sehr regsamen Fischervolke bewohnt, das namentlich den schwierigen Fang der Schwämme und Korallen betreibt. Auch ist der Thunfang hier bedeutend, so wie auch die Sardellen hier eine ihrer Hauptstationen haben sollen. Endlich führt man die Oelgärten dieser Inseln unter den am beßten gehaltenen von Dalmatien auf*). Es ist ein halbes Dutzend größere Inseln, die von zahllosen kleinen und unbewohnten Klippen umschwärmt sind.

Doch über alle Ausblicke auf Scoglien und Klippen, auf Oelbäume und todte Häfen hätte ich bald vergessen,

*) Namentlich thut dieß Menis in seinem Werke über das adriatische Meer.

ein Wort von dem Anblicke, den unser Schiffsverdeck selber darbot, und von der Reisegesellschaft, die uns zunächst umgab, zu sagen, und doch werde ich nicht umhin können, im Verlaufe meiner Schilderung einige dieser Reisebegleiter zu erwähnen. Einen Theil davon hatten wir schon in Zara verloren. Doch war uns die Hauptsache noch geblieben. Vor allen Dingen unsere tüchtigen und geschickten Nostromini und Marineri, Steuermänner und Matrosen, stämmige, kräftige Leute, meistens aus Liburnien gebürtig, mit verwitterten Gesichtern, von deren markirten Physiognomieen ich noch jetzt keine vergessen habe. Ohne Zweifel waren die Marineri, die bei Actium fochten und siegten, Leute von ganz ähnlicher Leibesbeschaffenheit. — Alsdann unser kleiner beweglicher Mozzo (Schiffsbursche), dessen Beobachtung mir auf der ganzen Reise so viel Vergnügen machte und auf den ich noch unten zurückkommen muß. — Weiter ein hundert italienische Soldaten, die nach Cataro bestimmt waren, fast lauter junge Leute aus den Ebenen und benachbarten Thälern des „Lombardo-Veneto“, auf welchen zwar die Reiseentbehrungen und die Seereisenoth am schwersten lastete, die aber dennoch den vornehmeren, besser verpflegten, aber nichtsdestoweniger minder fröhlichen Theil der Gesellschaft mit gefälligen Gesängen unterhielten. — Außerdem waren einige östreichische Offiziere, einige Beamte, mehre Geistliche und Mönche und endlich viele dalmatische und orientalische Kaufleute an Bord, und dieß mag wohl so die gewöhnliche und wahrlich nicht uninteressante Reisegesellschaft sein, auf die man bei einer Fahrt längs Dalmatiens Küsten rechnen kann. — Unter den orientalischen Kaufleuten waren einige von den Bocche

di Cataro, andere aus dem Innern von Bosnien und der Herzegowina. Die von der Bocca waren von oben bis unten schwarz gekleidet, und ich war erst geneigt, sie für eine Art Mönche zu halten, ihr ernstes und strenges Wesen unterstützte diese Einbildung, und ich hatte nachher, als ich sie von Kopf bis zu Fuß in Waffen sah, Noth, diesen Waffenschmuck mit dem Anschein von Priesterkleidung in Harmonie zu bringen. Die Kaufleute aus Bosnien und der Herzegowina waren türkisch gekleidet, und wenn sie bei schlechtem Wetter sich in ihre großen und purpurrothen Kabanizzas (weite Mäntel mit daran genähter Kapotte) hüllten, so sahen sie fremdartig genug aus. Die mehrsten von ihnen wollten sich entweder in Spalato oder in Ragusa ausschiffen lassen, um dann von da aus mit Karawanen zu Pferde in ihr Vaterland zurückzukehren. Unter ihnen war ein recht artiger und gefälliger Kaufmann aus Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens, ein sehr geweckter Kopf und ein junger Mann von patriotischer, natürlich serbisch-patriotischer, Gesinnung. Er redete unsere deutsche Sprache sehr geläufig und fast mit einer sehr eleganten und präcisen Aussprache und erzählte uns Mancherlei von den inneren, jetzt freilich sehr betrübten Zuständen seines Vaterlandes.

Unter den Mönchen war ein kleiner Franziskaner, der, ich glaube, von Venedig nach Dalmatien versetzt war, und der, da er das Land zum ersten Male sah, sich über den Anblick der vielen Felsen und Klippen seines neuen Vaterlandes gar nicht beruhigen konnte. „Ah questi benedetti Scogli!“ (o diese glückseligen Scoglien!) hörte ich ihn mehr als ein Mal zwischen den Zähnen

murmeln, wenn wir wieder an einer langen Reihe von Klippen vorbeikamen. Die Italiener segnen Alles, was wir ehrlicheren Deutschen „verwünschen", so wie die Irländer die „bösen Geister" das „gute Volk" nennen.

Mit diesen Reisegefährten also, sage ich, fuhren wir durch die Gruppe der sogenannten Scoglien von Sebenico und kamen nun um Mittag auf diese Weise vor der Stadt an, von der sie den Namen haben.

9.
Das Fort San Nicolo.

Sebenico ist unseren Malern eine der liebsten Städte Dalmatiens, — nicht etwa bloß weil in ihr die berühmten Künstler Andreas der Slave und Martin Rota geboren und für die Musen erzogen wurden, sondern auch weil sie selbst sowohl in ihren engen Trepp auf und Trepp ab laufenden Straßen, als auch in ihrer Umgebung dem Pinsel so viele willkommene Gegenstände darbietet.

Gleich die Einfahrt zur Stadt ist ungemein überraschend und eigenthümlich. Sebenico liegt an der Mündung des größten dalmatischen Flusses, der Kerka. Um zu dieser Flußmündungsstadt zu gelangen, muß man zuerst vom Meere aus einen engen Felsencanal mit schroffen Felsabhängen passiren. Dann kommt man in ein umschlossenes Binnenwasser, das wie unsere Hochlandseeen von Gebirgen und Felsenabhängen umgeben ist.

An der Spitze des Canals, der vom Meere aus zum See von Sebenico führt, — es ist die eigentliche Mündung der Kerka, — liegt das Fort San Nicolo, ein

sehr schmuckes Festungswerk, von dem Veronesen Sammicheli*) gebaut, demselben, der so zu sagen ganz Dalmatien und alle venetianischen Besitzungen im Oriente auf Kosten der Republik mit Forts, Cisternen und anderen Gebäuden erfüllte. Sammicheli ist der wahre Vauban der Venetianer. Er wußte das Utile und Dulce zu vereinigen. Wie der alte Vulcan das Schild des Achilles nicht bloß solid, sondern auch zierlich bildete, so hat auch Sammicheli seine Festungen immer prachtvoll ausgeschmückt, und es giebt, wie es mir scheint, keine Befestigungen, die zu ihrer Zeit so dienlich waren und zugleich noch jetzt durch ihren pittoresken Anblick das Auge so erfreuen.

Das Fort S. Nicolo bedeckt den Kopf einer kleinen Scoglie völlig, und seine Mauern steigen aus dem Meere selbst empor. Dicht über dem Spiegel des Wassers hat es gewölbte Oeffnungen, Schießscharten für Kanonen des größten Calibers, um die feindlichen Schiffe an ihrem empfindlichsten Theile zu durchlöchern. — Auf der Binnenseite erhebt sich ein prachtvolles Thor, und darüber, in einer Art Nische oder Wölbung, steht eine colossale und sehr elegante Figur des geflügelten Marcus-Löwen. Solche geflügelte Löwenfiguren sieht man noch häufig in den dalmatischen Städten. Die Venetianer waren in ihren Marcus-Löwen nicht weniger verliebt, als unsere großen Staaten in ihre einfachen und doppelten Adler. Sie brachten ihn überall an den Festungen, über den Thoren, an Thürmen u. s. w. an, nur mit dem Unterschiede, daß Rußland, Oestreich, Preußen ihre Adler

*) Der große und berühmte Sammicheli hat den Plan und die Zeichnung des Forts entworfen. Sein Neffe hat den Bau geleitet.

meistens nur von irgend einem beliebigen Farbenkünstler darstellen lassen, während die Venetianer in ihren Dependenzien den Löwen, als sollte er nie von dort weichen, recht solid aus Stein und in voller Figur ausmeißeln ließen. Man sieht den venetianischen Löwen sogar zuweilen aus dem lebendigen Felsen herausgemeißelt, z. B. über Heilquellen in einigen ehemals venetianischen Alpengegenden. Auf den Ecken der Festungsbastionen oder auf Stadtmauern steht er, weit seine flachgestreckten Flügel hebend, zuweilen recht malerisch da. Einer der hübschesten ist dieser von Sebenico. Die Franzosen verstümmelten ihn, wie sie dieß Schicksal auch vielen anderen Marcus-Löwenstatuen bereiteten. Aber der Kaiser Franz ließ ihn — welcher Freund historischer Monumente wird ihn dafür nicht loben! — wieder herstellen.

An einer der kahlen Felswände des besagten Canals ist dem heiligen Antonius eine Nische und ein Bildniß bereitet, das den Ankommenden und Absegelnden recht freundlich zuwinkt. Die enge Passage hat davon ihren Namen Canale di San Antonio. Das weite Bassin, in welches man alsdann gelangt, ist eines der vielen von Nordwesten nach Südosten gestreckten Binnenbecken, die sich an der Küste von Dalmatien finden, und die, je nachdem ihr Niveau höher oder tiefer war, entweder mit Salz- oder Süßwasser ausgefüllt sind oder trockene Felsenthäler darstellen. Die Kerka bildet gleich oberhalb Sebenico wieder ein solches Becken, den See von Proklian, und oberhalb Scardona noch eins. Manche dieser Becken stehen mit der See in gar keiner Verbindung, weil ihre Gewässer das trennende Felsenriff nicht zu durchbrechen vermochten, so z. B. der See von Vrana.

10.
Sebenico.

Die Stadt Sebenico soll, so wie ihr Name, slavischen Ursprungs sein. Slavische Seeräuber sollen ihr zuerst Aufschwung verliehen haben. Als das berühmte Scardona, das etwas oberhalb Sebenico, ebenfalls an der Kerka liegt, zerstört wurde, flüchtete ein Theil seiner Bürger hierher, und Sebenico fing nun bald an, eben so blühend zu werden und als Kerka-Mündungsstadt dieselbe Rolle zu spielen, wie ehemals Scardona. — Der Handel mit der Türkei, welcher sich im Kerkathale herabzog und in Sebenico seinen Ausgangspunkt fand, war sehr lebhaft, und es soll Zeiten gegeben haben, wo diese Stadt nahe an dreißigtausend Einwohner besaß. Noch jetzt ist der Ort volkreich und auch als militärische Position nicht unwichtig.

Uebrigens gehört schon einige Uebung im Abstrahiren dazu, um das Interessante und Pittoreske in diesem Ort gleich beim ersten Anblick recht zu erkennen. Wer hier, wie wir, in Sebenico zum ersten Male eine dalmatische Stadt bei hellem Sonnenscheine sieht, dem verüble ich es nicht, wenn er nicht gleich jenes Abstrahiren von Schmuz, Elend und dumpfer Luft, von denen die engen Straßen derselben erfüllt sind, bei sich zu Stande zu bringen weiß und über den Anblick der wild und barbarisch ausschauenden Leute, denen er in dieser Stadt begegnet, in Erstaunen geräth. Wir wurden hier zum ersten Male der slavischen Urbevölkerung Dalmatiens ansichtig. Da es Markttag und noch dazu die Zeit des

Weinüberflusses kurz nach der Weinlese war, — wir hatten den Monat September, den die Dalmaten Ruian (den rothen Monat) nennen, weil dann überall rother Wein fließt, — so zeigte sich die Stadt mit morlachischen Bauern und mit den Bewohnern der Gebirge des Innern (den Montanari) ganz erfüllt. Diese Kerle mit ihrem langen schlotterigen Gliederbau, mit ihren wilden braunen bärtigen Gesichtern*), mit ihren großen baumelnden Haarzöpfen, mit ihren bunten, aber schmuzigen und zuweilen zerlumpten Nationalcostümen, mit ihren Dolchen und Pistolen in Gürtel und Taschen ist man von vorn herein sehr geneigt für lauter geborene Räuberhauptleute zu nehmen, obgleich zuweilen die gutmüthigsten Menschen von der Welt in solcher Banditenhülle stecken mögen. Sie hatten allerlei Gemüse- und Fleischwaaren zu Markte gebracht; die meisten aber Wein in Ziegenschläuchen. An allen Straßenecken verkauften sie den dunkelen Rebensaft an die Städter, die ihre Gefäße unter die breitmäuligen Schläuche hielten und den dicken Safterguß darin auffingen. Die Morlachen packten dabei die Schläuche mit den Händen am Halse, den sie mehr oder weniger zuschnürten, je nachdem sie glaubten genug für's Geld gegeben zu haben. Es sah aus, als wenn sie die Thiere schlachteten. Der dunkelrothe Wein stürzte wie ein Blutstrahl heraus. An allen Straßenecken von Sebenico floß so der Wein. Manche Geister hatte er schon trunken gemacht, und aus

*) „Dura corpora, stricti artus, minax vultus", sagt Tacitus von den Illyriern seiner Zeit. Es gilt dieß Alles noch heute. Ein französischer Schriftsteller, Cassas, nennt die Morlachen „une espèce d'hommes sauvages, repandus dans les contrées intérieures de la Dalmatie."

den Schenken erschallten laute wilde Lieder nach Melodieen, wie ich sie noch nie gehört hatte. Zwischen durch ergoß sich ein heftiger Regen, und arme, halb oder beinahe ganz nackte Burschen verkrochen sich vor den heftig niederschlagenden Wasserströmen unter den Thüren der Kirchen. Aus diesen traten Priester hervor und wollten das arme Lumpengesindel wegtreiben. Die „unverschämten" Buben waren aber wie matte Fliegen nicht so leicht fortzubringen und flohen erst, als einer der Priester zürnend seinen Stock erhob. Kurz, ich wunderte mich ordentlich, als ich am Abend mitten in diesem kleinen Sodom und Gomorra in ein vornehmes Haus geführt wurde und hier eine gebildete Familie und eine sehr comfortable Hauseinrichtung fand. Fast hätte ich die Leute gefragt, wie sie dazu gekommen wären, sich in dieser Türkei anzusiedeln, und ob sie mit allen ihren schönen Sachen nicht Furcht hätten, so mitten in diesem Räuberplatze zu stecken, wie Kolibris in einem Wespenneste.

Aber wie gesagt, man muß abstrahiren, man muß seine von außen her mitgebrachten Maßstäbe bei Seite legen und sich des landesüblichen Ellenmaßes bedienen. Und ich spreche alles Jenes nicht etwa deßwegen aus, um damit gleich ein Urtheil über die Dalmatier zu fällen, sondern eben nur, um die ersten Eindrücke eines von Deutschland nach Dalmatien Reisenden zu schildern. Er muß diese Eindrücke überwinden, um des Schönen, welches er unter der fremdartigen Hülle entdecken kann, der herrlichen Gebäude, die in diesen engen dumpfen Gassen stehen, des trefflichen Weines, der selbst zuweilen aus jenen Ziegenschläuchen quillt, der gutmüthigen Seelen, die mitunter in jenen

Räubermasken stecken, des Umgangs mit gebildeten, kenntnißreichen und talentvollen Menschen, die mitten unter jener anscheinend so großen Barbarei wohnen, nicht verlustig zu gehen.

Man führte uns vor allen Dingen zuerst auf den Hauptplatz der Stadt, der dem berühmten Dom von Sebenico gegenüber liegt, auf den „Piazza dei Signori." Einen solchen „Herrenplatz" giebt es in jeder dalmatischen Stadt, eben so gut wie ihn jede Stadt in Norditalien besitzt. Gewöhnlich ist er wie ein Saal mit großen flachen Steinen gepflastert und von den Hauptgebäuden der Stadt, dem Dome, der Loggia (Rathhaus), dem Casino und dem vornehmsten Kaffeehause, umgeben. Jeder kennt die wundervollen Piazze dei Signori von Verona, Vicenza u. s. w. Aber von diesen sind die in den dalmatischen Städten nur verschiedentlich varirrte Copieen, sowie die politischen Verfassungen und die Signorias derselben (die „Herre" in der Schweiz) nur Copieen derer in Italien waren. Und ein Maler könnte für uns eine Reihe der herrlichsten Gemälde gewinnen, wenn er uns alle die verschiedenen „Herrenplätze" in den dalmatischen Städten vorführte.

Auch das Kaffeehausleben ist hier in Dalmatien wieder eben so wie in der Lombardei und Venedig. Der Dampfschiff-Passagier und überhaupt jeder ankommende Fremdling eilt gleich auf das Kaffeehaus an der Piazza. Hier ist die Börse und das allgemeine Rendezvous des Orts. Hier findet er Menschen, dahin bestellt er seine Freunde, da kann er auch seine Empfehlungsschreiben abgeben.

Als wir vor dem Kaffeehause von Sebenico saßen,

fing wieder ein Platzregen an, der seines Gleichen suchte. Der Himmel schien alle seine Pforten aufgemacht zu haben, und es goß hinaus, was gießen wollte. Auf den felsigen Treppen, die von einem erhabenen Theile der Stadt zwischen einem Gerumpel alter malerischer Gebäude zu diesem Platze hinabführen, spazierten von Stufe zu Stufe ganze Ströme von Regenwasser hinunter. Die weiße Marmorkuppel und das gewölbte Dach der schönen Kirche wurden von den ungestümen Fluthen gewaschen wie die Patienten in Gräfenberg, und auf unserer Piazza dei Signori entstand ein Lärm und ein Zusammensturz wie in dem Zimmer von Göthe's Zauberlehrling, und wir mußten unter unserem Kaffeehaus-Porticus auf unseren Stühlen die Beine zusammenziehen, wie Türken, um vor der Ueberschwemmung gesichert zu bleiben. Die Gebäude hielten zwar aus; aber ich kann mir denken, daß solche heftige Regengüsse, wie diese, an denen die dalmatische Küste häufig leidet, dem Lande selbst viel Schaden zufügen. Sie reißen die Dammerde von den Felsen herab und führen sie in's Meer hinaus. Und wenn man sich vorstellt, daß die Gewässer hier seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit in Dalmatien so gewüthet haben, so irrt man wohl nicht, wenn man in der Art und Weise, wie der Regen fällt, eine Hauptursache der Entblößung des Landes findet. Es ist ein Jammer, wenn man den Schmuz, den die heraufgewundenen Schiffsanker aus dem Meeresgrunde emporbringen, in den dalmatischen Baien und Buchten untersucht, — es ist der schönste fetteste Schlamm, — und wenn man nachher zwischen den kahlen Inseln dahinfährt. Man sieht dann, daß das alte fette fruchtbare Dalmatien

zwischen diese Inseln hinab gefallen ist und wie ein verlorener Schatz tief auf dem Grunde des Meeres liegt. Wenn die atmosphärischen Niederschläge in Dalmatien häufiger in der Form von Nebel, Thau und feinem nie endenden Sprühregen kämen, wie in unserem mit dergleichen gesegneten Deutschland, so stände es wohl besser um das Land.

Der Dom von Sebenico ist nicht groß, aber eine wahre Pretiose von Kirche. Er stammt aus der Zeit des Cinquecento, wie die Italiener sagen, oder aus der Zeit der Renaissance, wie die Franzosen sprechen. (Wie drücken denn wir Deutschen dieß aus? Sehr lang: „Aus der Zeit des Wiederauflebens der Künste und Wissenschaften"). Er wurde nämlich 1433 begonnen und 1555 beendigt und ist eine der schönsten Kirchen in ganz Dalmatien. Häufig wird neben ihm der Dom von Trau genannt, der aus derselben Zeit stammt. Diese dalmatischen Städtchen mußten damals wohl wohlhabender sein als jetzt und scheinen an der damaligen Kunstbewegung durch ganz Europa keinen verächtlichen Antheil genommen zu haben. Das Dach ist an dem Dome von Sebenico der am meisten bewunderte Theil. Es besteht dasselbe nämlich aus lauter colossalen sehr langen Marmortafeln, die zu einem runden Gewölbe unter einander verbunden sind, und eben solche Tafeln bilden die Kuppel des Thurmes. Es ist fast unbegreiflich, wie die Architekten der Stadt zu einer so kühnen Idee gekommen sind. Es giebt, glaube ich, in der Christenheit nichts Gleiches mehr. Es müssen originelle und geniale Leute sein, diese Sebenicenser, und sie haben auch überall in Dalmatien seit lange diesen Ruf. Viele bedeutende

Männer, die nachher in Venedig eine größere Schaubühne für ihre Talente und ihre Thatkraft fanden, stammen aus dieser kleinen Stadt. Man nennt unter ihnen Marco Polo*), Andrea Schiavone, Martin Rota und Andere. Bei Fortis findet man im ersten Bande Seite 203 ein eigenes Kapitel über die Gelehrten und Maler in Sebenico bloß des sechszehnten Jahrhunderts, und aus neuester Zeit kann man den Tomaseo nennen, der auch aus Sebenico hervorging, um in der Lagunenstadt eine Zeit lang zu figuriren. Man kann bei dieser Gelegenheit aber die allgemeine Bemerkung machen, daß die Dalmatier, in Italien sowohl als auch in Oestreich, in dem Rufe von gewandten Leuten und guten Köpfen stehen. Auch auf dem östreichischen Reichstage in Wien und Kremsier sollen die dalmatischen Deputirten, wie ich von vielen Seiten gehört habe, durch ihre Perspicacität, ihre Umsicht, ihre Beredsamkeit und auch durch ihre vernünftige Mäßigung (welches Letztere freilich bei Tomaseo nicht zutraf) allgemeinen Beifall geerntet haben.

Auch das Innere des Domes von Sebenico offenbarte uns manches interessante Kunstwerk, sowie überhaupt ein Besuch aller Kirchen und Klöster von Sebenico, zu denen mich ein freundlicher Franziskanermönch — er war mit uns aus Zara gekommen — führte, mir so unterhaltend war, daß ich die größte Lust hätte, dieß auch dem deutschen Leser wieder Alles vorzuführen, wenn ich nicht fürchtete, er möchte darüber die Geduld verlieren. Priester und Franziskanermönche giebt es genug in Dalmatien, so viele wie bei uns jetzt Cadetten. Man sieht

*) Seine Familie war wenigstens von hier.

hier auch schon eben so jugendliche Männer, fast Kinder möchte ich sagen, im Priesterhabite, wie bei uns im Cadettenrocke. Vor den Thoren fanden wir, als es gegen Abend ein wenig zu regnen aufgehört hatte, eine ganze Menge Geistliche herumspazieren. Mein junger Franziskaner, der selbst kaum achtzehn Jahre zählte und viele Bekannte hier wiederfand, kam mir abhanden, und ich wandte mich in die Vorstadt von Sebenico, wo mehre mit dem Innern Dalmatiens und mit der Türkei handelnde Kaufleute ihre Hauptmagazine und sonstigen Etablissements haben.

Ich fand unter diesen Anstalten eine große Honigraffinerie und Wachsbleiche, welche ich mit dem größten Interesse besah, weil dergleichen industrielle Etablissements in Dalmatien eben so selten sind, wie marmorne Dome von Sebenico und Trau. Der Besitzer derselben führte mich mit großer Freundlichkeit in alle Details seines Geschäfts ein und sagte mir, daß er seine Waaren, Honig und Wachs, meistens aus dem Innern von Bosnien bezöge. Da es in Sebenico und überhaupt in Dalmatien keine Wirthshäuser giebt, in denen man „zu Pferde und zu Fuß" logiren kann, so haben die mit der Türkei handelnden Kaufleute sich in ihren Häusern so eingerichtet, daß sie ihre Kunden, die die Waaren aus dem Innern bringen, selbst bei sich aufnehmen können, und mein Wachshändler sagte mir, daß er zuweilen wohl an die hundert Bosniaken mit ihren Pferden bei sich beherberge. Da diese Leute außer dem Wachs und Honig nebenher auch noch viele andere türkische Waaren mitbringen, so kauft mein Wachsbleicher auch diese ihnen ab und hat neben seiner Honigraffinerie

auch ein allgemeines Magazin für türkische Waaren etablirt. Unter diesen interessirte mich am meisten das bosnische Eisen, das sehr vortreffliche Eigenschaften haben, für manche Zwecke aber etwas zu weich sein soll. In den türkischen Eisenhämmern wird ihm gleich eine Form gegeben, in welcher es zum Transporte auf Pferden geeignet ist. Man macht nämlich nicht allzugroße und leicht zu handhabende Stücke daraus, jedes etwa zu 50 bis 60 Pfund. Diese Stücke sind länglich, flach zusammengeschlagen und lassen sich auf diese Weise leicht den kleinen Saumthieren an die Seite binden.

Den Abend brachte ich in Sebenico in einem der alten malerischen Häuser in dem Kreise einer gebildeten Familie zu, deren Stammbaumwurzeln im Toskanischen auf der anderen Seite des adriatischen Meeres lagen. Man nahm mich sehr gastfreundlich mit einer Tasse schwarzen Kaffees auf, welche orientalische Bewirthung auch hier in den dalmatischen Städten schon überall üblich ist. Das Haupt der Familie, ein sehr kenntnißreicher, mit den Antiquitäten seines Vaterlandes beschäftigter Herr, gab mir die gefälligste Auskunft über alle Verhältnisse seines Wohnorts. Auch wurden hier die schönen Weine der Umgegend von Sebenico durchgekostet, unter denen der Tartaro und der Maraschino di Sebenico den ersten Platz einnehmen. Der Tartaro hat seinen Namen von dem hohen, ziemlich isolirt dastehenden Monte Tartaro im Süden der Stadt, der Maraschino, ein lieblicher Süßwein, von einer Gattung von Trauben, die deßwegen „Uve maraschine“ heißt, weil ihre Beeren denen der sauren Weichselkirsche (italienisch: marasca oder amarasca von amaro) gleichen. Diese köstlichen dalma-

tischen Weine sind im Auslande wenig bekannt *), zum Theil deßwegen, weil die einheimischen Winzer ihnen nicht Dauer und Haltbarkeit genug zu geben verstehen. Beim Versenden werden sie leicht trübe und erreichen auch kein großes Alter. Zum Theil aber wird auch von jeder Gattung eine so geringe Quantität erzielt, daß es sich für einen Kaufmann nicht der Mühe lohnt, sie zu einem stehenden Handelsartikel in seinem Geschäfte zu machen. Ich habe mir sagen lassen, daß einmal einer Versammlung von Wiener Weinhändlern eine Auswahl von Proben dalmatischer Weine vorgelegt worden sei, und daß sie sie alle ganz köstlich und preiswürdig gefunden hätten. Als sie sich aber darnach erkundigten, auf wie viel Fässer sie wohl jährlich mit Bestimmtheit rechnen könnten, bekamen sie so unbefriedigende Auskunft, daß sie erklären mußten, es sei bei so großer Unsicherheit der Versorgung mit dem Artikel unmöglich, sich auf ein Geschäft einzulassen.

Sehr befriedigt von allem Geschauten und Gehörten begaben wir uns zu später Stunde wieder an Bord unseres Dampfers zurück, der nun am frühen Morgen seine Reise nach Spalato fortsetzte.

---

*) In alten Zeiten wurden dalmatische Weine als Tribut nach Konstantinopel gesandt. Doch soll auch jetzt noch zu Zeiten der Maraschino di Sebenico seinen Weg nach Amerika finden.

11.

Schwamm- und Korallenfischer.

Die Klippen und Inseln, welche das Meer bei Sebenico und die Mündung der Kerka erfüllen, bilden eine besondere kleine Gruppe, wie ich schon sagte, die in alten Zeiten den Namen Isolae Celadussae hatte. Ihre Bewohner sind, wie ich auch schon andeutete, berühmt durch die Fischerei auf Schwämme und Korallen, die sie betreiben. Diese beiden interessanten Producte finden sich nur auf der illyrischen Seite des adriatischen Meeres, auf der italienischen aber nicht. Auf dieser letzteren, die meistens flach, untief und felsenlos ist, haben sie nicht das ihnen vortheilhafte Terrain. Die dalmatischen Felseninseln und Klippen gewähren ihnen dagegen die willkommensten Anhaltepunkte. — Beide Producte zeigen sich zwar überall in den dalmatischen Gewässern, hauptsächlich aber, wie es scheint, bei den Scoglien von Sebenico. Wenigstens werden immer die Bewohner von zweien dieser Scoglien als die vornehmsten Korallen- und Schwammfischer genannt, und zwar für jede Branche eine besondere Insel. Die Bewohner von Slarina, so sagte man mir wiederholt, seien die Schwammfischer (sie haben seit alten Zeiten das Regale der Schwammfischerei gepachtet), und die der Insel Crapano ständen an der Spitze des Korallenfanges.

Die Schwämme sitzen nicht sehr tief unter dem Meeresspiegel, etwa 2 bis 4 Klaftern tief, selten tiefer. Die Fischer lösen sie mit einem eisernen Instrumente ab, das dem Dreizack des Neptun gleicht. Sie haben ein geübtes Auge und wissen den Schwamm selbst bei trübem

Wasser und in größerer Tiefe sehr genau zu erkennen. Roh, wie sie aufgefischt werden, gehen diese Schwämme meistens nach Triest, wo man sie reinigt, wäscht, trocknet und bleicht. In den Vorstädten dieser Stadt finden sich Anstalten, die den Wachsbleichen gleichen, und in denen man die illyrischen Schwämme zu Tausenden an der Sonne ausgebreitet sieht.

Die Korallen dagegen sitzen in viel größerer Tiefe, und ihre Losbrechung ist daher weit schwieriger. Sie geschieht in der Art, wie bei uns der Austernfang, mit einem an einem Stricke herabgelassenen Eisen und Sack. Viel edles Korallengezweige wird dabei zerstört. Außerdem aber wird dabei auch noch viel anderes Leben auf dem Grunde des Meeres gestört, weil das Eisen der Korallenfänger auf demselben in weiten Strecken hin- und hergeführt wird. Wenigstens behaupten dieß namentlich die Sardellenfischer. Ihre Sardellen, sagen sie, legen ihren Laich gern auf die Korallenbänke oder haben daselbst ihre Verstecke. Die Korallen selbst, so lange sie weich sind, dienen den Fischen zur Nahrung. Diese beißen die jungen Spitzen der Korallen ab oder holen die Thiere heraus. — Am liebsten möchten die illyrischen Sardellenfischer den Korallenfischern das Handwerk ganz legen. Periodenweise soll auch früher unter Venedig das Korallenfischen wirklich ganz verboten gewesen sein. Sie processiren, wie ich hörte, eben jetzt wieder mit einander darüber, wo und wie tief ein Jedes mit seinen Stricken und Fanginstrumenten ins Meer hinabgehen kann. Aber schon zur Zeit der venetianischen Republik sollen Jahrhunderte lang unentschiedene Streitigkeiten obgeschwebt haben. Die Schwammfischer von Slarina, die mehr auf

der Oberfläche bleiben, und die ihr Object gleich selbst ins Auge fassen und vorsichtig herausholen, kommen nicht in solche Collisionen.

12.
Die Punta Pianca.

Die Scoglien von Sebenico schließen sich noch ziemlich nahe an die Inseln von Zara an, mit denen sie zusammen die illyrische Inselgruppe bilden, welche die Dalmatier selbst gewöhnlich „die westlichen Inseln" (le isole occidentale) nennen. Von Sebenico aus wird nun die illyrische Inselkette für einige Zeit unterbrochen. Es zeigt sich von der Küste aus auf einer Strecke von etwa 8 bis 10 Meilen offenes Meer. Dann beginnt ein neuer Archipelagus von Inseln, welche in Dalmatien „die östlichen Inseln" (le isole orientale) genannt werden. Zu dieser östlichen Gruppe gehören die schönsten, fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Inseln des Landes: Lissa, Lesina, Brazza, Curzola ꝛc., die meisten schon aus der Zeit der Griechen, denen sie näher lagen, wohlbekannt, von griechischen Colonieen bevölkert und auch jetzt noch durch ihre Producte, durch ihre gepriesenen Weine, Oele, Marmorsteine, Asphalt- und Naphtha-Quellen ꝛc. berühmt. In jeder Beziehung ist diese östliche Inselabtheilung historisch und national-ökonomisch wichtiger.

Streng genommen sollte man nicht, wie die Dalmatier und Venetianer oder Triestiner thun, eine östliche und westliche, sondern eine südöstliche und nord-

westliche Inselgruppe unterscheiden. Allein vor der Phantasie dieser Leute, die bloß das große Ziel aller Handelsbewegung auf dem adriatischen Meere, den Orient, im Auge haben, erstreckt sich dieses Meer weit mehr von Westen nach Osten als von Süden nach Norden. Es wird dasselbe nur als eine Straße zum Oriente aufgefaßt. Alles, was von ihrem Lande etwas weiter nach Osten liegt, ist viel tiefer in die orientalischen Lebenskreise verwickelt. Ihr ganzes Land scheint ihnen nicht sowohl von Norden nach Süden, als vielmehr von Westen nach Osten gestreckt. Ich habe daher auch bemerkt, daß sie die Gegenden um Ragusa und Cattaro häufiger als östliche Abtheilungen ihres Landes bezeichnen, seltener als südliche, was sie doch auch sind. Wir Deutschen im Innern, für die der Zug nach dem Süden die Hauptsache ist, fassen in dem adriatischen Meere weit mehr die Richtung von Norden nach Süden auf und würden auch wohl geneigter sein, jene sogenannten westlichen und östlichen Inseln nördliche und südliche zu nennen.

Zwischen beiden genannten Inselgruppen, beide gleichsam scheidend, tritt eine dicke breite Halbinsel weit ins Meer hinaus vor, und die äußerste Spitze dieser Halbinsel, deren Basis man ungefähr in einer Linie zwischen Sebenico und Trau findet, ist das berühmte Vorgebirge des Diomedes, jetzt die Punta Pianca oder Punta della Planca (das Bret) genannt. Es ist dieß von jeher ein bei den Schiffern sehr übelberüchtigter Küstenpunkt gewesen, eine der gefährlichsten Stellen des ganzen adriatischen Meeres, sowohl der sich hier brechenden Winde, als auch der Strudel und Meeresströmungen wegen. Wenn man so wie wir im schönen Sonnenschein auf

einem sich selbst beherrschenden Dampfer ganz nahe bei dieser illyrischen Scylla vorüberfährt, so entdeckt man nichts, was ihr einen so bösen Namen gemacht haben könnte. Wir sahen nur ein flaches und niedriges Felsenriff wie ein steinernes Bret vom Lande herauslaufen, und oben darauf lag eine kleine freundliche Kapelle. Da war nichts Schroffes, Wildes und Romantisch-Pittoreskes, vielmehr sah die Pianca so unschuldig aus wie Sirenengesang. Es giebt hundert ähnliche Riffe in den illyrischen Gewässern. Man muß die Landkarte und eine Darstellung der Hauptschifffahrtslinie des adriatischen Meeres zu Hilfe nehmen, um die hervorragende Bedeutung dieses Punktes zu begreifen.

Die ganze Hauptmasse des dalmatischen Landes drängt sich bei dieser Stelle am meisten ins Meer hinaus, und die Punta Pianca ist gerade die südwestlichste Spitze von ganz Dalmatien. Von hier aus geht die Küste nördlich in den Busen von Sebenico und weiter hinab, südöstlich aber in den Busen von Spalato und weiter. Im Angesichte der Punta ist, wie gesagt, weit und breit offenes Meer. Hieraus folgt nun zunächst, daß die ganze Küsten- und Inselschifffahrt von Spalato, Ragusa und den östlichen Inseln her nach Sebenico, Zara und den westlichen Inseln hin dieses Vorgebirge, das sie in der Mitte ihres Weges findet, umzingeln muß. Der die Hälfte des Jahres hindurch herrschende Scirocco wirft die ganze Masse des adriatischen Meeres gegen diese Spitze, die von keiner vorliegenden Insel geschützt wird. Auch die Strömung des adriatischen Meeres, die von Südosten her an der Küste heraufkommt, mag sich hier etwas brechen, wenden und ge-

fährliche Wirbel verursachen. Die kleinen Küstenfahrer, die das offene Meer scheuen und sich gern so nahe als möglich an der Küste halten, kommen hier also zwischen zwei Feuer, nämlich zwischen den nahe heranrückenden Hauptkörper der Adria und das weit hinausgreifende Vorgebirge, das sie umschiffen müssen.

In dem offenen Schlunde zwischen den Scoglien von Sebenico und denen von Spalato, wo in der Mitte die Punta Pianca liegt, finden sie auf einmal die Kette von Inseln und Canälen, in deren Schutz sie fuhren, unterbrochen, und hier schlüpfen sie nun furchtsam und möglichst schnell vorüber, um bald wieder den Schutz neuer Scoglien zu erlangen.

Aber nicht bloß die Küstenschifffahrt, sondern auch überhaupt die ganze große Handelsheerstraße des adriatischen Meeres geht näher bei Illyrien als bei Italien vorüber, denn dort ist das Wasser tiefer, die Küste reicher an Hilfs- und Nothhäfen. Der letzteren giebt es auf italienischer Seite nur sehr wenige, auf der dalmatischen aber ist fast Alles Hafen*). Dazu kommt die Meeresströmung an dieser Seite, welche wenigstens auf der Reise nach Norden den Schiffen die Fahrt erleichtert. Auch die Beschaffenheit der Winde endlich mag die illyrische Küste nahbarer erscheinen lassen. Die Hauptwinde auf dem adriatischen Meere, die sich fast beständig untereinander in der Herrschaft ablösen, sind bekanntlich der Scirocco (Südwind) und die Bora (Nordostwind). Diese letztere ist besonders plötzlich und heftig und stürzt oft

*) Allein im Kreise von Spalato hat man fünfzig Buchten gezählt, die fähig sind, Schiffe aufzunehmen und ihnen Ankergrund zu gewähren.

unerwartet von den illyrischen Küstenländern herab. Mit ihr riskirt man gegen die flache italienische Küste geworfen zu werden, und hält sich daher lieber an der illyrischen Seite, wo man noch einen breiten Spielraum zwischen sich und Italien behält. Die Schiffer, die auf dieser großen Verkehrsstraße auswärts um die dalmatischen Inseln herumschiffen, bekümmern sich nun zwar wenig um die Gestaltung der inneren Küsten, und im Ganzen berührt sie die mehr oder minder große Gefährlichkeit einzelner Küstenpunkte nicht viel. Doch muß auch bei ihnen die Punta Pianca, das Vorgebirge des Diomedes, das ihrer Heerstraße am freisten gegenüber liegt, häufig von ihnen erblickt wird, und dem sie sich bei einem Scirocco am meisten zu nähern versucht fühlen, vor Allem bekannt sein.

Es ist zwar recht schön, daß die Dalmatier mitten auf der Höhe jenes gefürchteten Promontoriums ein kleines Gotteshaus erbaut haben. Aber auch hier sollte es doch heißen: ora et labora, d. h. bete, aber hilf dir auch selber, und neben dem Gotteshause sollte, wie es mir scheint, schon seit uralten Zeiten ein Leuchtthurm stehen. Es ist mir wunderbar, daß die Venetianer nicht längst für Beleuchtung dieses dominirenden Punktes gesorgt hatten. Oestreich, das jetzt schon so viel für die bessere Beleuchtung des adriatischen Meeres gethan hat, hat vermuthlich auch längst die Punta Pianca für diesen Zweck ins Auge gefaßt. Aber bis jetzt giebt es bloß auf der äußeren Seite der dalmatischen Inseln, Lissa, Lagosta u. s. w. Laternen. Nur die große Heerstraße des adriatischen Meeres ist erleuchtet. Die inneren Gewässer sind es nicht. Doch, wie gesagt, die

Punta Pianca tritt schon der äußeren Straße ganz nahe.

Aus der obigen Darstellung der Beschaffenheit des adriatischen Meeres und der dadurch bedingten Schifffahrtsrichtungen auf demselben geht dann auch wieder hervor, warum eine Macht, welche die Herrschaft des adriatischen Meeres behaupten will, vor allen Dingen die Küste von Dalmatien haben muß, und warum diese dazu viel unentbehrlicher ist als die von Italien. Wie die Hauptmasse der Gewässer, wie die Meeresströmungen, wie die bedeutendsten Fischheerden, so werfen sich auch die menschlichen Wanderungen, die Kriegs- und Handelsflotten immer mehr längs dieser Küste hin. Wer diese Küste besaß, der besaß das Ufer des adriatischen Meeres, das auf der anderen Seite gleichsam uferlos ist, der besaß die festen und sicheren Hafenpunkte, mit denen er jene Herrschaft bequem stützen und von denen aus er Polizei und Recht auf jener großen Heerstraße handhaben konnte. Das adriatische Meer ist gleichsam ein Fluß, der längs Illyrien mit seinem Hauptfahrwasser hinfließt. Daher war hier immer Alles so einladend zur Seeräuberei, die man von der Küste aus auf der nahen Straße fast so leicht ausüben konnte, wie von den Rheinschlössern aus auf dem Rheinstrome, und daher mußte man in einem wohlorganisirten Küstenstriche vor Allem dieser Seeräuberei einen Damm entgegensetzen. Daher waren die Römer trotz ihrer Herrschaft in Italien nicht eher Herren des adriatischen Meeres, als bis sie auch Dalmatien erobert hatten. Daher schlang sich die Kette der venetianischen Besitzungen und wichtigen Stationsplätze, die ihnen die Herrschaft der Adria und

des orientalischen Handels sicherten, nicht längs der italienischen, sondern längs der dalmatischen Küste in einer fast ununterbrochenen Reihe kleiner Küstenterritorien bis nach den griechischen Inseln Morea, Candia, Cypern hin. Und daher ist auch dem Staate, der jetzt die meiste Gewalt über das adriatische Meer ausübt, dem die Handelsköniginnen dieses Meeres Venedig und Triest angehören, und der sich eben anschickt, wieder eine bedeutende Seemacht auf diesem Meere zu begründen, Dalmatien, obgleich sonst diese Provinz ihm direct mehr zu kosten als einzubringen scheint, so wichtig.

13.

Die dalmatische Linie des Lloyd.

Wir wendeten uns dicht um die Punta Bianca herum und fuhren nun bald in den sogenannten Canal von Solta hinein. Wir begegneten hier einer Menge jener kleinen mit Oel beladenen apulischen Schiffe. Sie schienen sich in Gruppen zu halten. Denn ein paar Mal sahen wir fünf bis sechs in einem Striche hintereinander hersegeln. Die Fischer aus Chioggia in den Lagunen von Venedig, die eifrigsten Fischer des adriatischen Meeres, welche Istrien, den Quarnero, die liburnischen Inseln stets umschwärmen, fanden wir sogar auch hier noch. Die Segel ihrer Barken waren mit einem großen Bildnisse geschmückt. Man sagte mir, es sei das des heiligen Georg. Es nimmt mich Wunder, daß diese Malerei auf Segeln überhaupt nicht mehr cultivirt ist bei den Schiffern. Hat man doch die Häuserwände mit

Gemälden al fresco versehen. Warum so selten diese pompösen Leinwandstücke, die Segel? Eine wasserfeste und biegsame Farbe wäre doch wohl ausfindig zu machen gewesen. Und wie stolz und prächtig bläht sich so ein Heiliger auf dem bauschigen Gewebe!

Es mußten übrigens außerordentliche Umstände sein, welche diese kleinen Pugliesen hier in die Inseln hineingetrieben hatten. Gewöhnlich, so sagten mir unsere Schiffer wenigstens, nehmen sie von Apulien aus zuerst mit einem günstigen Scirocco das Vorgebirge Pianca aufs Korn (prendono la Pianca) und gehen dann von hier aus erst in die Canäle des Archipels (s'internano nei canali). Wenn sie zurückkehren, so verlassen sie die illyrische Küste bei Lissa und segeln von da aus mit einer guten Bora nach Apulien hinüber, indem sie die tremitischen Inseln (die alten Inseln des Diomedes) rechts liegen lassen. Vermuthlich waren von urältesten Zeiten diese Verbindungen und Schifffahrtswege hier so regulirt. Und es ist in Bezug auf sie daher die Wiederkehr des Namens Diomedes bei den genannten Inseln, die man, von Illyrien kommend, als das erste Stück von Italien erblickt, und bei dem genannten Vorgebirge, das man, von Italien kommend, aufs Korn nimmt, nicht ohne Bedeutung. Auch gewinnt durch diese alte Schifffahrtsrichtung, durch diese alte innige Verbindung Apuliens mit Illyrien, die Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, daß der Name Apulien oder Puglia aus dem Slavischen abzuleiten sei und von dem slavischen Worte Polie oder Poglie (= Campagna) herkomme, das sich in Illyrien als Name so vieler Striche: Rosco-Poglie, Petrowo-Poglie, Poglizza u. s. w., wiederfindet.

Wie die Bewegungen der Schiffe, so werden auch die Richtungen der Vögelwanderungen durch die Winde und den Zusammenhang und die Verkettung der Inseln und Festländer bestimmt. Große Schaaren von Wandervögeln kommen im Herbst, von der Kälte getrieben, aus dem Innern des Festlandes gleich wie flüchtige Uskoken an die dalmatische Küste und fliegen an dieser Küste abwärts, indem sie dann eine günstige Bora abwarten und eine Verengung des Meeres benutzen, um nach Italien und südlicheren Ländern überzusetzen. Ich denke mir, daß ein Theil von ihnen schon von der Punta Pianca aus nach Lissa, und von Lissa zu den tremitischen Inseln, und von diesen nach dem dort hervorragenden Italien gehen mag, eben so wie die apulischen Schiffe; doch weiß ich dieß nicht gewiß. Gewiß ist es aber, daß die Hauptmasse der Wandervögel bis nach Albanien hinabgeht, darauf bei der Meerenge von Otranto, zwischen Durazzo (Dyrrhachium) und Brindisi (Brundusium), so wie zwischen Otranto (Hydruntum) und Avlona (Apollonia) über das adriatische Meer zieht und dann über Süditalien, Sicilien und Malta ihren Weg nach Afrika fortsetzt. Zwischen denselben Orten waren bekanntlich schon im Alterthume die großen Ueberfahrten und Fähren (tragetti) aus dem Westen zum Osten und umgekehrt. Zu diesem Uebergange passen auch die Vögel jedesmal wie die Schiffer eine Bora ab. Zuweilen überrascht sie aber eine heftige Bora zu ungelegener Zeit und treibt sie an Stellen, wo das Meer noch breit ist, aufs Wasser hinaus, wo sie dann wohl in Schaaren ihren Untergang finden. Namentlich soll dieß oft den Wachteln geschehen, die im Herbst an der dalmatischen Küste so

zahlreich erscheinen, und die Schiffer und Insulaner erzählen davon, daß sie zuweilen Tausende von Leichnamen dieser kleinen Vögel auf dem Wasser schwimmen sehen. Auch liest man in den Annalen Dalmatiens, daß die Fischer von Lesina ganze Haufen von Wachteln mit ihren Netzen ans Land gezogen haben.

Von dem Canale von Solta thut man einen Blick auf den Meereswinkel, in welchem die alte griechische Colonie Tragurium (jetzt Trau) liegt. Man sieht für einen Augenblick ein Stückchen von den Thürmen dieser Stadt, so wie auch von der Brücke erscheinen, welche bei ihr über einen Meeresarm führt und die Insel Bua mit dem Festlande verbindet. Brücken über Meeresarme kommen sonst in dem illyrischen Archipelagus nicht mehr vor. Regelmäßige Fähren (Tragettos) sind aber zwischen vielen Inseln eingerichtet, so wie auch von Spalato und anderen Küstenstädten aus regelmäßige wöchentliche Marktschiffe zu denjenigen Inseln ausgehen, die gewissermaßen zu dem städtischen Rayon gehören. Da diese Fähren aber noch nicht wie in dem Inselarchipelagus an der Küste von Schottland mit Dampf getrieben werden, so ist es, wenn widrige Winde wehen und die Inseln oft wochenlang in Belagerungszustand halten, meistens mit Hilfe der Lloydschiffe leichter von irgend einem entfernten Küstenpunkte zum anderen, als zu einer ganz nahen Insel zu gelangen. Uebrigens dient auch der Lloyd, indem er wenigstens einige der vornehmsten Inselpunkte berührt, zur Verbindung der Inseln untereinander und mit der Küste. Mit seiner Hilfe kann manche Inselreise abgekürzt werden.

Diese Fahrt längs der dalmatischen Küste bildet eine ganz besondere Abtheilung der verschiedenen von jener Gesellschaft organisirten Dampfschifflinien, die sogenannte dalmatische Linie. Sie ist bloß auf die innige Verbindung der illyrischen Küstenländer Oestreichs mit Triest und unter sich berechnet. Sie geht nur bis Cattaro und von da zurück. Die griechische und orientalische Linie, die auf der Höhe des adriatischen Meeres mit ihr parallel läuft, ist ohne Zusammenhang mit ihr. Die letztere geht nahe bei dem Ende der dalmatischen Linie, bei Cattaro vorüber, ohne hier anzulaufen. Ihre erste Station ist Corfu am Eingangsthore des adriatischen Meeres. In Cattaro ist man daher gefangen und wie am Ende der Welt. Wer von da aus sich mit dem Orient in Rapport setzen will, muß entweder mit sehr unsicheren Segelschiffen zunächst nach Corfu fahren, kann aber unter Umständen auch gezwungen sein, die ganze dalmatische Linie rückwärts zu buchstabiren bis Triest, um sich dann da erst in die orientalische Linie hinüberzuschwingen. Es müßte, däucht mich, ein großes Glück für die ganze Bocca sei, wenn die griechischen Dampfschiffe dort zuerst anlegten und den dort fallen gelassenen Faden der dalmatischen Linie wieder aufnähmen. Und ich begreife eigentlich nicht recht, warum der Lloyd dieß nicht schon jetzt auch für seinen Interessen gemäß hält. — Die Bocca ist ein Punkt, wo sich eine Bevölkerung von mehr als 30,000 Menschen auf einem ganz kleinen Flecke in einer Weise concentrirt, wie dieß sonst fast nirgends in Dalmatien wieder vorkommt, und außerdem stehen diese Menschen mit dem Oriente in der lebhaftesten und innigsten Beziehung. Auch die ganze Umgegend von Ragusa

sowie überhaupt ganz Dalmatien würde dadurch dem Oriente viel näher gebracht werden.

Ich habe in Dalmatien die Leute wohl zuweilen über die Privilegien des Lloyd etwas klagen hören. Der Lloyd, sagen sie, der allein für die dalmatische Dampfschifffahrt privilegirt sei, hemme alle eigene Unternehmung bei ihnen. Wenn er nicht wäre, so hätten sie längst von Spalato, von Sebenico, von Ragusa, von Zara aus eigene Dampfschifffahrten eröffnet und mannigfaltige Linien etablirt. Der Lloyd hindere und vereitle nun solche Speculationen. — Allein mich däucht, die guten Dalmatier sollten dabei nicht vergessen, daß sie vorerst die ganzen Dampfschifffahrtsideen dem Lloyd zu verdanken haben. Wäre der Lloyd nicht gewesen, so würden sie vermuthlich noch überall nicht anders als mit ihren Marktschiffen, uralten Tragettos und Trabaccolos hingelangen können, und sie würden noch heutiges Tages, wie vor dreißig Jahren außer aller energischer Verbindung mit der übrigen civilisirten Welt sein, der sie nun durch den Lloyd innig angeschlossen sind. Es ist kaum zwei Jahrzehnte her, daß einer der letzten Gouverneure Dalmatiens zu seiner Reise von Triest nach Zara 14 Tage gebrauchte. Man darf nicht vergessen, daß der Lloyd mancherlei Schwierigkeiten bei Eröffnung seiner dalmatischen Linie zu besiegen hatte, wettend und wagend manches Capital in die Schanze schlug, und daß er vermuthlich die ganze Sache nicht hätte unternehmen können, wenn ihm nicht durch ein Privilegium der Genuß später zu erwartender Vortheile im Voraus sicher gestellt gewesen wäre. Die Lloydlinie wurde zuerst mit einem sehr kleinen Dampfer bloß alle Monate einmal befahren, dann alle 14

Tage. Jetzt fahren zwei Schiffe abwechselnd alle Wochen. Die dalmatische Linie des Lloyd ist eine Hauptstütze der ganzen Cultur und Wohlfahrt Dalmatiens. Und es ist wichtig, daß diese Stütze recht stark und solid sei und bleibe. Der Lloyd ist ein bewährtes und solides Unternehmen, basirt auf sichere Capitalien, wohl organisirt und im Besitze aller Kräfte und Kenntnisse, die zur regelmäßigen Beschiffung dieser Meeresgegenden nöthig sind. Selbst wenn der Lloyd das Aufkommen kleiner Dampfschifffahrts-Speculationen und Gesellschaften hindert, so fragt es sich, ob dieß als ein Unglück zu betrachten ist. Zwar würden ohne Zweifel alsbald solche Gesellschaften aufsprießen, nachdem man dem Lloyd, wie es einige Dalmatier zu wünschen scheinen, sein Privilegium genommen hätte. Allein es ist die Frage, ob solche Gesellschaften auch die Bürgschaft einer soliden Begründung und Dauer geben würden, wie sie der Lloyd längst gegeben hat. Jede gesammelte, consolidirte und gut organisirte Kraft in der ganzen Welt drückt allerdings auf die nachdringenden Kräfte und hindert sie. Vielleicht aber, wenn man den alten Baum fällt, um den unten nachwachsenden Schößlingen Raum zu schaffen, wird nicht ein Wald, sondern ein verwilderndes Gebüsch daraus.

Der Canal von Solta hat seinen Namen von der nach der offenen See hin vorliegenden Insel Solta, und nicht von der rückwärts oder landeinwärts liegenden Insel Bua. Diese Benennungsweise der Canäle nach den *vorliegenden* Inseln ist im dalmatischen Archipelagus ziemlich allgemein. Alle die Canäle von Curzola, von Meleda, von Lesina, von Brazza u. s. w. heißen nach den *vorliegenden* und nicht nach den rückwärts

liegenden Inseln. Es ist dieß ein ziemlich natürliches Verfahren, weil die ganze Nomenclatur als von der Festlandküste angefangen gedacht werden muß, und weil, die Festlandküste als etwas Gegebenes vorausgesetzt, ein Canal erst durch das Heraustreten der vorliegenden Insel gebildet wird.

Bua, glauben Einige, soll seinen Namen von den Rindern (bos, bovis) haben, und Solta heißt im Slavischen ungefähr so viel wie „die Goldene." Aber auf der einen ist so wenig von Gold als auf der anderen von Rinderheerden eine Spur. Alles das gewöhnliche dalmatische öde Felsgebirge, mit einigen wenigen von jenen Schönpflästerchen — Weingärten — darauf und alle italienische Miglien ein Baum zum Zeichen, daß, wenn nur Erde da wäre, wohl etwas hier wachsen könnte. Ja, wenn ich denke, was diese dalmatischen Inseln *sein könnten*, wenn nur Erde da wäre, und wenn der Regen nicht so Alles ausspülte, und die Sonne nicht wiederum so sehr Alles verdorrte, und wenn die Menschen nicht so unvorsichtig Alles verwüstet und verwahrlost hätten, und wenn man dagegen sieht, was sie *sind*, so wird einem übel und wehe, und beim Anblick aller dieser nackten und unproductiven Scoglien, Felsenköpfe und Riffe fallen einem recht die Morlachen und Bewohner des Landes selber ein, bei denen man auch kaum denken darf, was sie sind und was sie ihren Naturanlagen nach sein könnten, wenn nicht die Türken und andere barbarische Völkerfluthen ihnen immer den Kopf gewaschen hätten, wie jenen Scoglien die Meereswogen, und wenn die Platzregen beständiger Kriege nicht immer alles gute Erdreich wieder abgespült, und wenn sie sich

selber zu cultiviren und ihr geistiges Terrain anzubauen nicht unterlassen hätten. Leider muß man bei den Scoglien wie bei den Menschen Alles so nehmen, wie es einmal ist, und kann kein Titelchen daran ändern.

Aus dem Canale von Solta bei Bua herumkommend, blickt der Reisende auf einmal mitten in das Herz von Dalmatien, in den Busen von Spalato, hinein. Vor ihm liegt das Paradies von Dalmatien aufgeschlossen, die Umgegend von Salona und Spalato und die gepriesene Riviera dei Castelli, die sich längs der Küste eines inneren Busens bis Trau hinzieht. Das Ganze ist von nahen Gebirgen umzingelt, die zuerst allmälig aufsteigen und dann oben von einer langen Reihe schroffer und kahler Felszinnen gekrönt werden, in deren Mitte man nur einen einzigen großen und schon aus der Ferne auffallenden Baum sieht. Hinten in einem breiten Spalte dieser Berge entdeckt man die alte vielumkämpfte Festung Clissa. Aber im Vordergrunde liegt der mit 10,000 Bürgern erfüllte Palast jenes römischen Kaisers, die jetzige Stadt Split oder Spalato, mit ihrem hohen Glockenthurm, mit ihrem alten wohlconservirten Jupiterstempel und mit ihren von den Venetianern angelegten Fortificationen und weitläufigen Lazarethen.

Wohl eine Stunde lang hatten wir dieß schöne Bild, in das unser Dampfer mitten hineinfuhr, vor Augen, bis wir endlich im innersten Hintergrunde der prachtvollen Bai, an welcher Diocletian und die Spalatiner sich niederließen, vor Anker gingen und hier im Angesichte der Frontseite des Palastes ans Land stiegen.

14.
Spalato und der Palast des Diocletian.

Das alte berühmte Solona, zu der Römer Zeiten die Hauptstadt von Dalmatien, lag nicht genau an der Stelle, die jetzt ihre Nachfolgerin, Spalato, einnimmt, sondern mehr landeinwärts in dem innersten Winkel einer großen Meeresbucht, welche von der Insel Bua und der Halbinsel von Spalato gebildet wird. Einige Miglien davon an einer einsamen Bucht dieser Halbinsel baute der arme Schreiberssohn Cajus Valerius aus Salona, nachdem er sich zum General emporgeschwungen und mit dem Purpur der römischen Weltbeherrscher bekleidet hatte, und nachdem er Cajus Aurelius Valerius Diocletianus Jovius (der Göttliche) Imperator (Selbstherrscher) geworden war, von Heimweh und Lebensüberdruß getrieben, seine Cottage, seine klösterliche Villa, um in ihr unangefochten zu wohnen, seinen Kohl zu pflanzen und seine Blumen zu pflegen. Wie Alles, was dieser prachtliebende, nach orientalischer Weise lebende Kaiser baute, wurde auch seine Cottage etwas großartig, ein höchst weitläufiges, sehr prachtvolles und solides Gebäude, das innerhalb des Quadrates seiner festen Umfangsmauern geräumige Plätze, Tempel und zahlreiche andere Baulichkeiten für die Begleiter und den Hofstaat des zurückgezogenen Kaisers enthielt. Wir wissen nicht genau, wem Diocletian in seinem Testamente das Eigenthum seines Palastes vermachte; aber wahrscheinlich ist es, daß die römischen Kaiser, seine Nachfolger, darüber zu verfügen sich für befugt hielten und vermuthlich allerlei

Beamten, Pensionairen, Behörden, wie dieß mit kaiserlichen oder königlichen Provinzpalästen zu geschehen pflegt, Wohnungen darin anwiesen. Es mochten auch Suiten von kaiserlichen Zimmern darin reservirt bleiben, um für die Aufnahme der „hohen Herrschaften" zu dienen, wenn die Kaiser einmal die Provinz besuchten. Eine Zeit lang bewohnte ihn der abgesetzte Kaiser Julius Nepos, dem der Bischof Glycerion, selbst ehemals Kaiser, hier ein Asyl gab. Vielleicht hat schon damals der Proconsul der Provinz hier zuweilen seinen Sitz aufzuschlagen Erlaubniß gehabt, und außerdem mochte auch, wie dieß bei allen großen Gebäuden, die eine Zeit lang der Sitz angesehener Personen sind, geschieht, mancher Colonist sich außerhalb der Mauern des Palastes anbauen, und so bereits noch während des Bestandes von Salona die Umwandlung des Kaiserpalastes zu einer Stadt beginnen.

Als Salona im sechsten und siebenten Jahrhunderte zu wiederholten Malen von den Barbaren (z. B. 535 von den Gothen) geplündert und endlich im Jahre 641 von den Avaren völlig zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurde, blieb vermuthlich auch der mit Menschen und ohne Zweifel auch mit allerlei Habseligkeiten angefüllte Palast nicht unangetastet. Doch müssen seine Mauern für die Zerstörungswuth der Barbaren zu fest gewesen sein. Sie ließen sie in der Hauptsache bestehen, und als die über's Meer auf die Inseln geflüchteten Salonitaner, nachdem der Krieg ausgetobt, allmälig zu ihrem väterlichen Boden zurückkehrten, fanden sie daselbst nur noch das Gemäuer dieses Palastes aufrecht. Die Fürsten der Avaren, denen das Land für einige

Zeit unterthan blieb, mochten den verarmten Flüchtlingen, die zur Erbauung neuer Wohnungen nicht Kraft und Geld genug hatten, gestatten, sich in den Räumen des Palastes so gut, als sie konnten, einzurichten. Hier theilten sie nun die kaiserlichen Gemächer unter sich ab, das „Atrium“, den großen „Concertsaal“, die noch größeren „ägyptischen Säle für die Hoffeste“, die „Speisesäle“, das „Gynäceum“ und alle die anderen kaiserlichen Gemächer. Sie mochten anfangs darin, um den Winkel, den Jeder mit den Seinigen und mit seinen Habseligkeiten einnahm, abzutheilen, Kreidestriche ziehen, wie dieß noch heutiges Tages die armen Leute in Polen und anderswo zu thun pflegen, wenn man ihnen große Zimmerräume zutheilt. — Als aber ihre Angelegenheiten sich wieder etwas ordneten, bauten sie dann auf den Kreidestrichen ordentliche Mauern, und Jeder nahm das Stück Atrium oder Gynäceum oder Porticus, das er usurpirt hatte, als sein Eigenthum und als sein Haus in Besitz. Die Fenster, die man für die kleinen nun entstehenden bürgerlichen Wohnungen zu groß fand, wurden halb zugemauert, die Zwischenräume zwischen den Sälen der verschiedenen Hallen ebenfalls mit Mauerwerk gefüllt und die Bögen und Arkaden unter einander mit Kalk und Stein zu einem Ganzen verschmolzen. Zuerst mochte man die bei der Avaren-Plünderung, die ohne Zweifel nicht ohne partielle Feuersbrünste im Palaste ablief, mehr unversehrt gebliebenen Abtheilungen des Palastes einrichten. Allmälig klebte man auch die ruinirten Partieen wieder zurecht und stellte mit Benutzung der Trümmer und Mauerreste Privatwohnungen her. Allmälig, als die Bevölkerung sich mehrte, führte man auch

Häuser von Grund auf ganz neu auf. Dieß that man natürlich lieber innerhalb als außerhalb der Palastmauern, die nun fast von selbst durch vielfache Verbauungen zu Festungswerken geworden waren und gegen etwa erneuerte Anfälle der Barbaren einen nicht verächtlichen Schutz versprachen. — So wurden denn auch die inneren Hofräume des Palastes mit einem dichten Labyrinthe kleiner Privatwohnungen angefüllt, zwischen denen nur ganz enge Straßen und einige wenige freie Plätze übrig blieben.

Der ganze große und weite innere Raum, den der viereckige Hauptkörper des Palastes umgab, war schon von Anfang herein nicht völlig frei und unbebaut*). Vielmehr standen hier ein Tempel des Jupiter, ein anderer des Aeskulap, eine große Rotunde und als Vorhof zu ihnen in der Mitte dieser drei Gebäude eine prachtvolle Colonnade oder ein Vestibulum, und außerdem noch mehre andere innere Gebäude-Abtheilungen. Wie die Ranken der Reben sich nach den Gebäuden und Gitterwerken accomodiren, die man ihnen zu Stützpunkten gewährt, so rankte sich auch der neue Häuserbau an den Trümmern der hier im Innern gegebenen Gebäude fort, goß sich um die Tempel, die in christliche Kirchen verwandelt wurden, herum, erfüllte die größeren Räume und

*) Der Palast des Diocletian soll 666 Wiener Fuß lang und 550 breit sein. Dieß giebt ein Areal von circa 366,000 Wiener Quadratfuß. Der Glaspalast ist 1851 englische Fuß lang und im Durchschnitt 420 englische Fuß breit. Dieß giebt ein Areal von circa 777,000 englische Quadratfuß. Das Diocletianische Palast-Areal ist also etwa halb so groß als das Londoner Glaspalast-Areal.

ließ kleinere, die fest ummauert waren, zum Dienst der entstehenden Commune bestehen. Da die Haupteingangsthore in dem äußeren Quadrate des Palastes offen blieben und nur zu Thoren der Stadt verwandelt wurden, da man durch diese Thore im Innern frei zu circuliren wünschte, da man auch die Eingänge der benutzten Tempel und anderer Gebäudetheile nicht verbauen wollte, so wurden dadurch die Richtungen der neu entstehenden Straßen bestimmt, und diese mußten demnach in der Hauptsache mit den Circulationswegen und Hauptdurchlässen des Palastes übereinstimmen, und der Plan des Ganzen blieb daher im Allgemeinen derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß dabei zuweilen ein ehemaliger Durchgang der kaiserlichen Bedienten zu einer Straße der neuen Stadt, ein den hohen Herrschaften reservirter Spazierplatz zu einem Sackgäßchen, eine Tempelvorhalle zu einem Markt- oder Kaffeehausplatz, ein kaiserliches Stallgebäude zu dem Diminutiv-Palazzo eines mittelalterlichen Nobili umgewandelt wurde. Es ist bis auf die neuesten Zeiten herab ohne besondere Aufsicht und Ordnung innerhalb der Mauern des Diocletianischen Palastes gebaut und wieder niedergerissen worden, neue Etagen wurden auf alte Häuser gesetzt, die alten Eckthürme des Palastes vielfach umgebaut. Dazu haben dann die Spalatiner außer den Steinen, die sie vorfanden, noch die Hälfte der Trümmer ihres alten Salona in dieß ihr neues Nest hineingeschleppt und aus ihnen neben den ehemaligen Tempeln Glockenthürme und Befestigungswerke errichtet. Und aus diesem Allen ist denn ein so wunderbares und so pittoreskes Labyrinth von Baulichkeiten hervorgegangen, daß es fast unmöglich

ist, eine auch nur einigermaßen genügende Schilderung von allen den interessanten Scenen und Anschauungen, die sich hier auf Schritt und Tritt darbieten, zu entwerfen.

Anfänglich mochte die neue Gemeinde, die sich in dem Kaiserpalaste einrichtete, sich bloß auf seine Umfangsmauern, die einen so trefflichen Schutz gegen feindliche Anfälle gewährten, beschränken, und auch noch heutiges Tages steckt die Hauptbevölkerung, der eigentliche Kern der Nobili und Cittadini von Spalato bloß in diesem einen Gebäude, so wie der Hauptkern von Wien innerhalb seiner Bastionen steckt. Hier hat der Spalatinische Adel seine kleinen Palazzos und Casas, hier haben in den Gewölben und Souterrains des Palastes die Kaufleute ihre vornehmsten Niederlagen und Magazine. Da aber im Mittelalter Spalato in Folge seiner sehr günstigen geographischen Lage wieder ein sehr blühender Handelsort wurde, so bauten sich am Ende auch vor den Thoren des Palastes wieder Bürger an. Ihre Wohnungen mochten anfangs eine Vorstadt bilden, die aber bald mit dem Palaste zu einem Ganzen verschmolz und zuletzt mit ihm innerhalb der später angelegten Festungsmauern zusammengefaßt wurde. Diese Festungsmauern wurden von den Venetianern zur Zeit des kandischen Krieges nach den damaligen Regeln der Fortificationskunst errichtet. Sie stehen noch heutiges Tages. Der Theil der von ihnen umfaßten Stadt, welcher nicht in den Mauern des Palastes steckt, macht nicht völlig die Hälfte des Ganzen aus. Außerhalb dieser Fortificationen haben sich im Laufe der Zeiten nun schon wieder kleine Borgos oder Vorstädte angesetzt. Auch haben die

Venetianer dem Palaste noch ein anderes colossales Gebäude zur Seite gesetzt, nämlich ein großes sogenanntes Lazareth, bei welchem die levantischen Schiffe, um ihre Pestquarantaine abzuhalten, anlegen mußten, und in welchem die Geschäfte des levantischen Verkehrs abgemacht wurden. Es ist das größte Gebäude dieser Art, welches die Venetianer überhaupt in Dalmatien gebaut haben, und entspricht in seinem Umfange der Wichtigkeit des Verkehrs, der damals in Spalato seinen Sitz aufschlug. Auch dieses große Gebäude, das später sowohl nach dem Verfall des levantischen Handels, als auch nach dem Aufhören der Furcht vor der Pest ziemlich überflüssig wurde, hat ein ähnliches Schicksal wie der Diocletianische Palast gehabt. Es ist ebenfalls in kleine Gebäulichkeiten zerstückelt, zu Privatwohnungen verwandelt und von vielen armen Bürgern der Stadt, so wie auch von Kaufleuten in Besitz genommen worden.

Es ist unleugbar, daß durch die vielfachen Verbauungen und Einmauerungen in dem Diocletianischen Palaste und durch die Benutzung aller seiner übrig gebliebenen Abtheilungen zu Privatzwecken das Studium seines Planes und seiner Constructionsweise sehr erschwert ist. Der Freund des Alterthums möchte gern in den Souterrains des Palastes vordringen, allein ein Weinhändler, der seine Fässer darin aufgestapelt hat, verbietet ihm, eine Thüre durchzubrechen. Er möchte gern das hübsche Schnitzwerk eines Säulencapitäls ringsherum besehen und abzeichnen können, allein zur Hälfte ist dasselbe mit Kalk verkleckst, mit Mauern aus Feldsteinen eingefaßt, und einem kleinen eigensinnigen Spalatiner Bürger scheint seine Schlafstube oder seine Bodenkammer,

die sich an jenen Säulenknauf lehnt, so wichtig, daß er um Alles in der Welt keinen Stein daran verrücken lassen will. Der Alterthumsfreund wünschte die ganze etwas verschüttete Nordseite des Palastes und namentlich das dort befindliche schöne Thor herausgraben, abputzen und restauriren zu lassen, aber auf dem Haufen von Dung, Schutt, Trümmern und Scherben, der diese Mauern und Thore bis zur Höhe von 4 und 5 Ellen verschlungen hat, sind Weinreben und Feigenbäume gepflanzt, deren Eigenthümer so gute Rechtstitel auf diesen verunstaltenden Schmuzhaufen zu haben glaubt, daß er sich keineswegs so ohne Weiteres expropriiren lassen will. Der Geschichtsforscher möchte gern eine sehr interessante Inschrift, die vielleicht über die Geschichte von Salona und Dalmatien zu der Römer Zeiten ein helles Licht zu werfen im Stande ist, nicht nur genau copiren, sondern sie auch zum bleibenden Zeugniß in seine Museen retten, allein dieser edle Inschriftsstein ist leider oben in dem Glockenthurme der Stadt vermauert und muß da wie ein gemeiner Ziegel das Dach des Campanile tragen helfen. Der Thürmer protestirt mit Händen und Füßen gegen die Entführung dieses wichtigen Steines und weiß nicht einmal Anstalten zu treffen, daß man nur einmal dazu gelange, seine Schriftzüge deutlich zu erkennen. Der Antiquar möchte, wenn auch nur auf einige Tage, die ganze Bewohnerschaft im Namen des Diocletianus zum Palaste hinauscomplimentiren, um einmal in aller Muße Trepp auf und Trepp ab durch alle Winkel und Ecken schlüpfen, alle Keller untersuchen, alle Mauern auseinander nehmen, anbohren oder durchbrechen zu können, aber dagegen würde die ganze Spalatinische

Gemeinde auftreten, Bürgermeister und Signoria und Alles. Denn an die Schlaf- und Prunkgemächer, an die Gartenterrassen, Springbrunnen und Badebassins des Kaisers haben sich nun so viele Familien mit ihren Interessen und Capitalien geheftet, daß man ihnen eine noch höhere Entschädigungs- und Expropriationssumme bieten müßte als dem Kaiser selber. Es fragt sich, ob es noch irgend ein zweites Gebäude in Europa giebt, das seit 1500 Jahren zu allen Zeiten ganz gut wenigstens seine 10 bis 20 Millionen werth gewesen ist.

Ich sage also, die mannigfaltigen Ein- und Anbauten erschweren in hohem Grade eine genaue Kenntniß dieses den Alterthumsforschern, Malern und Architekten so interessanten Gebäudes, in dessen mannigfaltige Schlupfwinkel sie entweder gar nicht oder nur mit großer Mühe eindringen können. Nichtsdestoweniger aber ist es nicht zu verkennen, daß wir doch eben jenen Ein- und Anbauten es verdanken müssen, daß uns überhaupt noch so Vieles von diesem kostbaren Ueberreste des Alterthums erhalten und zugänglich geblieben ist, und daß wir dieselben viel weniger verwünschen, als vielmehr segnen müssen. Gesetzten Falls die Salonitaner hätten nicht den Einfall gehabt, sich im Diocletianspalast einzuquartiren, sondern vielmehr ihre neue Stadt wieder auf der alten Baustelle errichtet. Was wäre geschehen? Zunächst wären die Wände des Palastes und seine Tempel nie, wie es jetzt oft geschehen ist, reparirt worden, Wetter, Regen, Wind und andere Elementarmächte hätten ein viel freieres Spiel gehabt. Die Pflanzen und Unkräuter, die man jetzt immer von Zeit zu Zeit ausgerottet hat, hätten überhand genommen und Alles bedeckt, mit Pflanzenerde

erfüllt und die Wände und Bogen gelockert. Diese, die nun durch die neuen Einmauerungen in ihrer Altersschwäche gestützt sind, wären wohl herabgestürzt und manche schöne Säulencapitäler, die jetzt von den Wänden der Privathäuser festgehalten werden, wären zertrümmert worden. Namentlich hätten wohl die Erdbeben, die auch in dieser Gegend zu Zeiten gewüthet haben, manche frei schwebende Gebälke herabgeworfen, die sich in der ganzen Masse von Steinwerk, in der sie nun wie Rosen zwischen Disteln stecken, erhalten haben.

Vor allen Dingen aber, und dieß ist die Hauptsache, würden die Salonitaner selbst den Palast als einen äußerst bequemen Steinbruch betrachtet und aus ihm alle ihre Steine zum Wiederaufbau von Salona geholt haben. Der ganze Palast würde ohne Zweifel mit der Zeit stückweise nach Salona gewandert und dort in den Privathäusern verschwunden sein. Er würde dasselbe Schicksal gehabt haben, welches jetzt den Trümmern von Salona bereitet wurde, die ihrerseits größtentheils in den Palast hinübergeholt und dort zu Bauwerken, Kirchen und Thürmen verwendet wurden. In Salona ließen die Avaren, wie es scheint, wenig Gesundes aufrecht stehen. Fast Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht oder übereinander geworfen, während sie den Palast so ziemlich bei ganzem Leibe ließen. Wenn es demnach durchaus unvermeidlich war, daß entweder Salona im Palaste, oder dieser in Salona aufging, so ist es doch viel glücklicher für uns, daß das Geschick es so gefügt hat, daß das Erste erfolgte, und daß der noch ziemlich conservirte Palast mit den Trümmern von Salona geflickt und gestützt wurde. Es wäre ja auch keine

glückliche Idee, wenn ein Mensch, dem von einem Rocke nichts als Lappen, von einem anderen noch eine leidliche Bekleidung übrig blieb, diesen ganz zerschneiden wollte, um jene Lappen damit wieder zusammenzustücken.

Kurz also, es ist am beßten, daß wir uns in Dankbarkeit und Geduld fügen und uns die Mühe nicht verdrießen lassen, trotz aller der im Wege stehenden Vermauerungen, und zum Theil, wie gesagt, auch mit Hilfe derselben, das ganze Gebäude so gut, als es angeht, in allen seinen Theilen unverdrossen kennen zu lernen. Es ist bekannt genug, daß im vorigen Säculo zuerst ein Engländer Namens Adam diese Mühe übernommen hat. Dieser Mann machte vor ungefähr hundert Jahren (Anno 1757) eine Reise nach Spalato und brachte drei Monate damit zu, alle Theile des Palastes zu untersuchen, zu messen und zu zeichnen. Er hatte dabei mit mancherlei Schwierigkeiten, sogar mit solchen, die ihm von Seiten des venetianischen Gouvernements bereitet wurden, zu kämpfen, kam aber doch endlich mit seiner Arbeit zu Stande und publicirte ein großes Prachtwerk, in welchem er alle Resultate seiner Forschungen und alle aufgenommenen Pläne und Ansichten des Palastes und seiner verschiedenen Bauwerke niederlegte. Dieß Adam'sche Werk ist noch heutiges Tages trotz seiner vielen Mängel das Beßte, was über den Palast publicirt wurde. Nach ihm kam am Ende des vorigen Jahrhunderts ein französischer Reisender Namens Cassas hierher, der ganz Dalmatien bereiste und in einem ähnlichen Prachtwerke seine gewonnenen Ansichten und Bilder niederlegte und unter diesen auch mehre Darstellungen des Diocletianischen Palastes, die aber nur zum Theil neu,

zum Theil dagegen dem Werke von Adam entnommen waren.

Wenn man das Werk von Adam ansieht, so könnte man auf den ersten Anblick glauben, daß hier bereits Alles erschöpft sei, was sich über den Palast des Diocletian mittheilen ließe. Es sind einundsechszig große Kupfertafeln, die außer den größeren Ansichten eine Menge von architektonischen Details über einzelne geschmückte Theile des Gebäudes geben. Allein trotz des großen Verdienstes, welches Adam's Werk als erste und bis jetzt auch fast einzige umfassende Arbeit über unseren Palast hat, muß man doch gestehen, daß jener Engländer nicht viel anders verfuhr als Lord Elgin in Athen. Er raffte nämlich in kurzer Zeit so viele Ansichten zusammen, als er in drei Monaten zusammenbringen konnte, ohne nachher bei seinem Werke das Gelungene von dem Mißglückten mit sonderlicher Kritik zu scheiden. Auch vervollständigte er mangelhaft gebliebene Skizzen nachher aus unsicherer Rückerinnerung oder aus seiner Phantasie. — So geben denn einige seiner Skizzen ein so untreues Bild, daß man das Original darin kaum wiedererkennt. Als Beispiel hiezu will ich nur seine Skizze von den Ruinen des Diocletianischen Aquäducts anführen, die vollkommen mißrathen und unbrauchbar geworden ist. Nicht nur haben die Bogen in der Wirklichkeit ganz andere Proportionen, als ihnen Adam gegeben hat, sondern auch die Bauart dieser Bogen ist in der Wirklichkeit eine ganz andere. Adam stellt nur die Pfeiler als aus Quadern, die Bogen aber als aus kleinen Ziegelsteinen gebaut dar, während auch diese in der That aus großen schönen Blöcken zusammengesetzt

sind. Hier bleibt das Bild des Künstlers weit unter dem Werthe des Originals zurück. — Bei manchen anderen seiner Darstellungen ist das Umgekehrte der Fall, besonders bei denen, welche das Detail des architektonischen Schmucks der Tempelthüren, der Säulencapitäler u. s. w. geben. Hier hat Adam manche Dinge viel schöner und reicher geschmückt dargestellt, als sie es jetzt sind, und als sie es auch jemals waren. Schon Gibbon soll, wie Herr Petter in seinem Werke über Dalmatien behauptet, einen Zweifel an der Genauigkeit der Adam'schen Zeichnungen erhoben haben. — Hie und da war Adam offenbar nicht im Stande, sich hinreichende Localkenntniß vom Sachverhalte zu verschaffen. Seine Versuche zur Restauration des ganzen Gebäudes und zur Combinirung eines Planes, wie dasselbe zur Zeit Diocletian's selbst gewesen sein möchte, sind daher zum Theil ganz phantastisch und weder auf den Angaben eines alten Schriftstellers, noch auf den jetzt noch vorliegenden Resten begründet. Seine „General Plans of the Palace Restored," die ihm Cassas nachcopirte und die bisher von vielen Gelehrten als das Wahre über die Sache betrachtet wurden, sind daher, wenn auch als Versuche nicht werthlos, doch in der Hauptsache nicht zu gebrauchen. Dann mochte zur Zeit Adam's Manches noch existiren, was jetzt gar nicht mehr oder in anderer Weise vorhanden ist, so wie umgekehrt in neuerer Zeit Manches wieder entdeckt und aufgefunden wurde, was jener Engländer noch nicht kennen konnte. Und endlich haben neuere Forschungen unsere Ansichten von dem Zweck und der Bedeutung mancher Theile der Diocletianischen Baulichkeiten sehr verändert und berichtigt. — Dieß ist

z. B. namentlich mit dem sogenannten Tempel des Aesculap der Fall, wie ich gleich unten dem Leser zeigen werde.

Kurzum also die Frage von dem Diocletianischen Palaste ist noch immer eine offene. Sie ist noch immer für die Antiquare und Historiker ein Feld, auf welchem ihre Bemühungen neue Resultate ans Licht fördern können, um damit sowohl die politische als auch die Kunstgeschichte jener entlegenen Zeiten zu berichtigen und zu bereichern. — Es wäre ein Wunder, wenn unser Jahrhundert, in welchen Ausgrabungen und antiquarische Forschungen in allen Richtungen mit solchem Eifer betrieben werden, nicht wieder seine Adams für Spalato erzeugen sollte, welche die Angelegenheiten des Diocletianischen Palastes einmal in die Hand nähmen und mit allen denjenigen Hilfsmitteln, welche der jetzige Stand der Wissenschaften bietet, so wie mit allen den reichen und intimen Erfahrungen, welche ein längerer Aufenthalt an Ort und Stelle gewähren kann, und deren Sammlung und Publicirung nach Beseitigung des mißtrauischen Gouvernements von Venedig jetzt nichts mehr im Wege steht, behandelten.

In der That freute ich mich nicht wenig, in Spalato die Bemerkung zu machen, daß ein solcher Adam des neunzehnten Jahrhunderts schon im Anzuge ist. Ein kenntnißreicher und würdiger Mann, Herr Andrich, hat sich auf ähnliche Weise, wie der Freiherr von Graimberg dem Pfalzgrafenhause bei Heidelberg, schon seit Jahren dem Studium des Palastes gewidmet, Risse und ausführliche Zeichnungen von den verschiedenen Theilen desselben aufgenommen, ganz neue Restaurationsversuche gemacht und

Pläne von den Diocletianischen Constructionen entworfen, die der Wahrheit ohne Zweifel um ein gutes Theil näher kommen als die Adam'schen, und daraus ein Album für den Palast gebildet, zu dem ich, bevor ich die interessanten Gegenstände innerhalb Spalato selber besichtigte, vor allen Dingen meine pilgernden Schritte richtete.

Mitten unter seinen fleißigen Arbeiten fanden wir den trefflichen Herrn Andrich in einem geräumigen Zimmer, das in der Frontseite des Palastes angelegt war, etwa im Centrum des großen Porticus, der einst diese Frontseite zierte und dessen Pfeiler oder Säulen noch in den Wänden dieses Zimmers vermauert stecken. Aus den Fenstern, die jetzt zwischen den Pfeilern eingesetzt sind, genossen wir eine herrliche Aussicht auf den Hafen und das Meer. Ohne Zweifel hatte hier der kaiserliche Eremit seine schönsten Zimmer und seine eigenen Wohnstuben. In der That verlegte auch Adam alle seine prächtigen „Egyptian Halls," „Corinthian" und „Cyzicene Halls," seine „Exedrae" (Conversationszimmer) „Apodyteria" (Toilettenzimmer) und warmen und kalten Bäder hierher. Ich hätte besonders gern gewußt, wo hier des kaiserlichen Einsiedlers Schlafzimmer gewesen sein mag. Adam hat darüber eine Hypothese, die aber wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben soll.

Der Jupitertempel.

Nachdem wir die Arbeiten unseres Freundes, deren Publicirung der ganzen gelehrten Welt gewiß vom höchsten Interesse sein wird, und denen wir daher einen gedeihlichen Fortgang und die nöthige Protection von Seiten

des Gouvernements von ganzem Herzen wünschten, beschaut und bewundert hatten, führte man uns vor allen Dingen zu den größten und beßtconservirten Monumenten von Spalato, zu den sogenannten Tempeln des Jupiter und Aesculap und zu dem prachtvollen Peristylium in der Mitte zwischen ihnen. Diese Gebäude liegen ungefähr im Centrum der Stadt, d. h. des Palastes, nur etwas der Frontseite genähert.

Das Peristylium ist so zu sagen das Allerheiligste des jetzigen Spalato; denn das Parallelogramm, das seine herrlichen Säulen und Bogen umfassen, wurde gleich von vorn herein von der neuen in den Palast einziehenden Gemeinde zu ihrem Domplatze (Piazza del Duomo) erkoren und daher frei von Gebäuden erhalten. Auch wurden die Säulen und ihre Bogen wundervoll conservirt, da man sie gleich als fertige Frontispice zu den Häusern, die man hinter ihnen und zwischen ihnen einklebte, benutzte. Unter diesen Häusern sind einige für öffentliche Zwecke, ein Podesta-Gebäude, ein Kaffeehaus u. s. w. Der Platz ist mit großen Quadern gepflastert, wie ein großer Saal, und er allein bietet einen Anblick dar, der einzig in seiner Art ist. Gerade aus nach Süden schaut man durch mehre Thore und Thüren in die sogenannte Rotunda oder das Vestibulum. Zur Rechten, ebenfalls durch mehre Säulenbogen und Thore, eröffnet sich eine Perspective zu dem tief versteckten Tempel des Aesculap. Zur Linken aber führen Stufen und Hallen, denen auf ihrem wohlconservirten Postamente eine Sphinx zur Seite liegt, zu dem Eintritt in den Tempel des Jupiter.

Dieser Tempel ist entschieden die Krone des Ganzen,

und es giebt wohl in der ganzen Christenheit wenige Heidentempel, die so schön erhalten und zugleich auf eine so überraschend malerische Weise in dem Organismus einer jetzigen Stadt verklebt und verbaut sind. Er bildet ein Octogon von den gefälligsten Proportionen, in dem der ganze Kern bis zu den obersten Gewölben und bis zu dem achtzipfeligen Dache noch heute so dasteht, wie er vor fünfzehnhundert Jahren hingestellt wurde. Auswärts läuft um dieses Octogon eine freie Colonnade von korinthischen Säulen rings herum. Diese Colonnade, die mit ihrem Gebälk etwa bis in die Mitte der Tempelhöhe hinaufreicht, und auf der ehemals ein ganzer Kranz schöner Statuen gestanden haben soll, ist jetzt der am meisten zerstörte Theil des Tempels. Die Statuen sind überall verschwunden, das Gebälk ist größtentheils heruntergeworfen. Viele Säulen sind zerstört, die meisten stehen indeß noch aufrecht, und man kann noch in dem Ganzen selbst, sowie größtentheils rings um den Tempel herumgehen. Aeußerst malerisch und interessant sind die Einblicke, die man von diesem Porticus aus in das Gewirre alter Trümmer und neuer aus ihnen entstandenen Gemäuer gewinnt. Ein Theil dieses Porticus wurde wahrscheinlich erst bei der Gelegenheit zertrümmert, als die Spalatiner ihren großen Campanile neben den zu einer Kirche verwandelten Tempel hinsetzten. Dieser Campanile ist so zu sagen wie eine Mosaik ganz aus Alterthümern zusammengesetzt. Die meisten Steine dazu sollen die Spalatiner aus Salona geholt haben, doch mochten sie natürlich auch manche benutzen, die sich ihnen innerhalb des Palastes selbst darboten. Es sind darunter Quadersteine, Säulen

und Säulchen und Knäufe aller Art; unter anderen, wie ich schon oben andeutete, auch mehre merkwürdige Inschriftssteine, die als historische Documente besser in einem Archive als in einem Glockenthurme steckten. Wir bestiegen diesen merkwürdigen Thurm, von dessen Spitze herab man einen schönen Ueberblick von Spalato selbst und der ganzen Umgegend gewinnt. Wir sahen von hier aus den ganzen Plan des Palastes in der Vogelperspective, noch einmal die Riviera dei Castelli, Clissa, und nach der Meeresseite hin die Inseln Brazzo, Solta, Bua und ganz in der Ferne das schöne Lissa.

Endlich traten wir in den „Tempio di Giove" selber ein. Jetzt heißt er „il Duomo di San Doimo" (die Kathedrale des heiligen Doimus), welcher Heilige ein Schüler des Apostels Paulus und der erste Prediger des Christenthums in Salona gewesen sein soll. Die Salonitaner nahmen seine Verehrung und sein Andenken mit in den Diocletianischen Palast hinüber, hielten ihn bis auf den heutigen Tag als ihren Hauptheiligen fest und widmeten ihm den Tempel des Jupiter.

Das Innere dieses Tempels besteht aus zwei übereinandergesetzten Stockwerken und einer darauf gedeckten Kuppel. Das erste Stockwerk — wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf — bilden acht schöne große korinthische Säulen, die, zu den Seiten rings herumstehend, ein Gesimse oder Gebälke tragen, das in der Mitte der Tempelhöhe einen Umgang darstellt und einem Kranze ähnlicher, aber kleinen Säulen zur Basis dient. Dieser zweite Säulenkranz trägt oben das Gesimse, auf das die Kuppel gestützt ist oder wenigstens gestützt zu

sein scheint. An der inneren Wand hinter den Knäufen dieser oberen Säulenreihe läuft eine Arabeske von Jagdscenen in Hautrelief herum. Es sind Genien, welche Pferde und Hunde tummeln, Löwen, Hirsche, Ziegen erlegen, und von denen zwei das Portrait eines weiblichen Kopfes emporhalten. Manche haben aus diesen Reliefs geschlossen, daß der sogenannte Tempio di Giove nie dem Jupiter, sondern vielmehr der Diana oder der Cybele gewidmet gewesen sei, worauf Andere aber entgegnet haben, daß solche Jagdscenen zur Verzierung auch wohl in den Jupitertempeln vorkämen, sich zugleich auf eine gewisse Statue beziehend, die man aus diesem Tempel hervorgezogen habe und die den Jupiter darstelle. Diese Statue soll sich noch vor längerer Zeit in Venedig befunden haben.

Der Kaiser Constantinus Porphyrogenneta versichert irgendwo, daß weder ein Gemälde, noch eine Beschreibung eine entsprechende Idee von der Pracht und Bauart des Diocletianischen Palastes geben könne. Wenn dieß zur Zeit jenes byzantinischen Kaisers schon der Fall war, so trifft dieß jetzt noch viel mehr zu, da nun überall auf die Grundlage der alten die Neubauten sich aufgesetzt haben, wie Austern auf dem Rücken einer schönen farbigen Muschel. Namentlich sind hier im Dom des heiligen Doimus die Vermischungen des Neuen mit dem Alten hie und da äußerst manchfaltig und überraschend. Sehr malerisch ist z. B. die Orgel mitten zwischen die alten Capitäler der korinthischen Säulen eingeklebt, die zum Theil mit ihren Köpfen aus den Orgelreihen hervorblicken, zum Theil von ihnen verdeckt werden. Die Nischen und Wölbungen unten sind

in christliche Capellen verwandelt. Die Alten hatten keine Fenster in dem Gebäude, in das nur durch die Thür etwas Dämmerlicht einfiel. Die Christen haben jetzt aber auch Fenster durch die Mauern gebrochen.

Die Kuppel des Tempels ist von innen aus lauter terra cotta gebaut. Diese Steine, von denen man mir einen, der herabgefallen war, zeigte, sind in Salona geformt und gebrannt und haben noch den Namen ihres Geburtsortes: „Salonae“ aufgeprägt. Sie sind zu einer eigenthümlichen Mosaik, wenn ich es so nennen darf, zusammengelegt, nämlich in Form von Halbzirkeln, Bogen oder Schildern, die auseinander hervorwachsen, wie die Schuppen auf dem Rücken der Fische. Ich denke mir, daß die Alten dem Ganzen hierdurch noch mehr Festigkeit haben ertheilen wollen. Vielleicht wollten sie auch die Wolken damit nachahmen. Denn man kann sich bei dieser mit Ziegelstein-Halbzirkeln belegten Kuppel recht gut einen mit Wolken bedeckten Himmel vorstellen, so gut wie wenigstens ein Architekt ihn nachbilden kann.

Wir konnten in den dunklen Gängen, welche sich im Innern der gewaltig dicken Tempelmauern befinden, bis nahe zu der Kuppel hinaufgelangen und hier auch ganz in der Nähe jene Jagdreliefs beschauen. — Wir waren in der That ganz entzückt über Alles, was wir sahen, und selbst einer unserer Spalatinischen Begleiter, obwohl er diesen Tempel wohl hundertmal betreten hatte, rief zu wiederholten Malen aus: Questo è un unico, un unicissimo luogo! — Ich habe seitdem es nie satt bekommen, alle die verschiedenen Ansichten, Risse und

Durchschnitte, die Adam, Casas und andere Forscher von diesem Tempel entworfen haben, zu betrachten und nachzusehen. Aber obwohl er allerdings der beßte Theil ihrer Darstellungen ist, so habe ich sie doch alle weit unter der Wirklichkeit und tief unter den Impressionen, welche man an Ort und Stelle von den wundervollen Scenen empfängt, gefunden. Es ist hier, wie gesagt, noch ein ganz offenes Feld auch für einen geschickten Maler, der sich hierher begeben und in Spalato Lorbeeren pflücken wollte. Es ist mir unbegreiflich, daß solche Maler, wie Canale und Canaletto, die doch Venedig so oft darstellten, das nahe Spalato so ganz vernachlässigten.

Die hübscheste und treueste Nachbildung des Jupitertempels sah ich bei einem Schullehrer in Spalato, zu dem man uns führte. Dieser fleißige und für die Alterthümer seiner Stadt glühende Mann hatte das besagte Gebäude in Pappe, Thon, Holz und einigen anderen Stoffen nachgebildet und zwar so, wie es etwa zur Römerzeit sich darstellen mochte, dabei so treu, so sauber und zierlich, daß es eine Freude war, dieses kleine Kunstwerk anzuschauen, das er gern auf die Londoner Industrieausstellung gesandt hätte. Man konnte die einzelnen Theile leicht auseinandernehmen und wieder zusammensetzen und sich genau von der Bauart und Einrichtung des Ganzen überzeugen*).

---

*) Sollte irgend ein Beschützer und Liebhaber der Künste dieß lesen und nach jenem Tempelbilde Verlangen tragen, so erlaube ich mir, ihm die Adresse des besagten Schullehrers zu geben. Sie ist: Giovanni Ciuchich, Maestro della J. R. Capo Scuola di Spalato.

Das Mausoleum des Diocletian.

Dem Jupitertempel gegenüber liegt, wie gesagt, der sogenannte Aesculaptempel. Wie gern geht man noch einmal die alten Tempelstufen hinab, bei der noch älteren Sphinx vorüber, die wie ein sehr treuer Hund ganz unversehrt und unverrückt auf ihrem Postamte liegt, wieder quer über das schöne Peristylium hinweg und durch mehre Bogen und enge Gänge zu dem schon von Weitem entgegenwinkenden Monumente hin, das auf einem hohen Sockel mitten zwischen den herumgebauten Spalatinischen Bürgerwohnungen da liegt, wie ein Grabmal in einem ringsumher aufgeschossenen Walde.

Es ist ein kleines, aber so dickmaurig und solid gebautes Haus, daß man glauben sollte, die Römer hätten dabei schon an Bombenfestigkeit gedacht. Zwölf Stufen führen zu dem großen und mit reicher Sculptur verzierten Eingange hinauf. Rechts und links stehen Bruchstücke von Säulenbogen und Steine mit eingemeißelten Reliefs.

Oben aus dem äußerlich zerstörten Dache wächst höchst unförmlich und unharmonisch wie ein langer Schornstein ein später aufgesetzter christlicher Campanile heraus. — Im Innern ist das Gebäude jetzt zu einer christlichen Taufcapelle (Battisterio di San Giovanni) umgewandelt.

Die Meinung, daß die jetzige Kathedrale des heiligen Doimus ehemals ein Tempel des Jupiter gewesen sei, stützt man noch insbesondere durch die Anführung des

Umstandes, daß Diocletianus sich Jovius (der Jovische) genannt und jenen obersten Gott zu seiner persönlichen Schutzgottheit gewählt habe, weßhalb er ihr auch vor allen Dingen seine größte Palastcapelle habe widmen müssen. — Die alte Tradition, daß das jetzige Battisterio di San Giovanni ehemals ein Aesculaptempel gewesen sei, hat man noch durch die Hervorhebung des Umstandes wahrscheinlicher zu machen gesucht, daß Diocletian sich keiner sonderlichen Gesundheit erfreut habe und um sein Wohlbefinden sehr ängstlich besorgt gewesen sei, weßhalb er sich veranlaßt gesehen habe, vor allen Dingen auch dem Aesculap, dem Gott der Medicin, ein Heiligthum in seiner Eremitage zu bauen. — So wie man aber in dem sogenannten Jupitertempel aus dem oben angeführten Basrelief geglaubt hat schließen zu können, daß dieser Tempel keineswegs ein Jupitertempel sei, so hat man neuerdings nun auch in dem sogenannten Aesculaptempel ein anderes Basrelief in Erwägung gezogen und daraus geglaubt beweisen zu können, daß jenes Gebäude keineswegs ein Aesculaptempel, ja überhaupt gar kein Tempel, sondern vielmehr nichts weniger und nichts mehr als das Grabmal des Kaisers Diocletian selber sei. Diese merkwürdige und interessante Vermuthung haben zwei dalmatische Alterthumsfreunde, Dr. Lanza in Zara und der schon genannte Herr Andrich in Spalato, aufgestellt und sie durch ihre Entdeckungen und Auslegungen so wahrscheinlich gemacht, daß man sie kaum mehr als bloße Vermuthung bezeichnen kann, und daß man sich in der That schmeicheln darf, wo nicht die Schlafkammer, doch die Gruft des großen Kaiser wirklich entdeckt zu haben. Beide genannte Herren, die übrigens

in den Details ihrer Meinungen und Auslegungen von einander etwas abweichen, lernte ich persönlich kennen. Sie hatten die Güte, mir ihre Ansichten zu expliciren und mir auch einige Aufsätze, die sie über diesen Gegenstand abgefaßt hatten, mitzutheilen. Und wenn ich sie recht verstanden habe, so verhält es sich nun der Hauptsache nach damit so:

Die Meinung, daß das in Frage stehende Gebäude ein Aesculaptempel sei, beruhte auf bloßer Tradition und auf jener Ueberlieferung von der kränklichen Aengstlichkeit des Kaisers in Bezug auf seine Gesundheit. In dem Gebäude selber war nichts, weder eine Inschrift, noch eine Statue oder ein Relief, das auf den Aesculap hingedeutet hätte. — Die Frage, was das Gebäude sei, blieb also für den Gelehrten ganz unentschieden. Einer derselben, der das Gebäude oft in seinen Theilen beobachtete und untersuchte und über seine Bedeutung nachdachte (wenn ich mich recht erinnere, war dieß Herr Andrich), entdeckte darauf im Jahre 1846 in dem Giebel auf der Rückseite des Tempels ein Basrelief, das bisher ganz unbeachtet geblieben war, vielleicht weil es zu klein und in großer Höhe angebracht oder vielleicht weil es mit Unkraut bewachsen war. Bei näherer Betrachtung zeigte es sich, daß dieses Basrelief eine große Kaiserkrone vorstellte. Eine Kaiserkrone auf der Außenseite eines Tempels? Dieß wäre eine sonderbare und sonst nirgends vorkommende Erscheinung gewesen. Auf den Grabmälern der Kaiser kommen dagegen gewöhnlich solche Kronen vor. Man sprach nun mit ziemlicher Sicherheit die Idee, die man indeß auch schon früher als Hypothese gewagt hatte, aus, daß in dem besagten Monumente kein Aes-

culaptempel, sondern vielmehr das Grabmal des Diocletian erblickt werden müsse.

Wir wissen mit Bestimmtheit aus den alten Schriftstellern, daß Diocletian wirklich innerhalb seines Palastes gestorben ist. Auch wird es aus diesen Schriftstellern sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser ebenfalls innerhalb seines Palastes begraben ward. Wie sollte er sich auch anderswo haben begraben lassen? Er baute ja seinen Palast fast wie ein colossales Kloster, in dem er sich gewissermaßen schon bei seinen Lebzeiten begrub. Er wollte ja gerade hier auf seinem heimischen Boden sein Leben beschließen, und wo hätte er sich daselbst wohl natürlicher seine Ruhestätte wählen können als innerhalb seines Palastes? Da Diocletian häufig an den Tod dachte, so häufig, daß er sich sogar am Ende selber den Tod gab, so ist es wahrscheinlich, daß er auch schon bei seinen Lebzeiten sich seine Grabcapelle baute, und diese wird er natürlich, um sie mit der ganzen Umgebung in Harmonie zu setzen, nicht klein und unsolid gebaut haben. Ein Eremit, der seine Schlafgemächer, seine Badezimmer, seine Speisesäle u. s. w. so brillant einrichtete, wird auch seine bleibende Ruhestätte in demselben festen und prächtigen Style eingerichtet haben. — Es wäre demnach ein Wunder, wenn das kaiserliche Grabmonument ganz aus dem Kreise des Palastes sollte verschwunden sein, und doch finden wir hier keine Spur einer anderen Ruine, die wir dafür nehmen könnten.

Die Grabstätten der großen und mächtigen Männer pflegen nicht nur ihren nächsten Erben und Nachfolgern, sondern auch den zerstörenden Barbaren besonders heilig zu sein. Von den ägyptischen, von den persischen Kai-

sern und von vielen anderen Gewaltigen haben wir noch heutiges Tages, wenn sonst nichts, doch ihre Grabmäler. Diese genießen fast dieselbe Achtung und Heiligkeit wie die Tempel, und es wäre doch wunderbar, wenn die Avaren und die anderen Barbaren, welche Salona und den Palast heimsuchten, die Tempel und vieles Uebrige unversehrt gelassen, gerade das Grabmal aber zerstört hätten. Derselbe Grund einer gewissen traditionellen Heiligkeit der Gräber spricht auch dafür, daß die Salonitaner, als sie innerhalb des Palastes zu bauen anfingen, sich mit ihren Privatanbauten von dem Grabmale des Kaisers eben so in einer gewissen respectvollen Entfernung hielten, wie von den Tempeln, und daß sie es vermuthlich nicht in eine Privatwohnung verwandelt oder unter ihre Häusermauern versteckt haben. — Betrachtungen dieser Art mochten also die Gelehrten veranlassen, in einem der existirenden Gebäude das verloren gegangene Diocletianische Grabmonument zu suchen, und bei Entdeckung der besagten Corona imperialis am Giebel des sogenannten Aesculaptempels glaubten sie daher mit großem Rechte, in diesem dasselbe gefunden zu haben.

Es ist auch sonst nichts, weder in der Bauart noch in der Position des Gebäudes, was nicht mit jener Annahme, daß es ein Grabmonument sei, in Harmonie stände. Als ein Grabmonument ist es zwar groß, für einen Tempel aber ziemlich klein. Es ist, wie ich schon sagte, sehr solid und fest gebaut, mit ungemein dicken Mauern. Die Dicke beider Seitenmauern zusammengenommen beträgt fast so viel, wie die Breite des inneren Raumes. Dieß giebt ihm trotz seiner Ausschmückung mit brillanten Sculpturen etwas Ernstes und Gravitäti-

sches, wie man es Grabmonumenten zu geben liebte. Kennt man Tempel mit so unverhältnißmäßig dicken Mauern? Die Mauern der beiden Tempel von Pola, die sonst im Plane dem in Frage stehenden Gebäude sehr gleichen, sind bei Weitem dünner. Auch die Bedachung ist der eines Grabmals entsprechend. Vorn und hinten sind zwar zwei Giebeltriangel, aber das Mittelstück stellt ein halbkreisförmiges oder tonnenartiges Gewölbe dar, wie es bei Tempeln seltener, bei Grabmonumenten aber häufiger ist.

Endlich aber, und dieß ist nun eigentlich das Interessanteste, liegt vor dem Gebäude ein großer Sarkophag mit Basreliefs auf seinen vier Seiten, in denen man sehr merkwürdige Anspielungen auf Ereignisse in dem Leben des Kaisers zu entdecken glaubt.

Auf der einen Langseite des Parallelogramms, die ich der Kürze wegen No. I nennen will, steht in der Mitte als Hauptfigur ein junger Mensch, der Säcke oder sonst eine schwere Last, unter der er sich bückt, trägt. Ihm zur Rechten befinden sich mehre Nebenfiguren, zur Linken Hunde, die an einen Baum hinanspringen, als verfolgten sie eine in seinen Zweigen versteckte Katze oder ein Eichhörnchen.

Auf der sich anschließenden Kurzseite des Parallelogramms (No. II) steht in der Mitte ein kräftiger Mann, in der Blüthe der Jahre mit seinem Pferde, das er am Zügel hält. Vor ihm aber sitzt auf einem Steine eine Frau, die ihn anblickt, und die, darnach, sowie nach der Handbewegung, die sie macht, zu schließen, ihm etwas zu erzählen scheint.

Auf der folgenden Langseite (No. III) ist in der

Mitte die Figur eines Kriegers, der mit der Lanze gegen einen Eber auslegt. Hunde und zwei Reiter kommen ihm von der Rechten zu Hilfe, so wie auch ein Freund ihm auf der Linken zur Seite steht und ebenfalls nach dem Eber einen Streich führt. Eine Figur neben dem Eber scheint in klagender Stellung die Hände zu ringen.

Endlich in der Mitte der letzten Kurzseite (No. IV) steht wieder in gebietender Stellung ein Mann, mit einem Mantel bekleidet, ihm zur Seite ein treuer Hund, der sich, ihm die Hand leckend, an ihm emporrichtet, wie Hunde dieß nach Beendigung der Jagd ihren Herren zu thun pflegen, ringsumher mehre andere müssige Figuren.

In diesen Basreliefs hat man nun früher entweder gar nichts gesehen, oder man hat gedacht, es sei hier die Eberjagd des Meleager dargestellt, die aus der griechischen Mythologie bekannt genug ist. Der hier auf der Langseite No. III dargestellte Eber, so glaubte man, sei jenes Ungethüm, welches die durch Opferunterlassung beleidigte Diana dem Calydonischen Könige Oeneus und seinen Unterthanen sandte, und welches, um seinen Vater und sein Land zu retten, der junge Königsohn Meleager erlegte. Nach dieser Auslegung sollten dann die beiden obengenannten Reiter die Dioskuren Castor und Pollux und die übrigen Figuren diejenigen griechischen Helden vorstellen, welche Meleager zur Eberjagd eingeladen hatte. Die Darstellungen auf den anderen Seiten I, II und IV deutete man dann auf andere Ereignisse in der mythischen Lebensgeschichte des Meleager.

Der Umstand von der entdeckten Kaiserkrone und die aufgelebte Idee, daß der Tempel des Aesculap das Grabmal Diocletian's sei, brachte nun die genannten

Herren darauf, eine ganz andere Anspielung in jenen Basreliefs zu finden, nämlich darin eine Lebensgeschichte des Kaisers Diocletian selber dargestellt zu sehen.

Diocletian war bekanntlich von sehr geringen und armen Aeltern geboren, und in seiner Jugend mußte er vielleicht manche schwere Dienste verrichten. Vielleicht sollte diese seine Jugend auf No. I. dargestellt werden, und vielleicht soll der Säcke schleppende junge Mensch im bescheidenen Sklavenkleide niemand Anderes sein als der junge arme Schreiberssohn Cajus. Wahrscheinlich flogen aber schon damals unter den Mehlsäcken seine Gedanken hoch, und vielleicht sollte dieß durch die Hunde angedeutet werden, welche nach den Vögeln oder Eichhörnchen in den Baumzweigen aufspringen.

Nachdem er in Soldatendienste getreten und General geworden war, kam er auch nach Tongern in Belgien, wo ihm ein prophetisches Weib geweissagt haben soll, daß er einmal Kaiser werden würde, aber nicht eher, als bis er einen Eber (Aprum) erlegt habe. Diese Weissagung ist vielleicht auf Nr. II. dargestellt.

Diocletian mochte die Prophezeiung nicht vergessen haben, aber es gelang ihm nicht, auf einer Jagd einen Aprum (Eber) zu erlegen. Auf einmal jedoch sah er sich einem Apro wunderbar gegenüber, nämlich dem römischen Feldherrn Aper, der einer der Hauptgenerale des Kaisers Numerianus, vermuthlich auch einer der Haupturheber des Todes dieses Kaisers war. Numerian, so lautet die Erzählung, wurde, weil er krank war, auf dem Marsche in einer verschlossenen Sänfte getragen. Die gegen sein Leben Verschworenen tödteten ihn in derselben und ließen ihn noch einige Tage darin liegen, indem sie dem Heere

den Tod des Kaisers verheimlichten, vermuthlich weil sie ihre Angelegenheiten noch nicht gehörig gereift hielten oder unter sich noch nicht über das, was erfolgen sollte, einig waren. Die Sänfte mit dem kaiserlichen Leichnam wurde eine Zeit lang in derselben Weise fortgetragen, als wenn der Kaiser noch lebte. Endlich aber machte, wie es heißt, der Geruch des Leichnams die Soldaten aufmerksam, sie rissen die Sänfte auf, entdeckten das Geschehene, und es entstand ein Aufruhr, der sich hauptsächlich gegen den Aper, als den vermeintlichen Haupturheber der That, wandte. Diocletian, der sich nun vielleicht der druidischen Prophezeiung erinnerte, einen leicht zu fangenden Aper vor sich sah und die Gelegenheit günstig fand, stellte sich an die Spitze der Malcontenten, beschuldigte den Aper geradezu des Kaisermordes und tödtete ihn im Angesichte des ganzen Heeres, das ihm Beifall klatschte und ihn bald darauf zum Imperator ausrief. Auf dieses Ereigniß ist vielleicht die Eberjagd auf Nr. III eine Anspielung.

Das Basrelief auf Nr. IV, wo die Figur in befehlender ruhiger Stellung, mitten in einer Umgebung müssiger Männer, bloß von einem treuen Hunde geschmeichelt, dasteht, ist vielleicht eine Darstellung des Eberjägers, der seine Jagd beendigt, seinen Zweck erreicht hat, ich meine des Diocletianus, der Kaiser geworden ist.

Es ist übrigens nicht nöthig, anzunehmen, daß Diocletian schon gleich von Anfang herein diese Arbeit von einem Künstler, so wie wir sie jetzt sehen, als eine symbolische Darstellung der Hauptmomente seiner Lebensgeschichte habe ausführen lassen. Vielmehr ist es möglich,

daß die besagten Basreliefs ursprünglich wirklich etwas Anderes bedeuten und namentlich wirklich die Geschichte des Meleager darstellen sollten. Die Blüthe der Kunst war zur Zeit des Diocletian schon merklich im Abnehmen begriffen, und wir wissen, wie schon dieser Kaiser von verschiedenen Orten her fertige Kunstgegenstände herbeibringen ließ, um damit seinen Palast zu schmücken. Es ist daher auch nicht unmöglich, daß dieser Sarkophag ursprünglich ganz anderswo stand, wo seine Basreliefs wirklich die Jagd des Meleager bedeuten sollten, daß aber Diocletianus, als er ihn sah und von der Aehnlichkeit der dargestellten Scenen mit einigen Ereignissen seines Lebens frappirt wurde, ihn hierher schaffen ließ und zu seinem Sarkophag bestimmte, indem er jene Scenen nur anders und zwar so auslegte, wie wir es zu thun versucht haben. Es war ja im Alterthum nicht selten, daß die Kaiser und Großen sich mit den Göttern und Halbgöttern identificirten, in den Mythen mystische Anspielungen oder Vorbildungen ihrer eigenen Lebensschicksale fanden und daher auch Götterstatuen die Bestimmung gaben, ihre eigenen kaiserlichen Bildnisse zu sein.

Jetzt nimmt der besagte Sarkophag eine sonderbare Stellung ein. Er steht nämlich in einiger Entfernung vom Tempel neben den Stufen der Treppe, die zu diesem hinaufführt. Allerdings läßt sich ja aber denken, daß er früher wirklich innerhalb des Tempels oder Grabgewölbes selber gestanden habe, und daß die Christen ihn erst herausschafften, als sie dieses Grabgewölbe in eine Taufcapelle verwandelten. Uebrigens steht noch ein zweiter,

kleinerer und sculpturenloser Sarkophag vor dem Tempel, nahe bei seiner Thür*).

Die Substructionen des Palastes.

Wie interessant wäre es für uns, wenn wir noch das Archiv des alten ursprünglichen Spalato aus dem siebenten und achten Jahrhundert hätten und darin die Decrete und Senatusconsulte der ersten sich etablirenden Spalatinischen Commune über die Verwendung und Bestimmung der verschiedenen Abtheilungen des Palastes finden könnten. Aber dergleichen Leckerbissen zu finden, wird einem Historiker selten beschieden. Die gefräßige Zeit hat solche Delicatessen alle aufgefressen und gefällt sich darin, uns in der Dunkelheit herumtappen zu lassen. Aber freilich in Spalato gewährt auch schon dieses Herumtappen seine besonderen Genüsse. Man führte uns noch in ein wunderliches Souterrain hinab, von dem ich mich aber nur der großen Steinblöcke, aus denen es zusammengesetzt war, und des Wassers, welches unten seinen Boden bedeckte, erinnere, ferner durch die Ruinen der Rotunda oder des Vestibulums, von dem ich aber auch zu wenig aufgefaßt habe, um von seinem jetzigen Zustande eine treue Schilderung geben zu können. Adam

---

*) Farlati in seinem Werke: „Illyria sacra" citirt einen gewissen Marnovitius, welcher behauptet habe, daß des Kaisers Diocletianus Leichnam zu seiner Zeit (im sechsten Jahrhundert) in einem der Thürme auf der südlichen Seite des Palastes aufgefunden worden sei.

giebt eine prachtvolle Zeichnung von dieser Rotunda, wie sie seiner Vorstellung nach einst ausgesehen haben soll. Hinter ihr kommt man wieder in enge Gäßchen und auf den Marktplatz der Stadt hinaus. Dieser Marktplatz ist ein Theil des großen Palastsaales, den Adam „Basilica or Room for musical and dramatical entertainments“ nennt. Die Frontseite der Häuser zu beiden Seiten des Platzes sind vermuthlich die ehemaligen Wände jenes Saales oder doch Theile dieser Wände, durch welche Fenster und Thüren hindurchgebrochen wurden. Ueber den Marktplatz kamen wir durch eins der Seethore gleich wieder hinaus in's Freie an die Marina oder den Hafen-Quai.

Vermuthlich beruht auch dieser Hafen-Quai, sowie seine Molos, auf alten Diocletianischen Basamenten. Natürlich konnte Diocletian nicht umhin, das Seeufer, an das sein Palast bis auf wenige Schritte Entfernung hinantrat, zu befestigen und mit in den Plan seines Gebäudes zu ziehen. Auf der oben von mir erwähnten alten Abbildung dieses Palastes, die sich, wie ich sagte, in dem Archive der Spalatinischen Kathedrale befindet, ist auch das ganze breite Ufer als aus regelmäßigen Quadersteinen gebaut dargestellt. Auch laufen von ihm vier kleine, aber scheinbar sehr solide Molos in's Meer hinaus, die wahrscheinlich zum Anlegen der Schiffe, welche die Bedürfnisse des Palastes herbeiführten, bestimmt waren. Vermuthlich waren sogar diese Molos und Uferbefestigungen der Theil des Ganzen, mit dem Diocletian den ersten Anfang machte. Denn nicht nur nachher mußten der Palast und seine Bewohner sich von der Meeresseite

her mit dem Nöthigen versehen, sondern auch schon die meisten Baumaterialien zur Errichtung des Palastes selbst kamen von vorn herein über's Meer. Die beßten und vornehmsten Steinbrüche dieser Gegenden, aus denen nicht nur der Palast des Diocletian, sondern auch die ganze Stadt Salona, sowie die Marmorsteine zu der Kathedrale des benachbarten Trau größerntheils hervorgingen, liegen nämlich auf der nahen Isola Brazza. Wer in Spalato einige Zeit zu verwenden hat, sollte es nicht versäumen, diese Steinbrüche auf Brazza zu besuchen. Längs der vorderen Palastseite, parallel mit dem Meeresufer, haben sich, wie ich schon sagte, viele kleine Häuser angeheftet. Es sind Kaffeehäuser, Raseurbuden, Kramläden, Hafen-Bureaux und dann auch Waarenmagazine. Diese letzteren haben sich nicht damit begnügt, sich bloß an die Palastmauern anzuheften, sondern sie haben dieselben auch durchbrochen und sind in die Souterrains des großen Hauses eingedrungen, in denen sie ihre Waaren aufstapelten. Man zeigte uns in einigen dieser Magazine die schönsten alten Substructionen, äußerst wohlerhaltene Gewölbe, die wir jetzt zum Theil mit Weinen von den Inseln, zum Theil mit Holz von Curzola und Meleda, zum Theil mit Getreide aus Odessa — die Hälfte, ja zuweilen mehr als die Hälfte des ihm nöthigen Getreides bezieht Dalmatien vom schwarzen Meere, das ihm so nahe Ungarn und das über Dalmatien gebietende Oestreich und Deutschland können hier nicht mit diesem so entfernten Auslande concurriren — begreift man das! — also, wie ich sage, auch mit Getreide aus Odessa gefüllt fanden.

Es ist sehr auffallend, daß sowohl Adam als Cassas von diesen merkwürdigen Substructionen des Palastes nicht die geringste Notiz genommen zu haben scheinen. Sie geben weder eine Darstellung, noch einen Riß von ihnen, noch auch erwähnen sie dieselben nur einmal. — Mein oft erwähnter Freund, Herr Andrich, hat ihnen aber jetzt seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er sucht sie alle kennen zu lernen und Risse von ihnen aufzunehmen, was keine geringe Mühe ist, da die Privateigenthümer dieser Gewölbe nicht immer ein Eintreten und Erforschen gestatten, da zu Privatzwecken und bequemen Abtheilungen auch hier unten Mauern gezogen und Umbauten vorgenommen worden sind, und da manche Gewölbe im Innern wohl ganz eingestürzt sein mögen. Jedenfalls ist zu hoffen und zu erwarten, daß eine Vervollständigung des Planes dieser Substructionen unsere Kenntniß von dem Palastbau nicht wenig bereichern und berichtigen werde. Und viele Liebhaber und Kenner Spalato's halten es für sehr wünschenswerth, daß eine eigene Summe bewilligt werde, um den Nachgrabungen, den Durchbrüchen und dem tieferen Eindringen in diese Gewölbe etwas mehr Nachdruck zu geben. Vorzüglich bedeutend scheinen diese Souterrains unter dem Hauptflügel des Schlosses nach der Meeresseite hin zu sein. Die Flügel, welche landeinwärts liegen, befanden sich schon von Haus aus auf höherem, trocknerem und festerem Boden und bedurften so vieler Substructionen nicht. Doch ist es möglich, daß auch hier sich dergleichen finden, und daß sie nur durch die größere Anhäufung von Erde und Getrümmer, die dort stattgehabt hat, mehr gefüllt und verdeckt sind. Da

auf der Vorder- oder Marineseite des Palastes Handel und Waarenverkehr seinen Sitz aufschlug, so lag es hier immer im Interesse der Leute, alles Erdreich und allen Schmuz so viel als möglich wegzuschaffen und die benutzten Souterrains offen zu halten. Auf der Nord- oder Binnenlandseite aber, wo Winzer und Gemüsegärtner sich anbauten, ließ man sich eine solche Anhäufung von Schmuz und Erdreich lieber gefallen, weil darauf etwas gepflegt werden konnte, und so verstopfte sich hier Alles.

Die Thore des Palastes.

Zu den vornehmsten Stücken, die ein Fremder an dem Diocletianischen Palaste zu beachten hat, gehören vor allen Dingen noch die Thore oder Eingänge desselben, deren es an jeder Seite eins giebt.

Das vornehmste dieser Thore, das sogenannte goldene Thor, die „Porta aurata“ oder „aurea“, lag nach Norden in der Mitte des Palastflügels, der dem Binnenlande und Salona zugekehrt war. Es ist viel reicher ausgeschmückt als die übrigen Thore. Unten ist ein viereckiger Durchgang, über demselben ein mit Sculpturen verzierter Bogen. Noch weiter nach oben und zu den Seiten sieht man Nischen mit Statuen und zwischen, sowie über diesen Nischen einen reichen Kranz zierlicher Säulen und Bogen, von denen noch heutiges Tages mehre unversehrt dastehen oder hängen. Durch dieses Thor kam man von Salona. Und es war natürlich, daß der Kaiser seinen lieben Landsleuten und Gästen von Salona das Compliment machte, ihnen den weitesten und geschmücktesten Eingang seines Palastes zuzuwenden. Auch mußte

sich eben hier auf der Nordseite deßwegen das prachtvollste Thor befinden, weil ihm auf der Südseite der prachtvollste Palastflügel, das Hauptcorps-de-logis gegenüberlag. Dieses letztere, sein großer Porticus, seine säulenreichen Säle ließen sich ohne Störung der Harmonie durch einen großartigen Thoreingang nicht wohl unterbrechen. Daher die Zugänge von der Meer- oder Südseite her kleiner und versteckter waren. Bei diesem großen Binnenlandthore fuhren die Equipagen auf, und Gäste, Beamte, Diener, Pferde und Wagen vertheilten sich von hier aus in dem Palaste, ein jedes nach seiner Bestimmung. Der Kaiser, der mit seiner Hofumgebung im Südflügel wohnte, durfte dadurch nicht gestört werden. Jetzt kann durch dieses goldene Thor kaum eine Maus, geschweige denn eine Equipage mehr durchschlüpfen; denn ich habe schon gesagt, daß sein unterer Durchgang ganz mit Erde und Steinen verstopft ist. Seine schönen oberen Zierathen ragen aber noch hoch aus dem Erdreiche hervor. Die Hauptansicht, so wie die Details dieses Thores giebt Adam am beßten in einer Reihe von Kupfertafeln. Doch hat er weder in seinem Grundrisse des Palastes, noch sonst wo von zwei großen hohen Säulen gesprochen, die nach derjenigen Abbildung des Palastes, welche aus dem Archive der Spalatiner Kathedrale genommen ist, auf der Binnenseite dieses Thores standen. Nach der besagten Abbildung, von der ich gar nicht weiß, auf welche ursprüngliche Autorität sie sich berufen kann, waren diese beiden Säulen das höchste Bauwerk im ganzen Palaste. Sie ragen noch selbst über die Spitze des Jupitertempels und über die Giebelspitze der vier Eckthürme hervor, und auf ihren Knäufen stehen zwei

colossale Statuen. Diese beiden merkwürdigen Monumente sind jetzt völlig verschwunden, wenn sie überhaupt je existirt haben, was, wie gesagt, noch bezweifelt werden kann.

In der Mitte des West- und Ostflügels des Palastes befinden sich die beiden einfacher construirten Seitenthore, auf jener die sogenannte „Porta ferrea" (das Eisenthor), auf dieser die „Porta aenea" (das Bronze- oder Erzthor). Beide Thore scheinen sich in ihrer Construction vollkommen gleich gewesen zu sein, wie dieß denn auch durch die Gesetze der architektonischen Harmonie bedingt wurde, nach welcher den Dingen, bei denen Zweck und Bedeutung ganz dieselben sind, dieselbe Construction gegeben werden muß. Es fehlen bei diesen Thoren der Schmuck der zierlichen Säulen und die für Statuen bestimmten Nischen. Ueber ihren Durchlässen stehen drei offene Fenster oder Bogen. Diese sind noch heutiges Tages erhalten, so wie auch Theile von den achteckigen Thürmen, welche diesen beiden Thoren eben so zur Seite standen, wie dem goldenen Thore. Merkwürdiger Weise hat Adam das Erz- und Bronzethor, so wie überhaupt den ganzen Ostflügel des Palastes völlig vernachlässigt. Er hat gar keine Ansicht von ihm gegeben, und dieß ahmt Cassas ihm nach, als wenn er gar nicht mehr existirte. Wie nachlässig und vergessen wir Schriftsteller überhaupt zuweilen sind, und wie oft wir dadurch große Verwirrungen anstiften, zeigt Cassas auf der 137ten Seite seines großen Werkes, wo er, wie sich Jeder, der dazu Lust hat, überzeugen kann, eine lange, aber vollkommen falsche Beschreibung des goldenen Thores entwirft, indem er dabei sagt, dieses Thor habe nichts, was seine Bau-

art besonders auszeichne, vor ihm sei aus zierlichen Säulen ein Wachhaus für Soldaten gebaut, sowie ein Mastbaum mit der Flagge des Marcuslöwen errichtet, auch sei es durch Erde verworfen ꝛc., lauter Dinge, die zur Hälfte auf die Porta aurea, zur Hälfte auf die Porta ferrea passen, welche beide der Schriftsteller hier mit einander vermischt, obwohl er von jedem besonders ganz gute und richtige Zeichnungen gegeben hat *).

Die Zeichnung der Porta ferrea bei Cassas ist viel besser und vollständiger als die bei Adam. Doch giebt auch sie nur ein schwaches Bild von dem Interesse, welches der Anblick des Originals selbst einzuflößen im Stande ist. Vor diesem Thore ist jetzt der Hauptmarktplatz der Stadt Spalato, und es ist hier der vornehmste Ein- und Ausgang aus dem Palaste in die Vorstadt und aus dieser in den Palast. Auch wir passirten hier während unseres kurzen Aufenthaltes in Spalato wohl ein Dutzend Mal, und ich mußte stets besonders auf der inneren Seite des Thores die phantastische Weise bewundern, in welcher der Zufall und die Erfindungsgabe der Spalatiner Bürger die alten Fenster- und Bogenreste, die alten Zinnen der Mauern, die alten Corridore für die Soldaten und Thorwächter mit ihren Gebäuden verschmolzen, und wie sie alle diese Dinge zu Fenstern oder Thüren, zu Communicationswegen oder Balkonen, zum Aufstellen von Blumen oder zum Aushängen von Wäsche und Hausgeräth benutzt haben.

---

*) Dieß Versehen fällt aber freilich eigentlich nicht dem Cassas, sondern dem Lavallée, der des Ersteren Tagebuch redigirte und herausgab, zur Last.

Woher übrigens die besagten Thore ihre Metallnamen bekommen haben, weiß ich nicht. Auch kann ich nicht sagen, ob diese Namen antik sind und sich noch aus den Zeiten des Diocletian herschreiben. Gewiß aber ist es, daß sie sehr alt und auch noch heutiges Tages sehr populär sind. Wie das slavische Volk der Vorstädte diese Thore nennen mag, ist mir unbekannt geblieben. Den Namen „goldenes Thor" für den Haupteingang eines Gebäudes oder einer Stadt findet man auch bei anderen Localitäten dieser Gegenden. So heißt z. B. das dem Binnenlande zugewandte Hauptthor von Pola ebenfalls Porta aurata.

Zuletzt führte man uns in das Museum von Spalato, in welchem man alle mobilen und dem Verderben ausgesetzten Antiquitäten, Inschriften, Statuen, Bruchstücke, Geräthe ꝛc. sammelt. Allein die antiken Immobilien sind jedenfalls in Spalato die Hauptsache. Das Museum steht in Bezug auf Reichthum mit ihnen in keinem Verhältnisse. Uebrigens glaubt man, daß noch mancher schöne Kunstgegenstand in den verschütteten Gewölben des Palastes stecken möge. Diese Gewölbe sind, wie gesagt, sehr groß. Es mochten schon von vornherein manche geheime Verstecke darin angelegt sein. Als die Avaren Salona zerstörten und dabei auch den Palast nicht ungeplündert ließen, mochte wohl manches kostbare Geräth und manches schöne Kunstgebilde in diese Souterrains gerettet werden. Bei der Zerstörung und dem Brande, den die Avaren anstifteten, mag vielleicht schon damals ein solches Gewölbe verschüttet und jenen Räubern unzugänglich geblieben sein. Und wenn man dieß Alles bedenkt, so ist es sehr wohl möglich, daß wir bei

den Nachgrabungen in jenen Gewölben noch unvermuthet auf ein ganzes Californien von Antiquitäten gerathen. Möchten doch diese Nachgrabungen recht bald so ins Werk gerichtet werden können, wie es einige kenntnißreiche Männer in Spalato wünschen.

Der Abend zu Spalato.

Nachdem ich auf diese Weise mit Hilfe einiger guten Freunde mich in dem alten Hause des Diocletianus einigermaßen orientirt hatte, und nachdem so unser Tag zu Ende gegangen war, gewährte es mir am Abend einen wundervollen Genuß, noch allein ein wenig in dem merkwürdigen Labyrinthe herumzustreifen. Da ich mich hierbei sehr bald verirrte und nach meiner ungeschickten Weise nicht mehr zurecht finden konnte, so trat ich in ein kleines offenes Haus ein, wo ich bei Lampenschein einen Schuster beschäftigt sah. Ich redete diesen guten Mann italienisch an. Er antwortete mir aber deutsch, indem er mir erklärte, daß er wohl sähe, er sei ein Landsmann von mir. Er sei nämlich aus Fiume gebürtig, wo er auch sein Deutsch gelernt habe. Deutschredende Fiumaner, Ungarn und Kroaten, die man häufig in Dalmatien zerstreut findet, haben mich auf diese Weise fast immer als ihren Landsmann begrüßt. Mit seinem Handwerk, sagte mein Schuster, habe es in Fiume nicht recht mehr fortgewollt. Er habe sich daher nach Zara begeben und sei von da nach Sebenico gezogen. Das sei aber ein gräßlicher Ort, und so sei er denn endlich nach Spalato gekommen. Hier ginge es ihm leidlich,

und da er nun über diese langen Wanderungen und vielen Wohnungsveränderungen alt geworden sei, so wolle er denn hier in Spalato bleiben und in dem Diocletianischen Palaste sein Lebensende abwarten. Der gute Mann war sehr gefällig und begleitete mich unter lauten frommen und höflichen Reden, wohin ich wollte, und ich hielt mich überzeugt, daß dieser Arme sein Leben christlicher und befriedigender beenden würde als sein Vorgänger, der große Kaiser, der aus Lebensüberdruß sich am Ende selbst umbrachte. Er sagte mir, es wären sonst wohl etwas mehr Deutsche in Spalato und überhaupt in Dalmatien gewesen. Seit dem Jahre 1848 und der italienischen Revolution hätten sich aber viele Landsleute aus Dalmatien und ebenso aus Italien zurückgezogen. Jetzt seien die Deutschen daher hier nur sehr „schütter," was er zu seiner Betrübniß sehr übel in seiner Werkstatt empfinde, denn er habe unter der deutschen Landsmannschaft immer am meisten zu thun gehabt. — Dieser gute Mann hielt es auch für seine Pflicht, mich auf ein deutsches Bierhaus aufmerksam zu machen, das man jetzt auf den Trümmern des Ostflügels des Palastes errichtet hat. Ein Glas frischen deutschen Bieres läßt sich ein mit süßlichem und tintenschwarzem dalmatischen Wein zum Ueberdruß Getränkter gern gefallen. Bekanntlich giebt es auch in der Lagunenstadt jetzt einen deutschen Biergarten. Auch hat man deren in anderen dalmatischen Städten neuerdings etablirt*).

---

*) Ich mag hier anführen, daß auch der alte berühmte Reisende Spon schon im Jahre 1675 hier einen Deutschen in Spalato traf, bei dem er sich zu essen kochen ließ.

Zum Schlusse meiner Spalatinischen Wanderungen ließ ich mich aber von meinem Schuhflicker noch einmal zum Centrum der Stadt, zur Piazza del Duomo, zum Peristylium zurückführen. Es ist einem Schriftsteller leider unmöglich, dem Leser etwas von den Eindrücken wiederzugeben, welche der eigenthümliche Anblick dieser erhabenen Ruinen bei Nacht einflößt. Ein Gropjus könnte dieß schon eher, und ich muß mich wundern, daß noch kein Gropius diese Scenen zu Dioramen und Panoramen benutzt hat, diese prachtvollen Granitsäulen, deren Capitäler hoch zum dunklen Himmel hinaufsteigen, diese Hallen, Porticus und zahllosen Eingänge und Durchlässe, die zu den Tempeln, Rotunden und Mausoleen führen, diese geschmückten Thürpfosten und die Sphinxe vor ihnen, welche von den matten Lichtreflexen der Sterne oder der kleinen Straßenlampen dämmerig beleuchtet werden, diese kleinen Stubenlichter, die hie und da in den dunklen Gassen aus den Fenstern, welche man in die Mauerreste der Palastsäle oder zwischen zwei Säulen eingesetzt hat, hervorschimmern, und dann diese wilden unheimlichen Gestalten, in halb orientalischen Costümen, die in den engen Gassen herumschleichen, dazwischen diese munteren östreichischen Offiziere, die sich vor den Kaffeehäusern und auf den kleinen Plätzen bewegen. — Wie große Augen würde Diocletianus machen, wenn ihm sein Jupiter einmal erlauben könnte, aus einem Himmelsfenster auf dieses wunderliche Treiben, wie es sich heut zu Tage in seinem Palaste bewegt, herabzuschauen.

15.

Drebitsch.

Erst gegen Mitternacht kam ich wieder an Bord unseres Dampfers, der bald die Anker lichtete und mich von Diocletian und Spalato Träumenden durch verschiedene Inselgruppen, Canäle und Meerengen hindurch führte, die ich alle erst später bei meiner Rückkehr von Ragusa im hellen Sonnenscheine zu sehen bekam, daher ich denn auch erst unten das Wenige verrathen werde, was mir von diesen Inseln zu erspähen vergönnt war.

Als am folgenden Morgen Alles wieder auf dem Verdeck versammelt war, arbeitete unser Schiff eben sehr emsig in dem breiten Canale zwischen den großen illyrischen Inseln Lesina und Curzola hin, von denen jene ganz nationaldalmatisch, d. h. ganz nackt, öde und baumlos, aussieht, diese aber sehr fremdartig, nämlich grünlich, buschig und waldig, als ob sie gar nicht dazu gehörte. — Ein solcher schroffer Gegensatz ist fast unerklärlich. Lesina ist bis auf einige wenige solcher Schönpflästerchen von Weingärten, wie ich sie schon oben beschrieb, ganz kahl und nackt, wie ein morlachischer Bettler, und Curzola ist von Kopf bis zu Fuß in grünes Gewand gehüllt, wie ein wohlhabender Dalmatier in sein überreiches Nationalcostüm. Unsere Augen waren natürlich unverwandt dem anmuthigen Curzola zugewendet, das zwar der Hauptsache nach nur mit niedrigem Krummholz erfüllt ist, hie und da aber auch schöne Eichen, Pinien und Fichtenwälder bergen soll, aus denen ein großer Theil des dalmatischen Schiffsbau- und Brennholzes hervorgeht. In den Gebüschen und

Wäldern dieser Insel streift und haust noch heutiges Tages ein wildes Thier, das auf den übrigen dalmatischen Inseln, wenn es daselbst je gewesen ist, längst ausgerottet wurde, und das von einigen alten Reisebeschreibern eine „Hyäne"*), von anderen ein „wilder Hund" genannt wird, eigentlich aber und in der That der orientalische Schakal ist. Es ist in Europa wohl der nördlichste Punkt, an welchem dieses Thier noch verkommt. Und es wäre wohl einmal der Mühe werth, alle die Umstände und Verhältnisse zu erforschen, in Folge deren es dem Schakalgeschlechte von Curzola möglich geworden ist, sich seit Jahrtausenden auf diesem langen Riff zu erhalten. Die Bewaldung kann nicht die einzige ihm günstige Ursache sein; denn auch die Insel Meleda ist ähnlich bewaldet und überhaupt ähnlich beschaffen, wie Curzola, und doch hat sie keine Schakals. Die Leute der Umgegend nennen die Schakals von Curzola gewöhnlich „cani salvatichi" (wilde Hunde). Bei den Naturforschern heißt das Thier „Canis aureus," auf Slavisch „Ciaghli" (was sich dem Schakal nähert). Die Schakals von Curzola sollen die Größe eines mittelmäßigen

*) So z. B. vom alten Spon, der auch erzählt, daß diese Hyänen von Curzola aus Nachts, wenn man Feuer anzünde, in großer Zahl herankämen und eine enrangirte Musik anstimmten. „Sie sollen die Menschenstimme so gut nachahmen, daß sie zuweilen die Namen der Hirten lernen, um sie herauszurufen und dann zu verschlingen." — Aehnliches fabelt der alte deutsche Uebersetzer des Lucius von diesem Thiere. Er sagt von ihm: „daß es continuirlich des Nachts weine, und zwar so entsetzlich, daß die Fremden, die es nie gehört, meinen, es seien Menschen. Und dadurch locke es die allzu curiosen Passagiere zu sich und springe dann mit aller Gewalt auf sie los, sie aufzufressen."

Hundes, kurze, lichtgelbe Haare, eine längliche Schnauze, aufgerichtete Ohren und behaarten, abwärts hängenden Schwanz haben. Sie nähren sich von Trauben, Oliven, Feigen und dem Hausgeflügel der Inselbewohner. Es gibt noch manche andere Thiergeschlechter, die sich ganz und fast ausschließlich an einzelne dalmatische Inseln geheftet zu haben scheinen. Von den Korallen- und Schwamminseln sprach ich schon oben. Ein anderes Beispiel giebt die kleine Insel Torcola, welche zwischen Curzola und Lesina liegt, und die ganz von Kaninchen bewohnt sein soll, während es weder auf Curzola noch auf Lesina irgend welche Kaninchen geben soll. — Uebrigens giebt es noch einige andere Inseln in diesem Meere, auf denen sich die Kaninchen sehr ausgebreitet haben. So wurde mir eine Scoglie, die bei Lissa in der, Porto Manego genannten Meeresbucht liegt, als eine Kanincheninsel bezeichnet. Ferner nennt Fortis die Insel Levrera bei Cherso als ein Kaninchenmagazin. Wie die Korallen- und Schwammfischer, so heften also auch besondere Thiergeschlechter sich an besondere Inseln und geben jeder derselben ein eigenthümliches Interesse.

Der Canal von Curzola verengt sich nach und nach, und man fährt endlich nahe bei der Spitze der Halbinsel Sabioncello, die man schon von Weitem erblickt hat, in die ganz schmale Meerenge zwischen Curzola und dieser Halbinsel ein. Dieß Sabioncello ist eine unleidlich lange Zunge, welche vom serbischen Könige Stephan Nemanja der Republik von Ragusa geschenkt wurde und seitdem vierhundert Jahre lang dieser Republik gehört hat. Von den alten Griechen wurde sie „Hyllis" genannt. Plinius und Dio Cassius geben ihr den Namen Rhatanaea

Chersonnesus, von einem Schlosse gleiches Namens. Bei den slavischen Illyriern heißt sie Peljesaz. Die Schiffer aber nennen sie meistens bloß „la Punta.“ Diesen Namen: „La Punta“ oder „Punctae Chersonnesus“ hat sie auch meistens in den alten Raguseischen Schriften, obgleich sie bei ihrer Längenerstreckung von wenigstens fünfzig italienischen Meilen so viel Aehnlichkeit mit einem Punkte hat, wie ein Mastbaum mit einem Apfel. Aber freilich, wenn man aus dem Canale von Curzola heransegelt und der langen Halbinsel gerade auf den schmalen und hohen Kopf blickt, so kommt denn, indem man so den ganzen übrigen Leib in der Verkürzung sieht, allerdings eine Art Punkt heraus. Dieser äußerste in den Canal von Curzola hervortretende Kopf von Sabioncello ist nämlich so voll hoher Protuberationen und Anschwellungen, wie ein Phrenolog sich nur ein menschliches Haupt wünschen könnte. Zwar ist auch die ganze Halbinsel gebirgig, aber ihre Haupthöhen haben sich doch in dieses nördliche Ende zusammengedrängt. Der höchste dieser Berge ist der „Monte Vipera“ (der Natternberg), dessen kahles Haupt man schon von Weitem, wenn auch sonst von der ganzen Halbinsel nichts, erblickt. In diesen nördlichen Gebirgen sollen sich nach Dr. Petter auch noch viele „Cani salvatichi“ finden, was aber freilich an Ort und Stelle einige Bewohner der Halbinsel nicht zugeben, welche jene Hunde bloß auf Curzola beschränkt wissen wollen.

Die äußerste nördlichste Spitze von Sabioncello ist das Cap Gomena. Beinahe eben so weit und schroffer als diese tritt aber die sogenannte Punta S. Giovanni oder S. Zuanne hervor. Zwischen beiden liegt ein sehr

geräumiger und schöner Naturhafen. Weil die Punta Gomena sich allmäliger verläuft, so wird von den Schiffern vielleicht die Punta S. Giovanni als die eigentliche Nordspitze von Sabioncello betrachtet. Auf ihr ist eine von Cypressen umstellte, sehr hübsch gelegene Kirche erbaut. Und da dieses Gotteshaus den nahenden Schiffern von ferne entgegenschimmert, so ist es wohl möglich, daß eben von dieser Punta die ganze Halbinsel ihren Namen Punta empfangen hat. (Uebrigens haben noch mehre Spitzen von Sabioncello den Namen Punta, z. B. Punta lunga, Punta Propradna u. s. w.).

Die ganze Halbinsel ist äußerst öde, schwach bebaut, wenig bewohnt und meistens ganz kahl. Nur der nördliche Strich, welcher Curzola gegenüber liegt und sich längs der schmalen Meerenge zwischen ihr und Sabioncello hinzieht, macht davon eine Ausnahme. Von der Punta S. Giovanni an und so weit die Insel Curzola nahe bleibt, ist die ganze Küste äußerst belebt. Schöne Weingärten und Oelbaumanlagen, eine Reihe von kleinen Dörfern, man kann fast sagen ein fünfzehn Miglien langes Dorf, strecken sich hier längs des Ufers hin. Man sieht hübsche und wohlhäbige Gebäude, von Cypressen und Feigen- und Granatbäumen umgeben. Die Bewohner dieser Ortschaften sind die Erzeuger guter Weine für Ragusa und unternehmende Fischer, Schiffer und Handelsleute. Auf der ganzen übrigen Halbinsel findet man kein Stück mehr, was diesem nur entfernt ähnlich ist. Auch von Seiten Curzola's hat sich der Hauptanbau der Insel zu dieser schmalen Meerenge herzugedrängt. Die Hauptstadt der Insel, Curzola, liegt hier mitten in dem Isthmus, der freundlichen Uferstrecke von Sabioncello

gerade gegenüber. Auch auf Curzola kommt sonst kein zweiter Ort dieser Größe mehr vor. Es ist, als wenn die beiden Inseln gerade in dem Punkte ihrer Umfassung oder Annäherung ihre ganze Kraft zusammengenommen und hier erzeugt hätten, was sie zu erzeugen fähig waren.

Die lebhafte Durchfahrt, die durch diesen Isthmus statthaben mußte, ist gewiß als die Hauptursache dieser Erscheinung anzusehen. Aber vielleicht haben die Inseln sich hier auch gegenseitig vor dem Anhauche des Meeres und austrocknenden Winden gedeckt und den Anbau des Bodens erleichtert.

Der vornehmste unter jenen kleinen Küstenorten von Sabioncello ist der letzte, d. h. der südlichste, Namens Orebitsch oder Rebich (italienisirt: Orebiccio). Die Bewohner dieses Orts haben sich in neuerer Zeit sehr herausgemacht und sind durch ihre blühende Schifffahrt äußerst wohlhabend geworden. Man erzählt sich große Dinge von dem Reichthume dieser Leute, und von den Häusern des Orts, die wir in nicht großer Ferne am anderen Ufer liegen sahen, sagte man uns, daß sie meistens ungemein nett eingerichtet, von hübschen Gärten umgeben und mit vielem zierlichen Hausgeräth versehen seien.

Am reichsten versehen sind aber die Köpfe der Frauen und Mädchen von Orebitsch, nämlich mit Federn, Blumen und Schmuck aller Art. Sie sind ihres Kopfputzes, sowie auch ihres sonstigen Nationalcostüms und ihrer Schönheit wegen berühmt, und gewöhnlich thun einige dieser Frauen dem Dampfschiffpassagiere den Gefallen, während seines Aufenthalts in Curzola an Bord zu kommen und sich von ihm bewundern zu lassen. Zuweilen haben sie dort Freunde oder Verwandte zu begrü-

ßen, zuweilen haben sie Früchte oder sonst etwas feil zu bieten. Da ihre Männer oder Söhne gewöhnlich entweder todt oder im Seedienste abwesend sind, und da deßhalb Orebitsch meistens von Frauen und Mädchen bewohnt ist, so haben sie sich auch an allerlei Geschäfte und Verrichtungen der Männer gewöhnt und rudern z. B. auch ihre Barken selbst über das Meer herüber. Sie sollen sogar bei Sturm und bewegter See ihre Schiffchen kühn durch die Wogen führen. Zu uns kamen auch so ein paar Wundermädchen herangerudert, und wir hatten Gelegenheit, sie zu sehen. Es waren wohlgewachsene und hübsche Weiber. In ihrem Costüm herrschte die schwarze Farbe vor, und man sagte mir, daß dieß bei allen gewöhnlich sei, weil sie in der Regel um einen auf See gebliebenen Vater, Mann oder Sohn trauerten, und weil sie nun diese Farbe als etwas Nationales und Bleibendes angenommen hätten. Auch unter den Schiffern und Handelsleuten der Bocche di Cattaro ist Schwarz die Nationalfarbe. Etwas ganz Aehnliches findet in einigen unserer deutschen Schifferorte an den Mündungen der Elbe statt. Ein Raguseischer Schriftsteller, den ich gelesen habe, erzählt, daß zur Zeit, als Ragusa bei der unglücklich ablaufenden Expedition Carls V. gegen Afrika so viele Schiffe verlor, auf einer der kleinen Raguseischen Inseln dreihundert und fünfzig Frauen auf einmal zu Wittwen geworden seien.

Den Kopf oder vielmehr den Strohhut ihres Kopfes hatten unsere Orebitschanerinnen der Art mit Federn, Blumen und anderen Dingen besteckt, daß eine solche breite Bärenmütze, wie sie sonst die königlichen Leibgrenadiere in Dresden auf dem Kopfe balancirten, klein

dagegen erschien. Von Weitem glaubte ich, sie trügen einen Korb mit allerlei Gemüse, Blumen, Eiern u. s. w. auf dem Haupte. Es ist auf den ersten Anblick fast unbegreiflich, wie diese hübschen Weiber dazu gekommen sind, ihren Kopfputz auf eine so exorbitante und überschwängliche Weise aufquellen zu lassen. Und doch ging es dabei ganz natürlich zu. Es ist, wie ich bei näherer Erkundigung erfuhr, ein ziemlich neumodiger Luxus, der mit dem zunehmenden Reichthum und der wachsenden Schifffahrt ihrer Männer gleichen Schritt gehalten hat. — Vor vierzig Jahren, und ich glaube noch vor kürzerer Zeit trugen diese Schiffertöchter einen ganz einfachen, zierlichen und bescheidenen Strohhut. Als ihre Männer anfingen, wie die Bocchesen in die Levante, nach Konstantinopel, nach Asien und Afrika zu segeln, brachten sie ihnen allerlei Hübsches mit nach Hause, seidene Bänder und Tücher, goldene Schnallen und Straußenfedern, und zierten damit den Hut ihrer geliebten Weiber oder Bräute aus. Einige mochten mit der Anzahl und Größe ihrer Federn groß thun, und so wurde es, wie es denn so geht, wenn der Teufel einmal los ist, am Ende Mode, sich in der Ausschmückung des Hutes zu überbieten und allen Geschenken, die man nur bekommen konnte, ihren Platz auf dem Strohhute anzuweisen. Sie machten dort nun seidene Tücher, Goldmünzen, goldene Perlen und viele andere Dinge fest, und je höher der Schmucksachenberg wurde, den Eine auf ihrem Haupte versammeln konnte, desto bewunderswürdiger erschien sie sich selber und Anderen. Wenn der Handel der Orebitschaner so wie bisher fortblüht, und wenn sie ihren Weibern immer so wie bisher allerlei

Dinge aus allen Welttheilen zusammenschleppen, so werden diese am Ende wie lauter Atlasfiguren mit Weltkugeln auf dem Kopfe umhergehen.

16.
Curzola.

Leider war es uns nicht vergönnt, bei Orebitsch auf Sabioncello selber zu landen. Dagegen gingen wir in dem kleinen Hafen von Curzola ans Land. Wir fanden hier ein großes Seeschiff im Bau begriffen, das aus den Holzungen der Insel construirt wurde. Der Haupterwerbszweig der Stadt ist aber der Bau kleiner Boote, wie sie auf den großen Schiffen gebraucht werden. Und in dieser speciellen Branche der Schiffsbaukunst sollen die Curzolaner große Meister sein. Wer ein gutes Schiffsboot haben will, verschreibt es von Curzola, und namentlich sind fast alle Schiffsboote der Dampfschiffe des östreichischen Lloyd hier construirt. Vermuthlich paßt das niedrige Knieholz der Insel besser zu diesen kleinen Wasservehikeln als zu den großen, zu welchen besseres Holz von der Narenta herabkommt. Der Handel der Curzolaner mit Schiffsbooten soll weit und breit in den Gewässern des adriatischen Meeres verzweigt sein.

So viel von diesem Punkte, was den Ethnographen und Nationalökonomen interessirt. Nun aber noch etwas für den Architekturmaler und seinen Freund, den Historiker, die hier beide entschieden viel bessere Geschäfte machen als die Erstgenannten. Denn was pittoreske Ansichten und historische Erinnerungen betrifft, so sucht

dieser kleine Ort seines Gleichen an der illyrischen Küste. Die Stadt theilt sich in zwei Theile, den niedrig dicht am Meere und am Halse einer kleinen Erdzunge gelegenen Theil mit dem Hafen und den höher auf dem Kopfe der besagten felsigen Halbinsel liegenden Theil, die Akropolis und den eigentlichen Kern des Ganzen.

Wir gingen, von einem deutschsprechenden Ungarn, der sich wieder als „Landsmann" unserer annahm, geleitet, auf diese Akropolis hinauf und waren nicht wenig überrascht, hier innerhalb der Umzäunung der einige Hundert Ellen im Umfang haltenden Befestigungen ein kleines Ensemble von Baulichkeiten, Miniatur-Rathhäusern, Diminutiv-Palästen, Forums und Gäßchen zu finden, wie man es in so malerischer Gruppirung nur selten beisammen sieht. — Dieß Curzola ist, so wie es sich heute präsentirt, zur Zeit der venetianischen Republik entstanden, und es sieht ganz so aus wie ein Stück venetianischer Geschichte in Marmor und Stein. Ein altes, mit dem Marcuslöwen geschmücktes Monument, an welchem die Venetianer hier wie in allen ihren Provinzstädten die Standarte des heiligen Marcus befestigten, ist noch vorhanden. Das Rathhaus und das Proveditorengebäude steht noch da, wie vor hundert Jahren, als die Morosinis, die Falieros u. s. w. hier commandirten. Sie sind deductis deducendis in einem fast eben so geschmückten Style gebaut, wie der Dogenpalast in Venedig, und eben so ist es der Duomo oder die Hauptkirche des Ortes. Auch in den stillen Nebengäßchen fanden wir noch manches Gebäude, das uns durch seinen Baustyl überraschte, und das so aussah, wie die Pittipaläste und die mittelalterlichen schloßartigen Wohnungen der italienischen Familien

in Verona und Vicenza in verjüngtem Maßstabe. — Auch nannte man uns die Namen der alten edlen Inselgeschlechter, die ehemals hier gewohnt hatten, die aber jetzt meistens ausgestorben waren, oder deren verarmte Nachkommen hier noch lebten. An einem dieser Gebäude war die alte Pracht noch ganz bis auf den Thürklopfer erhalten. Dieser Thürklopfer war ein kleines Meisterwerk aus Bronze, etwas über einen Fuß in der Länge. Zwei Drachen oder Seeungethüme, die sich oben mit ihren Schwänzen verschlungen hielten und unten mit ihren Mäulern sich berührten, bildeten den äußeren Rahmen desselben. In der Mitte zwischen ihnen stand eine noble kleine Statue des Neptunus mit dem Dreizack. Dieses Kunstwerk hing an halb verrosteten Nägeln an einem alten dicken Thore von Eichenholz. Man sagte mir, dem Besitzer des Palastes, einem alten Nobili Arnieri, seien schon große Summen für seinen Klopfer geboten worden; obwohl nicht mehr sehr reich und genöthigt, als Advocat seinen Lebensunterhalt zu suchen, wünsche er doch Alles im alten Zustande wie zur Zeit seiner Vorväter zu erhalten und wolle seinen Klopfer um keinen Preis hergeben. Ich freute mich über diese Gesinnung, sowie auch darüber, daß er seinen kostbaren Klopfer so ohne Furcht vor Dieben an den verrosteten Nägeln vor der alten Thüre hängen lassen konnte. — Es ist bekannt, daß man in Venedig ähnliche schöne Thürklopfer findet. Ich sah dort einen, von dem schon mehre Kunstliebhaber sich einen Gypsabguß hatten machen lassen. Auch fand ich noch an einem anderen Orte in Dalmatien, ich habe aber vergessen, an welchem, einen ganz ähnlichen Thürklopfer. Bei den meisten, die ich gesehen habe, war

auch dasselbe Thema behandelt, nämlich Neptun mit zwei Drachen.

„La citta de Curzola non offre nulla di particolare all' osservatore“, sagt ein sonst von mir sehr geachteter Autor (Dr. Petter) über Dalmatien. Nach den eben gegebenen Andeutungen kann man sich denken, wie wenig ich geneigt bin, diese Aeußerung zu unterschreiben. Dr. Petter's übersichtliches und compendiöses Buch über Dalmatien ist der beßte, zuverlässigste und zweckmäßigste Führer, den ich kennen gelernt habe und den ich jedem dalmatischen Reisenden empfehle. Aber jene Phrase über Curzola sollte er, um sein Buch noch zu verbessern, zurücknehmen. Als ich mit seinem so nützlichen Compendium in der Hand diese Phrase las, war ich fast böse über ihn und strich dieselbe mit einem dicken Bleistiftstriche aus, den ich in allen Exemplaren des Werks nachgeahmt zu sehen wünschte. Selbst die Stille in diesen so malerisch zusammengewürfelten Gebäuden gab ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Wir begegneten keiner Seele in den ausgestorbenen Gäßchen. Nur ein paar hübsche Frauen blickten aus den oberen Stockwerken neugierig auf die fremden Wanderer herab. — Nach den Beschreibungen, die ich von Corfu gelesen habe, muß Curzola etwas Aehnlichkeit mit der Situation dieser Stadt haben. Es schließt sich auch insofern zunächst an Corfu an, als es in der Kette der Inselpunkte, welche die Venetianer längs der Küste der griechisch-slavischen Halbinsel besaßen, der diesem Corfu nächste war. Curzola war im adriatischen Meere die südlichste Inselfestung der Venetianer, und Corfu im benachbarten ionischen Meere die nördlichste. — Mit Curzola hörte die Reihe der venetianisch-dalmatischen

Inselbesitzungen auf, und man kann diese Festung in gewisser Beziehung den südlichsten Wächter dieses venetianisch-dalmatischen Inselreichs nennen. Es liegt so zu sagen am Thore des südlichen Eingangs zu diesem Archipelagus und sichert die Herrschaft über eine der wichtigsten Passagen. — Selbst der gleiche Name, den beide Inseln und Städte im Alterthum trugen, „Corcyra", führt schon nach Corfu hin. Es ist möglich, daß die Alten durch die Aehnlichkeit der Position des nördlichen Corcyra als südlichen Wächters des dalmatischen Archipels mit der des südlichen Corcyra als nördlichen Wächters des ionischen Archipels darauf geführt wurden, diese Gleichnamigkeit für beide zu bestimmen.

Um dieß besser zu erkennen, muß man folgende Umstände in Erwägung ziehen:

Die Halbinsel Sabioncello ist bei Stagno an's Festland gewachsen und erlaubt hier also keine Durchfahrt. Sie umschließt das Mare Piccolo und den Busen der Narenta. Mit der Insel Curzola, die in derselben Richtung von Osten nach Westen weiter geht, bildet sie gleichsam einen großen Festlanddamm von ungefähr 70 Miglien Länge, die den ganzen dalmatischen Archipelagus gegen Süden abschließt, indem dieser nur in der Mitte der schmalen Straße von Curzola und Orebitsch durchbrochen ist. Alle kleine Schifffahrt von Ragusa, von der Bocca und Cattaro her nach Norden zu den Mündungen der Narenta, in die Gewässer von Spalato, Lesina, Almissa, Macarsca, Trau, muß daher, wenn sie sich nicht auf das offene Meer hinaustreiben lassen will, diese Straße zur Passage wählen. Es ist eine der unvermeidlichsten und daher der belebtesten Passagen im ganzen dalmatischen

Insellande. Daher die eben beregte Schifferbevölkerung auf der kleinen Küstenstrecke von Sabioncello, daher die Wichtigkeit der kleinen Festung Curzola in der Mitte dieser von ihr dominirten Passage. Es hat dem Allen zufolge auch nie an historischer Regsamkeit und bedeutenden Ereignissen an diesem Endpunkt gefehlt, und die kleine hohe, scharfabgerundete Halbinsel, auf der die Stadt Curzola liegt, ist vermuthlich ein Punkt, der schon so lange bewohnt und bebaut ist, wie irgend ein Korallenfelsen der Welt. Die Griechen von Cnidos gründeten hier bereits eine Colonie, fanden aber ohne Zweifel schon eine ältere Stadt vor. Zur römischen und byzantinischen Zeit war hier eine nicht unbedeutende Station für die Flotte des adriatischen Meeres. Auch der Seeräuberstaat der Narentiner im Mittelalter hielt lange diesen Punkt fest, was eben nachher auch die Venetianer thaten.

Die Wichtigkeit des Punktes hat immer feindliche Angriffe hierher geleitet, und es ist daher nicht selten zu großen Seeschlachten in der kleinen Meerenge gekommen. Schon im Alterthum wurden deren hier mehre geschlagen, so z. B. eine zwischen der Pompejanischen Flotte und der der Legaten des Cäsar, welche letztere geschlagen wurde. Eine der bedeutendsten und bekanntesten lieferten hier die Genueser den Venetianern im Jahre 1298. Als im Jahre 1485 Friedrich von Arragonien im Namen des Königs Ferdinand von Neapel sich in Besitz von Dalmatien zu setzen trachtete, suchte er in die Inselgruppe zunächst durch dieses Thor von Curzola einzudringen. Sein Unternehmen scheiterte aber an dem kräftigen Widerstande, den er hier fand. Eine andere große Seeschlacht wurde hier im Jahre 1571 geliefert zwischen der vereinigten päpstlich-

spanisch-venetianischen und der türkischen Flotte, in welcher diese eine entschiedene Niederlage erlitt. Als im Jahre 1806 die Russen zum ersten Male mit einer Flotte in diese Gewässer eindrangen, nahmen sie vor allen Dingen zuerst das Thor des süddalmatischen Busens, Curzola, weg und trafen dann hier zu wiederholten Malen mit den Franzosen zusammen, welche Curzola nahmen, verloren, wieder eroberten und endlich von 1807 bis 1813 behielten.

Ich will noch bemerken, daß auch die Meeresströmungen innerhalb des Canals zwischen Curzola und Sabioncello sehr stark sind. Man kann sagen, daß die große Meeresströmung, welche von Südosten herkommt und an der Küste der griechisch-slavischen Halbinsel hinaufgeht, hier bei Curzola eigentlich in den dalmatischen Insel-Archipel zuerst eintritt. Auch nach den Verhältnissen der Ebbe und Fluth erkundigte ich mich. Man kannte dieß Phänomen hier ebensowohl wie überhaupt in den ganzen dalmatischen Gewässern und gab mir hier, wie überall in Dalmatien, die, wie es scheint, ganz constante Angabe, daß der Unterschied zwischen Fluth und Ebbe drei bis fünf Fuß betrage. Natürlich muß dieses Naturereigniß aber in solchen Meerengen sich bemerklicher machen.

17.

Meleda.

Hinter Curzola kommt man wieder in's offene Meer hinaus, und der erste interessante Gegenstand, den man nun, wenn man müde ist, die öden und endlosen Felsen

von Sabioncello zu betrachten, in's Auge faßt, ist die Insel Meleda.

Diese vielfach merkwürdige Insel stellt sich von Nordosten her als ein kleines mitten aus dem Meere emporsteigendes Gebirge dar. Sie ist, wie ihre Nachbarinsel Curzola, grünlich und viel besser bewaldet als das kahle Sabioncello. Auch hat sie das mit Curzola gemein, daß sie in südlichen Gewässern eine gleichnamige Schwester, nämlich Malta, von den Alten Melita genannt, besitzt, mit der sie oft verwechselt worden und mit der sie gleichsam in mehre literarisch-historische Processe verwickelt ist. Die patriotischen Gelehrten Ragusa's, die eben so eifrig mit dem Studium des Alterthums wie mit dem ihrer eigenen Stadtgeschichte beschäftigt waren, und die immer gern jedes Besitzthum ihrer kleinen Republik mit dem Argonautenzuge oder mit Kadmus oder mit sonstigen Mythen in Verbindung brachten, haben auch dieses Raguseische Meleta mit allerlei Fabeln geschmückt. Zuerst sollen die Argonauten diese Insel auf ihrer Fahrt eben so gesehen haben, wie wir sie jetzt sahen: „Post hanc et Meliten, secundo pergaudentes vento, praeteribant.“ — Dann soll dieß Meleda die Insel Ogygia gewesen sein, auf der die schöne Nymphe Calypso den Ulysses beherbergte. — Weiterhin sollen auch die kleinen, schon von Aristoteles ihrer Zierlichkeit wegen gerühmten Melitäischen Hunde nicht von dem mittelländischen, sondern von dem adriatischen Melita ihren Ursprung genommen haben, freilich eine Meinung, die nicht bloß erst die Raguseischen gelehrten Benedictiner, sondern schon Plinius aufstellte, obwohl es viel wahrscheinlicher ist, daß solche feine kleine seidenhaarige Schooshündchen bei den culti-

virteren und reicheren Bewohnern von Malta erzeugt wurden. — Endlich soll auch der Apostel Paulus nicht auf dem afrikanischen Malta, sondern auf diesem illyrischen Melita Schiffbruch gelitten haben und von der giftigen Viper, ohne Schaden zu nehmen, gebissen worden sein; eine Ansicht, die freilich durch die Stelle der Bibel: „Navigantibus nobis in Adria“, „da wir in Adria fuhren“, wie Luther übersetzt, viel Wahrscheinlichkeit gewinnt. Auch sind die Vipern noch heutiges Tages auf Meleda giftig und von den Bewohnern sehr gefürchtet. Ebenso rafft man dort noch solches Reisig zum Feuer zusammen, wie die Insulaner es für den schiffbrüchigen Paulus thaten. Ferner gleicht die ganze Art seiner gastfreundlichen Bewirthung, wie er sie selber erzählt, der Art und Weise, wie man noch heutiges Tages auf diesen dalmatischen Inseln aufgenommen wird. Sodann giebt es dort noch solche einzeln verstreute Vorwerke von Possidenti (Gutsbesitzern), wie die des Possidente Publius war, der den Paulus beherbergte. Endlich ist es merkwürdig, daß Paulus gar keines Handelshafens und keiner Stadt erwähnt, deren es doch damals auf Malta längst schon gab, während Meleda allerdings nie eine Ortschaft, die man eine Stadt nennen konnte, hatte.

Es giebt in Meleda in der Mitte eines einsamen Sees auf einer kleinen Insel ein berühmtes Benedictinerkloster, dessen Mönche zur Zeit der Raguseischen Republik gelehrt und wohlhabend waren. Die Mönche dieses Klosters haben alle die angeführten Dinge sehr reiflich erwogen und namentlich über den Schiffbruch des Paulus sehr umständliche und gelehrte Abhandlungen geschrieben, die dann wieder von anderen Gelehrten,

namentlich von Venedig aus kritisch beleuchtet und widerlegt worden sind.

Die Insel hat eine Menge schöner, tiefer und sicherer Häfen, die aber alle ohne Hafenstadt sind und höchstens nur von Schiffbrüchigen wie Paulus oder von Schutz bedürftigen Schiffern besucht werden. Der berühmteste dieser Häfen ist der Porto Palazzo, dessen Eingang wir im Vorüberfahren erblickten. Ein mir bekannter Herr, der einmal dort gewesen war, erregte mit der Schilderung, welche er von diesem einsamen Orte und seiner Umgebung machte, in mir eine große Sehnsucht dahin, die ich leider nicht befriedigen konnte. Der besagte Hafen ist eine tiefe und versteckte, von Felsen umgebene Bucht, in deren Hintergrunde die Ruinen eines antiken Palastes liegen. In diesem Palaste, so erzählt das Volk, soll in alten Zeiten ein Prinz, den sein Vater, der Kaiser, dahin verbannt hatte, gewohnt haben. Der junge Prinz lebte hier mit Fischfang, Jagd und Gartenzucht sich divertirend, wie Diocletian in Spalato, und hatte ein prachtvolles Schloß mit Gärten und Weinbergen. Eines Tages entdeckte er am Ufer einen kleinen Oelbaum, an dessen Wurzeln sich eine Auster befestigt, während in dem Gezweige ein Vogel sein Nest, unter dem ein reicher Büschel von reifen Oliven herabhing, gebaut hatte. Seines zürnenden Vaters gedenkend, sendete er ihm diesen Oelzweig als ein sonderbares Naturspiel, nebst einem freundlichen Gruße. Der Vater aber sagte beim Anblick dieses Zweiges lächelnd: „Das Land, wohin ich meinen Sohn verbannt habe, scheint eben kein Strafort, sondern ein Paradies zu sein, da so reiche Gaben sich dort an einem und demselben Zweige vereinigt finden. Wir müssen ihn wohl

von dort zurücknehmen." Und mit diesem Scherze ließ er ihn, da er zugleich von der Aufmerksamkeit des jungen Prinzen, von seinem freundlichen Gruße und von dem als Versöhnungszeichen geltenden Oelzweige gerührt war, frei und nahm ihn an seinem Hofe wiederum zu Gnaden auf.

Es war mir merkwürdig zu hören, daß und wie diese Sage noch beim Volke existirt, obwohl sie mit der verificirten Geschichte selbst nicht ganz harmonirt. Denn der berühmte Mann, der einst hier in der Verbannung wohnte, und aus welchem die Insulaner jetzt einen Prinzen machen, war bekanntlich ein Proconsul aus Cilicien, Namens Agesilaus Anazarbacus, der sich die Ungnade des Kaisers Septimius Severus zugezogen hatte und der hier lange Zeit, wie es heißt, mit einem großen Gefolge und mit seinem Sohne Oppianus, der auf dieser Insel vielleicht das Dichten lernte und sich später als griechischer Dichter berühmt machte, in einem prachtvollen Palaste wohnte. Nach Einigen soll dieser junge Oppianus seine und seines Vaters Zurückberufung durch ein Gedicht über den Fischfang, welches dem Kaiser Caracalla sehr gefiel, nach Anderen durch die Uebersendung eines Oelzweiges von der beschriebenen Art erlangt haben. Die nicht unbedeutenden Ruinen ihres Palastes liegen noch heutiges Tages an den Ufern der einsamen Bucht, der sie eben so noch ihren heutigen Namen Porto Palazzo geben, wie die Ruinen des Diocletianischen Palastes der Stadt Spalato den ihrigen.

Von dem Hintergrunde der Bucht, von Porto Palazzo steigt man über ein ödes Felsengebirge und kommt dann im Süden zu jener noch versteckteren Bucht herab,

in deren Mitte das berühmte Benedictinerkloster liegt. Diese Bucht ist wie ein Landsee abgeschlossen, heißt auch Lago grande und wird mit dem Meere durch einen langen nur wenige Klaftern breiten Canal verbunden. Hinter ihr, ganz in den Felsen versteckt, liegt noch ein kleinerer See, Lago piccolo genannt. Die landschaftliche Scenerie, die Wildheit der Felsen, der Anblick, den das Inselkloster im See gewährt, sollen hier von ganz überraschender Schönheit sein, und wem es möglich ist, der mag es nicht versäumen, diesen Theil von Meleda zu besuchen. Wer es nicht kann, dem mag wenigstens die Erinnerung an jene Dinge wie uns dazu fruchten, daß ihm der Anblick dieses zerklüfteten Inselendes lieber und interessanter werde.

18.

Dalmatiens Hero und Leander.

Man braucht überhaupt nur wenig den Erzählungen der hiesigen Leute sein Ohr zu leihen oder in den auf diese Inseln bezüglichen Annalen nur wenig zu blättern, um zu erkennen, wie alle diese Inseln ihren ganz eigenthümlichen Charakter haben, wie jede ihre ganz besondere historische Rolle gespielt hat und wie an jede, selbst zuweilen an bloße nackte Scoglien, sich ganz besondere Interessen und Geschichten knüpfen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn sie nicht fast eben so berühmt und gepriesen unter den Dichtern und Geschichtschreibern sind, wie die Eilande des ionischen und des griechischen Archipelagus. Dort hat man z. B. viel Verse auf Hero und Leander

geschmiedet. Aber in Dalmatien, gleich nahe bei Meleda, giebt es eine Insel, die eben ein solches außerordentliches Liebespaar erzeugt hat, nur mit dem Unterschiede, daß dabei Hero und Leander gewissermaßen die Rollen tauschten. Dieß ist die kleine Insel S. Andrea, die im Osten von Meleda liegt. Diese Insel, die wir bald hinter Meleda erblickten, ist ein ganz kleiner Felsen von einigen Hundert Klaftern im Umfang, der hoch und einsam aus dem Meere emporragt. Seine verschiedenen Gipfel sind mit Gebäuden gekrönt, welche Theile eines Klosters bilden. „Monachorum Divi Benedicti parvum quidem sed elegans Monasterium cum ecclesia simili et cum turri ad tuendos se ab incursionibus piratarum" (ein kleines, aber sehr elegantes Kloster der Mönche des heiligen Benedictus mit einer ähnlichen Kirche und mit einem Thurme zum Schutze gegen die Einfälle der Seeräuber), so nennt es ein Raguseischer Schriftsteller. Dieses Klosters wegen wird die Insel S. Andrea auch „Isola Calugiera" (die Mönchsinsel) genannt.

Die dalmatische Hero (Margherita Spoletana soll sie geheißen haben), so erzählte man mir, war ein junges, schönes Mädchen von der benachbarten Isola di Mezzo. Und ihr Leander, aus einer edlen Raguseischen Patrizier-Familie, wohnte als Mönch auf der Scoglie S. Andrea. Er durfte die Clausur seines Klosters nicht verlassen. Sie aber, ein frisches, freies Fischermädchen, vermuthlich ähnlich jenen kräftigen Insulanerinnen, die ich bei Curzola sah, konnte sich frei bewegen und kam von Mezzo zum Besuche bei ihrem Geliebten herüber, entweder in einem Boote (wie es mir wahrscheinlicher ist), oder frei, gleich dem griechischen Leander schwimmend, wie es die Tradi-

tion will. Er hatte ein Licht in seiner Zelle angezündet, damit sie in der Nacht sich nicht irre, und empfing sie in seinem Klostergarten, woselbst sie sich dem Glücke der Liebe überließen, wo sie aber leider auch belauscht wurden. Hero hatte zwei Brüder, die ihren Liebeshandel entdeckten, und die vor Zorn und Scham über ihre Schwester entbrannten und ihr den Untergang nach dalmatischen Rechten und Sitten schworen. Als einst in einer stürmischen Nacht ihre kühne Schwester, von Liebe und Sehnsucht entbrannt, sich wieder auf die See hinausmachte und der heiligen Klosterinsel entgegenruderte, in den Armen ihres Leander zu erwarmen, hatten die feindlichen Brüder eins ihrer Fischerboote in Bereitschaft gesetzt und fuhren damit der Schwester voran. An diesen Fischerbooten ist vorn eine Vorrichtung, ein hochschwebender eiserner Korb, in welchem die Leute das Feuer anmachen, um mit seinem Schimmer bei Nacht die Fische zu locken und zu berücken. Als sie auf hoher See waren, zündeten sie dieß Feuer an und hielten, damit weiter rudernd, anfangs die Richtung der Zelle auf S. Andrea ein, so daß die Schwester glauben mußte, sie sähe das Licht ihres Geliebten. Freudig im Anblick des nahen lieblichen Zieles folgte sie ihm. Aber die listigen Brüder lenkten allmälig ab und ruderten nach und nach von S. Andrea weg in die hohe See hinaus. Muthig und mit kraftvollen Armen die Wogen bekämpfend, folgte das Mädchen dem stets zögernden, dem stets weichenden Ziele, das die Unglückliche, verzweiflungsvoll ringend, zu erreichen strebte. So verlockten sie sie weit weg auf dem tobenden düsteren Meere und ließen sie am Ende, indem sie ihr Irrlicht auslöschten, plötzlich in der Finsterniß. Man hat nachher

nie wieder von ihr gehört, und es ist zweifelhaft, ob sie schwimmend wie Leander ermattete und in den Wellen unterging, oder ob sie vom Sturme mit ihrem Boote verschlagen und an ein entferntes Ufer geworfen wurde oder endlich ob die rachsüchtigen Brüder ihr in der Dunkelheit nahten und sie wie einen Thunfisch unbarmherzig erlegten und den Fischen zum Futter ins Meer versenkten. Der letztere Ausgang ist nach illyrischer Weise fast wahrscheinlicher. — Wie der Raguseische Mönch auf S. Andrea sich in dieser Nacht und in den folgenden Tagen benommen habe, dieß auszumalen bleibt auch den Poeten überlassen. Wenigstens hat man mir darüber keine Vermuthung mittheilen können. — Wie gesagt, ich werde später mehre Male Gelegenheit haben, deutlich zu machen, wie schade es ist, daß dieser dalmatische Insel-Archipel noch keinen Lord Byron gefunden hat, der, von Insel zu Insel pilgernd, die tragischen Geschichten, die sich an sie knüpfen, sammelte und ihren Stoff zu einem Kranze anziehender Dichtungen verwebte.

19.

In der Bai von Gravosa.

Meleda ist nun die letzte und südlichste der großen dalmatischen Inseln, S. Andrea aber die erste einer anderen kleinen Inselgruppe, welche in einer Reihe von den Binnengewässern von Ragusa wie eine Kette sich hinzieht, und welche in alten Zeiten die elaphitischen Inseln genannt wurden, jetzt aber Giupana, Isola di Mezzo und Calamotta heißen. Es sind vermuthlich die

Trümmer eines ehemals zusammenhängenden Landrückens, so wie Juno, Ceres, Pallas 2c. die Trümmer eines größeren Planeten. Ein Raguseischer Schriftsteller beschreibt diese Inseln als sehr reizend, mit schönen Anpflanzungen und eleganten Gebäuden bedeckt und als von einem kernigen und tüchtigen Menschenschlage bewohnt. Dieser Schriftsteller, Joannes de Bona, Patricius Racusanus, sagt in seiner Descriptio Ditionis Rhacusanae namentlich von der größten der Elaphiten, von der Isola media (illyrisch: Lopud genannt): „Haec insula magnificis aedificiis, incolarum virtute et humanitate cum urbibus jam comparanda. Aeris saluberrimi gaudet temperie. Solum excultum mira varietate arborum, quae poma omnis generis ferunt. Haec insula integras pene magnarum navium classes et praestantes in navalibus praeliis dedit Duces“. (Diese Insel hat so prachtvolle Gebäude und so gesittete und tugendsame Einwohner, daß man sie fast eine im Meere schwimmende Stadt nennen kann. Sie genießt des heilsamsten und angenehmsten Klimas und hat einen angebauten Boden, der alle Arten von Früchten erzeugt. Sie allein hat, so zu sagen, ganze Flotten von großen Seeschiffen und dazu Flottenanführer hervorgebracht, die in den Raguseischen Seeschlachten Ausgezeichnetes leisteten). Leider konnten wir von diesem Allen nicht viel wahrnehmen, als wir durch einen der Durchbrüche dieser Inselkette in das Binnenmeer einfuhren, in dessen Hintergrunde der berühmte Hafen Sta Croce liegt, der auch die Baja di Gravosa genannt wird, und der der vornehmste Hafen für die Raguseischen Schiffe war. — Denn es ließ sich eben die nächtliche Dämmerung auf diese Gewässer herab, die

noch durch einen Regenausbruch vermehrt wurde und allgemach alle uns umgebenden Scenen mit graulicher Farbe überzog. — Als unser Dampfer bei Gravosa vor Anker ging, war es schon völlige Nacht, und die Lichter aus den kleinen Hafenhäusern flammten von allen Seiten auf.

Ragusa selbst liegt nicht da, wo es liegen sollte, nämlich nicht an diesem wundervollen Hafen, sondern noch eine halbe Stunde weiter hinaus auf einer Felsenspitze der Halbinsel, in welcher der Hafen Sta Croce ein Einbruch ist. Von Gravosa aus führt jetzt, ich glaube, seit der Franzosen Zeit, eine schöne Chaussee dahin, ehemals zur Zeit der Ragusischen Republik ein unbequemer Bergpfad. Diese Chaussee wird jetzt mit auf Kosten des östreichischen Lloyd unterhalten, der für seine Passagiere auch einen Omnibus auf dieser Strecke unterhält, der von Gravosa nach Ragusa fährt, und der einzige Wagen ist, welcher sich in Ragusa befindet. Er sollte aber eigentlich nicht Omnibus, sondern nur Tribus oder höchstens Seribus heißen, denn mehr als sechs Personen können keineswegs darin Platz finden. Uebrigens gehört die Unterhaltung von Wagen und die Pflasterung von Wegen und Chausseen mit zu den bemerkenswerthen Branchen der Thätigkeit dieser interessanten Gesellschaft. Unter anderen hat der Lloyd auch über den Isthmus von Korinth auf seine Kosten eine Straße bauen lassen, was ich nur anführe, um zu zeigen, wie wichtig diese Gesellschaft für die Cultur und die Beförderung des Verkehrs aller Art in den orientalischen Ländern einwirkt.

Da es, wie gesagt, sehr spät geworden war, wir ohnedieß noch eine ziemliche Strecke vom Ufer entfernt waren, und es daher erst einer Bootfahrt, dann einer

Omnibus- oder vielmehr Seribusfahrt bedurft hätte, wobei es sehr prekär gewesen wäre, ob man sich einen Platz hätte erobern können, so zog ich es vor, auf einen Nachtausflug nach Ragusa einstweilen zu verzichten und an Bord unseres Dampfers zu bleiben. Ich setzte mich vorn auf den Bogspriet und betrachtete mit Vergnügen die cirkelrunde Linie der schönen Bucht, die durch alle die erleuchteten Häuser ringsumher ganz deutlich bezeichnet war. Diese Bucht ist sehr tief, von allen Seiten geschützt und einer der wundervollsten Häfen der Welt. Ein Offizier des Lloyd, den ich später über die Güte der verschiedenen dalmatischen Häfen befragte, und der sie alle in drei Classen, nämlich in „porti passabili" oder „buoni", in „porti grossi, ristretti" und in „porti buonissimi," abtheilte, gab ihm den letzten Charakter: „buonissimo! eccellente! profondo! chiuso! ben armato!" — Aber freilich hat er diesen Charakter schon seit mehr als tausend Jahren, und es sind hier von alten Zeiten her mehr Schiffe und große Flotten vor Anker gegangen, als ich hier in der Kürze sagen kann.

Ich rief zufälliger Weise etwas laut einen der Mozzos des Schiffes herbei und machte dabei die Entdeckung, daß in der Baja di Gravosa ein wundervolles Echo existirt. Ich rief noch einmal und lauter, und der Ton lief wie die Lichter rings umher im Halbkreise in der Bai herum, von Hügel zu Hügel wie ein Ball geschleudert. Ich vergnügte mich lange damit, dieses wundervolle Echo zu erwecken, und dachte mir dabei, daß dieser Hafen von Natur fast wie ein Saal gestaltet ist. Nicht wenig ergötzte mich bei dieser Gelegenheit das Benehmen unserer italienischen Soldaten, die wir, wie ich oben sagte,

am Bord hatten. Diese armen Leute, die auf der ganzen Reise in denselben Kleidern gesteckt und die nicht wenig von Sturm und Wetter gelitten, außerdem auch mehr gefastet als gegessen hatten, weil ihr Transport plötzlich befohlen worden und in den dalmatischen Häfen, in denen wir angefahren waren, nicht gleich erquickende Speise und Trank in genügender Fülle für sie zu beschaffen war, diese armen hungrigen, durstigen und vom Wetter durchnäßten Leute also, sage ich, die auch selbst jetzt noch sehnsüchtig nach etwas Speise und Trank, das man von Ragusa für sie herbeizuschaffen suchte, ausblickten, waren kaum durch mich auf das schöne Echo bei Gravosa aufmerksam gemacht worden, als sie auch ihrer Seits anfingen, sich damit zu amusiren. Wie denn der Mensch geneigt ist, seine Noth, die ihn eben drückt, wenn er sonst gerade Niemanden hat, den Winden und dem Echo zu klagen, so ließen sie zuerst das Wort: „Fame! Fame!" (Hunger) erschallen, und „Fame! Fame!" schallte es rings in der stillen Bai herum. Einer von ihnen verlangte zuerst: „Pane! Pane!" (Brot) vom Echo, und dieses gab wo nicht Brot, doch „Pane! Pane!" zwanzigfach zurück. Hätte man nur gleich ein wirkliches Brot, so wie das Echo das Wort „pane", oder wie der Herr im Evangelio den Fisch, zwanzig Mal vervielfältigen können! Dann verlangte Einer ihr italienisches Lieblingsgericht: „Polenta!" und als der Scherz einmal im Gange war, und das Echo so reichlich und bereitwillig Alles zurückgab, befahlen sie am Ende ein ganzes „Pranzo!" (Mittagsmahl), „un manzo!" (Rind), „un porco intero" (ein ganzes Schwein), und zuletzt forderte Einer, der ein wenig die französische und auch die östreichische Küche studirt hatte:

„un poulin roti!“ und „Mellspisa“ (Mehlspeise). Ich glaube, unter deutschen oder englischen Soldaten hätte es längst Murren und Meuterei gegeben. Aber diese kindlichen, launigen und phantastischen Italiener ließen sich ganz gutwillig mit dem Schodiner in so gute und fast ausgelassene Laune versetzen, als ob sie wirklich etwas zwischen den Zähnen gehabt hätten. Wie leicht muß es für geistreiche und die Umstände geschickt benutzende Offiziere sein, solche Soldaten, bei denen ein guter Einfall so viel thut, zu leiten. — Zu meiner Freude kam aber dann auch von Ragusa her noch etwas Reelleres nach, aber freilich wenig!

20.
Der Mozzo.

Gegen Morgen gingen wir von Gravosa weiter in der Direction von Cattaro. Als ich auf's Verdeck kam, waren unsere Italiener schon wieder dabei, sich ihre Leidenszeit mit Gesängen zu vertreiben. Wenigstens ein Häuflein Gesunder, in deren Mitte sich ein Vorsänger als launiger Mimiker auszeichnete. Denn da die See zwischen Ragusa und Cattaro wieder offen und schutzlos da lag und ziemlich hoch ging, so lag ein Theil von ihnen ziemlich krank und elend darnieder. Ich hatte nie zuvor so viele italienische Weisen hintereinander gehört, als auf dieser Reise, und ich bekam daher am Ende eine ziemlich deutliche Vorstellung von der allgemeinen Physiognomie dieser Melodieen, die vermuthlich der Hauptsache nach lombardisch-venetianisch waren. Es fiel mir

auf, daß diese Physiognomie, eben so wie bei den irischen, schottischen, englischen, russischen und anderen Volksweisen, eine gleichförmige und allgemein durchgehende war. Alle italienischen Lieder, die ich hörte, schienen mir nur wie Varationen desselben Themas. Auch waren sie zu meiner Verwunderung, wie ja wohl fast alle Volkslieder der Welt, in Molltönen, freilich aber doch unvergleichlich viel heiterer und beweglicher als der tiefmelancholische Gesang der slavischen Dalmatiner. Ich hörte nachher noch hie und da, z. B. einmal in den Straßen von Zara diesen italienischen Gesang erschallen und erkannte dann gleich unsere lombardisch-venetianische Musik vom Schiffe wieder. Vermuthlich hört man überall in den dalmatischen Städten auf diese Weise italienischen und slavischen Gesang sich mischen und hat daher dort Gelegenheit, die Charaktere der beiden Volksmusiken, die sich hier so nahe und in so frappantem Contraste einander gegenübertreten, recht genau zu erkennen und von einander zu unterscheiden.

Auch unser kleiner „Mozzo" auf unserem Dampfschiff war ein Italiener, und auch er, obgleich das geplagteste Thier auf dem ganzen Schiff, hatte eine unverwüstliche gute Laune, die nebenher zu beobachten und zu bewundern mir kein geringes Vergnügen machte. Das Wort Mozzo kommt eigentlich von „mozzare," d. h. „abschneiden, absondern, bei Seite setzen," her und bedeutet ursprünglich so viel als: ein Theil vom Ganzen, ein Stumpf, Stummel, Mutz. Man kann sich danach schon im Voraus denken, wie ein Wesen, dem man einen solchen Namen beigelegt hat, ein Bootsjunge, Stalljunge, Küchenjunge, von dem Publicum betrachtet und behandelt wird. Dieser Stummel von Mensch ist der Diener von

den Dienern und der Sklave von Allen, und Jeder befiehlt ihm jedes Geschäft, welches er gerade eben nicht selbst zu thun Lust hat. Der östreichische Lloyd hat eine ganze Compagnie solcher Mozzos in seinen Diensten. Man hat die Gamins de Paris bei uns auf das Theater gebracht. Aber ein solcher italienischer Dampfschiff-Mozzo giebt mindestens jenen Gamins in guter Laune und komischem Benehmen nichts nach. Der unserige war ein kleiner Bursche von fünfzehn Jahren. Obgleich er ein ganz hübsches und freundliches Aeußere hatte, so schien er doch auf seine Toilette wenig Acht zu haben. Denn er gab sich nicht die Mühe, seine Wäsche zu wechseln oder sein Angesicht zu säubern, denn ein zufällig herangewischter Kohlenschmuzfleck oder Theerstreifen saß ihm Tage lang unverändert über dem Auge oder auf der Wange. Mitunter, wenn eine Welle ihn getauft hatte oder wenn er aus dem Meere hatte schöpfen müssen, triefte er von Wasser, das er aber auf seinem Leibe trocknen ließ. Er war barfuß, und ich sah ihn mit dem eigenthümlichen breitspurigen watschelnden Gange, wie er für ein auf den Wogen tanzendes Schiff so zweckmäßig ist, beständig Geschäfte verrichtend, von einem Ende des Fahrzeugs zum anderen laufen. Bald erschien er am Steuerruder, weil ihn der Nostromo (Steuermann) gerufen hatte, bald oben auf den Paddelboxes oder der sogenannten Brücke, weil der Capitain ihm einen Auftrag gab, bald schlüpfte er in die Lücken und unteren Räume des Schiffes hinab, um daraus etwas hervorzuholen. Mit Tellern und Schüsseln vom Koch oder mit Stricken und Segeltuch von einem Steuermann bepackt und seine Last schleppend, geht er bei seinem Freund Christo-

soro vorüber und kann nicht umhin, diesem im Vorbeigehen einen leisen Stoß mit dem Ellbogen zu geben und ihmzuzurufen: „Heh! Christel!“ oder ihm, wenn er ihn bloß von Weitem sieht, mit den Fingern eine lange Nase zu machen. Am meisten amusirte es mich, zu sehen, wenn er die Passagiere der zweiten Cajüte zur Mittagsmahlzeit zusammenrief. „A tavola, signori! a tavola!“ schrie er ganz laut und mit ungemein freudiger und heiterer Miene, als ob auch für ihn in dieser Ankündigung etwas sehr Erfreuliches läge, da er doch im Gegentheil gar nichts davon hatte, als das Zusehen und höchstens das Tellerlecken. Er kam mir vor, wie ein kleiner Affe und das Schiff wie sein Kameel, auf dessen Rücken er herumkugelte. Schon mit den Nostromini, geschweige denn mit den höheren Offizieren des Schiffs sprach er immer aus der respectvollsten Entfernung, oder eigentlich sprach er nicht mit ihnen, sondern er vernahm nur ihre Befehle und die scharfen Ausputzer, die sie ihm zuweilen mit gestrengen Mienen ertheilten. Einen Ausputzer bekommt ein Mozzo fast für Alles, was er thut, z. B. wenn er nicht augenblicklich auf jeden Pfiff an Ort und Stelle ist, wenn er die Suppe oder die Polenta, die er den Matrosen vorsetzen soll, nicht gleich bei der Hand hat, wenn diese Suppe etwas kühl geworden oder wenn sie zu heiß ist oder vom Koch nicht nach dem Geschmacke der Leute bereitet wurde, und überhaupt wenn sonst irgend etwas auf dem Schiffe nicht in Ordnung befunden wird und darüber ein Tadel auszusprechen ist. Jeder Lappen, der herumliegt, wird dem Mozzo zugeworfen: „Mozzo, warum hast Du dieß nicht bei Seite geschafft?!“ Schlägt der Blitz gerechter Entrüstung und Unzufrieden-

heit irgendwo in den höheren Regionen ein, so wird er, wo er auch immer zuerst sich entwickelt haben mag, zuletzt gewiß doch nach mehr oder weniger langer Zeit den Mozzo erreichen. Denn so wie auf einem Schiffe einerseits alle Befehle, alle Verweise von dem Capitän ausgehen, so trifft andererseits alles Gehorchen, alle Unzufriedenheit, alle üble Laune, alle Reprimande schließlich auf dem Haupte des unglücklichen Mozzo concentrisch zusammen. Unglücklich? Doch dieß Wort möchte ich beinahe wieder zurücknehmen, wenn ich mir die Erinnerung an unseren ewig munteren Mozzo zurückrufe und mir sein fast beständig heiteres Angesicht vergegenwärtige. Er fand mitten in seinen hundert Geschäften immer Zeit und Gelegenheit zu Scherzen und Tändeleien. Meistens hatte er einen Strohhalm im Munde oder kaute sonst etwas zwischen den Zähnen. Nur wenn die Nostromini so ernst mit ihm sprachen, daß ich jeden Augenblick befürchtete, es möchten ein paar Ohrfeigen hervorplatzen, nahm er sich den Strohhalm aus dem Munde weg, steckte aber gleich, sowie er aus der Traufe war, seine lustige Physiognomie wieder auf und watschelte wie eine ausgelassene Ente anders wohin. Unterwegs guckte er, selbst bei der größten Eile, noch neugierig entweder auf die See hinaus, wenn es da etwas Neues gab, oder blickte einem Passagier, der las oder schrieb, in sein Buch. Mit den Soldaten hatte er immer etwas vor, und selbst wenn er große Suppenschüsseln oder die schweren Nachtsäcke der aussteigenden Passagiere vorübertrug, zupfte er hie und da einen neckend oder schnitt ihnen Gesichter. — Und als einmal eine ungeschickt über Bord schlagende Welle über einen ganzen Haufen von Soldaten, die zusammen-

gekauert neben einander lagen, hinfuhr und einen großen Aufruhr unter ihnen veranlaßte, war der arme geplagte, herumgestoßene, gescholtene, vielgeschäftige Mozzo derjenige, der von unserer ganzen Gesellschaft am herzlichsten über die komischen Scenen, die es dabei gab, lachte. Freilich die italienischen Soldaten gewannen bei diesem kleinen Mißfall auch ganz meinen Beifall. Ich vernahm, obgleich diese kalte Salzfluth nicht wenig ihre Behaglichkeit störte, keineswegs eine Verwünschung, einen Fluch oder nur einen Seufzer von ihnen. Sie nahmen vielmehr die Sache auf der Stelle von der komischen Seite, blickten sich unter einander an und belachten von ganzem Herzen die verschiedenen Ritter von der triefenden Gestalt, zu denen sie auf einmal diese Ueberschüttung verwandelt hatte. Da die Welle eine ziemliche Quantität Wasser herbeigeführt hatte, welche nicht sogleich von Bord ablaufen konnte, so kreuzten ihre Fluthen, die bei dem Schaukeln des Schiffes zurückkehrten, noch ein paar Mal schnell hinter einander die Beine, die Mäntel und Kleider meiner gutmüthigen Soldaten, und diese schienen darin nicht eine Fortsetzung ihres Elends und ihrer Folter, sondern vielmehr einen wiederholten Anlaß zum Ausbruch ihrer munteren Laune zu sehen. Einer von diesen lustigen und geduldigen Italienern hatte eine Katze unter seinem Mantel gehalten, und ich bemerkte, wie er, ganz mit Wasser überschüttet, nicht etwa vor allen Dingen dieses Thierchen bei Seite setzte, um sich, aus der Feuchtigkeit zu retten, sondern vielmehr zuerst das Kätzchen vorsichtig unter dem Mantel hervorholte, nachsah, ob es auch naß geworden, es streichelte und seine Freude ausdrückte, daß es ungestört geblieben war.

Bei Ragusa waren wir noch in der Nacht vorüber=gesegelt. Als wir aber vor der Bocca von Cattaro an=langten, war es schon heller, sonnenklarer Tag. Diese Bocca von Cattaro bildet jetzt mit ihrer Umgebung das Ende und den Schlußstein der östreichischen Provinz Dalmatien. Bis hierher hat auch schon zu den Römer=zeiten das Land, welches man Dalmatia nannte, herab=gelangt, und es begann hier ein neues Land, nämlich Epirus, und zwar zunächst das sogenannte neue Epirus (Epirus nova), auch das griechische Illyrien (Illyria graeca) genannt, dessen nördlichster, zu der genannten Bocca hinausgreifender Theil auch die prävalitanische Provinz (Provincia Praevalitania) geheißen wurde. Es ist das Hauptstück des heutigen Landes Albanien. Auch Strabo schließt mit dem Rhizonischen Busen die Be=trachtung von Dalmatien ab, macht hier einen Haupt=abschnitt der adriatischen Küstenländer und geht dann zu der Betrachtung des Abschnitts über, der von dem Rhi=zonischen Busen bis zu der das adriatische Meer ab=schließenden Meerenge von Otranto oder bis zu den akrokeraunischen Gebirgen fortläuft. Wie die Provinzen, so haben auch die Völker um den Busen von Cattaro herum von jeher in ihren fortschreitenden Ausbreitungen Halt gemacht und sich hier von einander abgegrenzt. Schon Strabo und andere alten Geographen sagen, daß andere Stämme im Norden, andere im Süden des be=sagten Busens wohnen. Deutlicher tritt dieß aber jetzt hervor, wo die Slaven sich auf allen dalmatischen In=seln und an der ganzen dalmatischen Küste über Ragusa hinaus bis an die Bocche di Cattaro, diese mit ein=begriffen, verbreitet haben. Die Slaven schließen mit

dem letzten Ende der bocchesischen Besitzungen Oestreichs ab, und dann fangen die Arnauten, Albanesen oder sogenannten Skipetaren an. Ich sage die Slaven, richtiger sollte ich wohl sagen die slavische Sprache. Denn ihrem Blute nach sind wohl die Umwohner der Bocca ein Gemisch sehr verschiedener Stämme. Die Canalesen im Norden derselben sollen uralte Phönizier sein und gar nichts Slavisches in ihrer Physiognomie haben. Die Pastrovicchianer im Süden der Bocca sollen nach Einigen von Haus aus ein kleiner albanesischer Stamm sein. An der Bocca selbst soll sich slavisches und albanesisches Blut vermischt, auch viel westeuropäisches, italienisches, französisches und namentlich spanisches Blut beigemischt haben, wie denn auch die schwarze Kleidung der Bochesen noch aus Spanien stammen soll. In Bezug auf Sitten aber und Gewohnheiten ist zwischen den dalmatischen Morlachen, den Bocchesen, den Montenegrinern und den Arnauten oder Skipetaren fast gar kein Unterschied, und ihrer Lebensweise nach könnte man sie alle für ein und dasselbe Volk halten. Aber die slavische Sprache, wie gesagt, ist allen Umwohnern der Bocca, den Canalesen, den Pastrovicchianern u. s. w. gemein und hört weiter im Süden der Bocca auf, und sie zeigt uns deutlich genug an, daß die Bocca einen sehr markirten Einschnitt in der Abgliederung der Völker macht und daß sie mit einem Worte ein Schluß- und Markstein vieler politischen und ethnographischen Verhältnisse ist. Als solchen faßten ihn auch die Venetianer auf, die hier in den Festungen und den tapferen männlichen Stämmen an der Bocca eine Hauptstütze und Schutzwehr ihrer dalmatischen Besitzungen und ihrer adriatischen Herrschaft fanden. Als

solchen hat auch Oestreich sich beeilt diesen Punkt für sich zu gewinnen und ihn seinen dalmatischen Besitzungen beizufügen, wie man dem Haupte eines Kriegers seinen Helm beifügt.

II.

Die Bocche di Cattaro und Montenegro.

1.

Cattaro.

Die ersten handgreiflichen Spuren von der Existenz des kriegerischen Volkes der Montenegriner begegnen dem an den illyrischen Küsten hinab Reisenden bei Ragusa; hier zeigt man ihm in der Nachbarschaft dieser edlen Stadt eine Menge höchst trübseliger Ruinen halb oder ganz zerstörter Villen der ehemals reichen Ragusaner. Die Montenegriner plünderten und verbrannten im Jahre 1806, als sie auf Anstiften der Russen in zahlreichen Schwärmen von ihren Bergen herunter kamen, um mit ihnen vereint die Franzosen aus Ragusa zu vertreiben, jene Villen. Die verarmten Ragusaner waren später nicht im Stande, ihre Häuser wieder herzustellen.

Ganz ähnliche Zerstörungen nimmt man wieder wahr an den Ufern der Bocche di Cattaro, wo die wohlhabenden Ortschaften Perasto, Dobrota 2c. hart am Fuße der montenegrinischen Berge liegen. Auch hier blicken zwischen den wohlerhaltenen und zum Theil schön und reich gebauten Häusern der Einwohner hie und da einige ganz häßliche Ruinen von Wohnungen oder Kirchen hervor, die mit ihren ausgehöhlten Fenstern und eingefallenen Dächern wie Todtenschädel daliegen, und deren zerstörte Umgebung sich in dem reizenden Culturteppich dieser Ufer

ausnimmt, wie eine häßliche Narbe oder eine gerupfte Stelle in dem Pelze eines schön gefleckten Tigers. — Und wenn du nach der Geschichte und Ursache dieser Zerstörungen fragst, so verklagen Alle bei dir die Montenegriner und nennen dir dieß oder ein anderes Annum Domini, in welchem sie wie ein böses Hagelwetter von den Bergen herunter kamen und einen Coup gegen die reichen, aber ihnen verhaßten Boccheseu ausführten.

Mit den montenegrinischen Tscheten und Ausfällen ist es hier, wie mit den Ausbrüchen und Lavaergüssen am Vesuv. Montenegro ist ein Vulkan, der zuweilen etwas von dem „schrecklichsten der Schrecken" ausspeit und rings um sich her Ruinen geschaffen hat, deren es natürlich an der Gränze nach der Türkei, nach der Herzegowina und Scutari hin noch mehr giebt als an der Bocca und bei Ragusa.

Jetzt, als wir auf unserem Lloyd-Dampfer in den letzten und hintersten Busen der Bocca einfuhren, lag dieser Vulkan, das himmelanstrebende tschernogorische Gebirge, recht freundlich und schön, von der Sonne anmuthig beschienen, vor uns da. Es befand sich eben jetzt eine sehr bedeutende östreichische Truppenmacht in Cattaro, und es waltete daher der schönste Friede in dem Verhältniß der Bewohner jener Berge zu den Anwohnern der Bocca. Wir waren sehr begierig, den ersten leibhaftigen Montenegriner von Angesicht zu Angesicht zu schauen. „Hier nehmen Sie mein Perspectiv", sagte mir einer meiner Reisegefährten, „dort können Sie einen ganzen Haufen auf einmal schauen". Es war gerade heute in Cattaro Bazartag für die Montenegriner, und zu diesem stiegen sie in kleinen Trupps von ihren Bergen

herab auf dem langen Zickzackwege, den die Oestreicher ihnen von Cattaro aus bis an den Rand ihrer obersten Bergzinnen hinaufgebaut haben.

Wie ein Alpenbesucher, dem sein Führer lange den Anblick eines Gemsthieres versprochen hat, jubilirt, wenn er endlich einen kleinen braunen Fleck auf der Felswand entdeckt, der sich hin- und herbewegt, und um den herum sich eben solche kleine braune Flecken bewegen, denen er, wenn sein Auge sich gewöhnt hat, kletternde Beine und krumme Hörner angesetzt erblickt, so freuten wir uns, als wir durch das Perspectiv endlich auch einige kleine trippelnde und hüpfende und springende Flecken, durch welche Montenegriner angedeutet wurden, auf jener Bergstraße erkannten. — Braun waren sie auch, denn der montenegrinische Mantel, die Strukka, hat fast die Farbe des Gemspelzes. Als wir erst einige erkannt hatten, da fanden wir auch bald andere, und am Ende zeigte sich uns fast die ganze Straße bis Cattaro hinab mit montenegrinischen Männern und Weibern, Mädchen und Burschen, Pferdchen und Eseln belebt, die, mit allerlei Dingen bepackt, zu dem Bazar der Stadt herbeieilten. Wir mußten uns zunächst mit dieser perspectivischen Fernansicht des Volkes begnügen, eilten aber, nachdem wir unser schwankendes Dampfschiff mit einer Cattarensischen Festlandslocanda vertauscht hatten, bald auf den Bazar selbst, um uns die Leute näher anzuschauen.

Die Stadt Cattaro hängt gewissermaßen von Montenegro ab, denn ihre Einwohner werden der Hauptsache nach von dort aus mit Proviant und vielen anderen sehr nöthigen Lebensmitteln versehen. An der Bocca selbst wächst nichts als Wein und Oel und einige andere

Früchte, und oberhalb der Wein- und Oelgärten sind die Berge, so weit sie öſtreichiſch sind, ganz kahle, von der Sonne erglühende und verbrannte Felsgehänge. Im Innern der Gebirge aber und jenseits derselben in den Thälern am See von Scutari giebt es Wälder, Anbau und Früchte aller Art, fischreiche Flüsse und herdenreiche Wälder, für deren Ueberfluß die Montenegriner einen Ausweg über Cattaro suchen. Dieser Ort verhält sich daher zu Montenegro ungefähr eben so, wie Ragusa, Spalato, Sebenico und die anderen dalmatischen Seeplätze zu bestimmten Districten Bosniens und der Herzegowina. Es sind auch die Producte, welche die Montenegriner nach Cattaro herabtragen, beinahe identisch mit denen, welche die Türken nach den dalmatischen Ausfuhrplätzen bringen, so wie auch die Art und Weise des Handels hier und dort ganz die nämliche ist. Wie bei Ragusa, wie bei Sebenico &c. ist ein eigener Platz vor der Stadt, ein sogenannter Bazar, zum Verkehr mit den Leuten aus dem Innern bestimmt; wie dort die türkischen Karawanen, werden auch hier die montenegrinischen Handelsleute nur an gewissen Tagen in der Woche zugelassen. Wie jene, bringen auch diese, theils auf Pferden und Maulthieren, theils auf den Rücken ihrer Weiber, Holz, Felle, Käse, Wolle, gedörrtes Fleisch, geräucherte Fische, Wachs, Honig, Mais, Kartoffeln &c. herangeschleppt. Bei Montenegro sind die Hauptartikel Kartoffeln, Fische (die sogenannten Scoranzen) und gedörrtes Fleisch (das sogenannte Castradina), Artikel, die in hinreichend großen Quantitäten kommen, um von Cattaro aus wieder verschifft werden zu können, und deren zusammensummirte kleinen Werthe im Jahre sich wohl auf einige Hundert-

tausend Gulden belaufen. Sobald Montenegro unruhig ist und so oft an der Gränze scharmützirt wird, befindet sich Cattaro so zu sagen im Belagerungszustande und ist rund um von der Welt abgeschnitten, hat keine Lebensmittel, keine Beschäftigung, keine Waaren zu verhandeln, und die Freude ist daher immer groß bei den Cattarensischen Bürgern, wenn der Friede wieder hergestellt wird und die ersten Montenegriner mit versöhnter Gesinnung wieder auf dem Bazar erscheinen *).

Da wir, wie gesagt, an einem Bazartage in Cattaro ankamen und da außerdem jetzt sehr viel Militär an der Bocca concentrirt war, so fanden wir den kleinen Ort außerordentlich belebt, an dem Hafen-Molo, an dem Thore (porta della Marina), das von dem Hafen ins Innere der Stadt führt, auf den Hauptplätzen und den engen Straßen der Stadt überall war ein lebhaftes Gedränge, das noch von uns zweihundert Dampfschiffpassagieren vermehrt wurde. Leute der verschiedensten Art liefen oder wandelten da durch einander, Bürger der Stadt, italienische Soldaten von der Garnison, deutsche Offiziere, Schiffer und Handelsleute in mannigfaltig variirten Costümen von verschiedenen Orten der Bocca, — und zwischen diesen hie und da ein wildes Bergkind, ein leichtfüßiger Montenegriner, in weißwollenem Rock, die braune betroddelte Strukka darübergeworfen. Wenn sie sich beim Thore melden und dort gegen einen Empfangschein ihre Waffen ablegen, dürfen die Montenegriner nämlich auch in die Stadt selbst kommen. Zur Aufnahme der Waffen

*) Der Oberst Vialla beschreibt zu wiederholten Malen die Freudenbezeigungen der Cattarenser bei bewirkten Friedensschlüssen mit den Montenegrinern.

sind in der Nähe beider Landthore Cattaro's, der sogenannten Porta di Fiumera und der Porta di Gordizzio, kleine steinerne Häuser errichtet, in denen sie deponirt und wo sie ihnen beim Hinausgehen gegen den Empfangschein wieder ausgehändigt werden. Aehnliche Maßregeln und Waffendepots hat man auch an den Thoren einiger anderen dalmatischen Städte angeordnet, ich glaube jedoch bloß bei den als Festungen betrachteten Plätzen. Natürlich ist diesen Leuten, den Montenegrinern sowohl als den Morlachen und Türken, das Waffenablegen sehr zuwider, sie sind an ihre Dolche und Pistolen so gewöhnt, wie ein Invalid an sein hölzernes Bein, und ihre Flinten und Handschare abzugeben, wird ihnen beinahe so schwer, wie einem Löwen, wenn man ihn dazu zwingen wollte, vor dem Eintritt in eine Stadt sein Gebiß zu deponiren. Sie machen daher ihre Geschäfte am liebsten draußen vor der Stadt ab, und in den Vorstädten der dalmatischen Ortschaften findet man sie daher gewöhnlich in ihrem ganzen Waffenschmuck vor den Thoren sitzen. Vielleicht sind daher auch zum Theil in Folge dieses Umstandes die Vorstädte das Haupttheater des Verkehrs mit dem Inneren. Unbewaffnet zu erscheinen betrachten sie als etwas für einen Mann ganz Unwürdiges und fast Unschickliches. Daher entschuldigen sie sich auch, wenn sie, ihrer Waffen beraubt, bei einem geschätzten Freunde eine Visite machen, wie sich etwa bei uns sonst Jemand entschuldigt haben würde, wenn er bei einer Staatsvisite sich nicht in Allongenperücke, Escarpins, mit seinem Degen an der Seite und seinem Orden auf der Brust aufführen konnte. Einige hohe vornehme Montenegriner, des Wladika nächste Anverwandte, z. B.

sein Thronfolger und Neffe, haben daher in Cattaro auch ausnahmsweise, glaube ich, die Erlaubniß, bewaffnet in die Stadt zu treten. Auf der anderen Seite aber, denke ich, mag es auch wieder zu Zeiten manche Montenegriner geben, die sich dort gar nicht, selbst nicht einmal unbewaffnet zeigen dürfen. Manche jetzige Unterthanen des Wladika haben den östreichischen Dienst auf eine vorschriftswidrige Weise quittirt und stehen oft lange vergeblich mit den östreichischen Behörden in Unterhandlung, um auf dem Bazar von Cattaro wieder zugelassen zu werden. Andere getrauen sich nicht recht herab, weil sie vielleicht dort unten in Blutrache-Angelegenheiten verwickelt sind. Noch Andere giebt es, die wohl wissen, daß sie schon längst verdient hätten, in irgend eine östreichische Festung verbannt zu werden. Natürlich werden die Montenegriner, welche Verbrechen auf östreichischem Gebiete begehen, ohne Weiteres gefangen genommen und, wenn der Fall darnach ist, in östreichische Festungen transportirt. Die Festung Gradisca im Friaul hat schon manchen montenegriner Helden (?) in ihren Mauern beherbergt. Gleich als wir bei unserer Landung über den Hafenplatz gingen, zeigte man mir einen Montenegriner, den Sardaren oder Wojewoden*) eines montenegrinischen Stammes, der die unfreiwillige Reise nach Gradisca schon einmal gemacht hatte. Es war ein alter Mann,

*) Das Wort Wojewode (buchstäblich: „Kriegsführer, Herzog") ist eine uralte, eigenthümlich slavische Benennung, mit der zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sehr verschieden gestellte Beamte oder Anführer, hohe und kleine, bezeichnet wurden und die eben so wie das kosakische „Hetmann" (oder Attaman) bald einen Herzog, bald einen Dorfschulzen bezeichnet.

von großem und starkem Körperbaue, mit breiten Schultern, mit dicken rothbraunen Backen und feister Nase. Ein Paar weiße Locken fielen unter seinem rothen Feß, mit den kleinen Seidenquasten desselben vermischt, hervor, und seine dicken Lippen zierte ein grauer Knebelbart. Er trug einen kurzen purpurrothen Dolman, der mit Fuchspelz verbrämt war, wie ihn alle vornehmen Montenegriner tragen, und im Uebrigen weite türkische Beinkleider. Er ragte hoch über die andere Menschenmenge hervor, und als ich ihn erblickte, war er eben von einigen anderen gemeinen Montenegrinern umgeben, die ihm ihre Huldigung darbrachten, indem sie ihm zu wiederholten Malen den Ellbogen küßten. Ihre Verbeugungen waren dabei so tief, daß die Besatze ihrer Strukken auf dem Boden schleiften. Ich glaubte nicht, daß auch bei den freien Montenegrinern solche Begrüßungen der Oberen und Vornehmen à la Polonaise üblich seien. Vor ihrem Wladika fallen sie sogar auf die Kniee nieder, wenn sie ihm etwas zu überreichen oder von ihm etwas zu bitten haben. Aber freilich beim Wladika, der als Priester eine heilige Person ist, und der selbst der „swàto Wladika" (der heilige Herr) genannt wird, läßt sich dieß eher mit dem Freiheitssinn in Harmonie bringen. — „Jener rothschimmernde Graubart also, dem die Leute den Ellbogen küssen," so raunte mir einer unserer Dampfschiffpassagiere ins Ohr, „ist ein Haupt-Geier*)" von den Gebirgen. Jetzt stolzirt er hier herum. Es gab schon Zeiten, wo er sich hier nicht blicken lassen durfte.

*) Die Montenegriner reden sich selbst oft „Du Geier" an, wie ich weiter unten zeigen werde.

Er hat bereits mehr Helden- oder Unthaten verrichtet als wir beide. Und einmal hat er auch schon etwas dafür auf die Finger bekommen. Mit sammt seinem schönen rothen pelzverbrämten Dolman hat er ein paar Jahre in Gradisca Buße thun müssen. Seine Residenz (respective Stein- und Felsenhöhle) liegt dort oben gleich oberhalb auf jenem Berge, nicht weit von dem Wege nach Cetinje. Wenn Sie hinreiten, werden Sie sie sehen." — Die nahen und schroffen Gränzhöhen von Montenegro, namentlich der Monte Sella (Sattelberg), schauen überall in die Straßen von Cattaro, wo ein freier Blick gestattet ist, durch und treten einem mitten in diesem kleinen Orte überraschend nahe und imponirend entgegen, eben so wie der schroffe und mächtige Felsen, den die Festungswerke von Cattaro krönen.

Ich eilte zunächst auf den Bazar zur Porta di Fiumera hinaus, um gleich etwas mehr von den Montenegrinern zu sehen. Dieser Bazar bildet ein nicht sehr großes, mit Bäumen umpflanztes und zum Theil ummauertes Parallelogramm. Ein enger Ausweg führt von ihm zur Stadt hin, eine alte steinerne Brücke über die Fiumera nach der Seite von Dobrota hinüber, und gegen die Berge von Montenegro zu ist eine Art von Propyläen aus Stein gebaut, mit einigen gedeckten Hallen, unter denen man Waaren wiegen kann, und mit einer großen Eingangspforte, die sich im Nothfalle verbarrikadiren läßt. Ich denke mir, daß man diese Pforte zuweilen, z. B. wenn etwa die Pest in der Türkei und Montenegro herrschen sollte, schließt, um dann mit den Leuten in der Weise zu verkehren, wie dieß überall in den Scalen und Rastellen an der östreichischen Gränze

geschieht. Gleich jenseits jenes Bazarthores beginnt der Hauptbergpfad nach Montenegro emporzusteigen. Der Bazar war schon ziemlich leer; denn die meisten hatten bereits ihre Geschäfte beendigt. Nur wenige hatten ihre kleinen Ladungen noch nicht verkauft und saßen oder standen neben ihren kleinen Portionen dürren Holzes und neben ihren Kartoffelsäcken, Eier- und Käsekörben, in ihre Strukken gehüllt, geduldig der carantani (Kreuzer) harrend, die ihnen noch dafür zu Theil werden sollten. — Es ist unglaublich, was für kleine werthlose Ladungen diese Leute zuweilen herbeizubringen der Mühe werth finden, und auf wie langen und schwierigen Felsenpfaden sie sie herabschleppen. Man versicherte mir wiederholt, daß manche von ihnen drei oder vier Tagemärsche aus dem Innern bis zum Bazar von Cattaro zu machen hätten. Und dabei haben sie oft nichts als einen Korb voll geräucherter Fische oder einen Sack mit Maiskolben, wofür sie dann ein paar Zwanziger zu lösen sich noch glücklich schätzen.

Manche haben Pferde oder Maulesel. Viele aber senden ihre Weiber, um die Waaren auf jenen mühseligen Wegen auf dem Kopfe oder auf dem Rücken herbeizuschaffen. Wenn ein träger montenegrinischer Hausherr, der nur munter ist, wenn eine Tschete gegen die Türken auf dem Tapete ist, keinen Rauchtaback oder kein Pulver und Blei mehr hat, so ladet er seinem Weibe einen Sack mit Wolle, oder mit Kartoffeln, oder mit Maiskolben auf den Rücken, die sie notabene auch alle selbst mühselig dem Felsenboden hat abgewinnen müssen, und schickt sie nach Cattaro, um ihm für seine Bedürfnisse Geld zu verschaffen. — Die meisten der an

gewöhnlichen Markttagen in Cattaro erscheinenden Montenegriner sind freilich nur aus den nächsten Thälern oder Stämmen, von Njegusch, von Cetinje, von Bieloschе u. s. w. Am Haupttage kommen sie aber auch vom See von Scutari, von den sogenannten Berdas, von der Moraksa und der äußersten Gränze des Landes gegen die Türkei.

Als ich zu dem besagten Bazarthore heraus trat, sah ich schon den ganzen gezackten Bergweg bis weit hinauf mit Trupps zurückreisender Montenegriner bedeckt. Die Bewegung der an mir vorüberkommenden Trupps war ziemlich rasch, der Schritt der Leute behend und munter. Ein Montenegriner tritt so rüstig und kräftig zu wie ein Pferd, und ich möchte fast sagen, sie kommen an ihren Bergen mit Geschwindschritt herunter und hinauf. Gewöhnlich haben sie noch hohe weite Wege bis zu ihrem heimathlichen Heerde vor sich; auch kehren sie der Stadt gern den Rücken zu. Sie verweilen in Cattaro nicht gern, und trotz ihrer bitteren Armuth soll es sehr selten oder nie gelingen, einen in seine Felsen verliebten Montenegriner zu bewegen, in städtische oder gar in östreichische Staatsdienste zu treten. — Rekruten bekommt die östreichische Armee von daher gar keine. Kein Trupp dieser Marktleute, so wie er irgend eine Wegesecke oder eine Felsenhöhe erreicht hatte, versäumte es, seine Pistolen abzufeuern, und ihre Schüsse schallten munter in den Felsen wieder. Schüsse sind ihr gewöhnliches Freudenzeichen, so wie bei unseren Alpenbewohnern der Jauchzer, und der Montenegriner wendet sein Angesicht und seine Schritte nie seinen Bergen zu, ohne dieß freudige Ereigniß mit einigen Flinten- und Pistolen-

schüssen zu feiern. So wie sie die Bazarpforte hinter sich hatten, ging das Knallen los, das mir dem Wiehe n eines Hengstes vergleichbar schien, welcher den Stall verläßt und die freie Weide betritt. — Doch mögen hier beim Bazar manche Schüsse auch den baaren Zwanzigern gelten, die ihnen nun in der Tasche klimpern. — Zwischen den Schüssen durch hörte ich auf dem ganzen Wege hin ihre vollen lauten Stimmen. Ich weiß nicht, was sie sich Alles so laut zu erzählen und zuzurufen hatten. Aber wenn ein paar Dutzend von diesen Leuten im Felde sind, so vernimmt man immer ein Rufen und Schreien, als ob Alarm im Lande geblasen werden sollte.

Einige der von den Montenegrinern herzugebrachten Ziegen oder Hammel waren bereits geschlachtet, und unter den Steinen am Ufer der Fiumera saßen mehre Cattarensische Mädchen, Frauen und Knaben, die damit beschäftigt waren, die Eingeweide dieser Thiere zu putzen und auszuwaschen. Sie bedienten sich dazu keines Messers, sondern eines Stückchen Glases, das wie ein Messer gestaltet war und mit dem sie die Hammelmagen und Gedärme auf den Steinen schabten und kratzten. Einige hatten nicht einmal ein Glasscherbchen, und die, welche es hatten, ließen es unter ihren Freundinnen von Hand zu Hand herumgehen. Es war unter anderen ein besonders hübsches, großes und schlankgewachsenes Mädchen unter denen, die jene unappetitliche Arbeit verrichteten. Dieses Mädchen hatte dabei ein purpurrothes, mit Gold verbrämtes Jäckchen an, das sie sehr gut kleidete, und einen langen eben solchen rothtuchenen Rock. Am Hinterkopfe hatte sie ihre Haare mit einer Menge glänzender Nadeln zusammengenestelt, deren dicht bei einander steckende zahllose Knöpfe

zusammen eine Art Bedeckung oder panzerartige Haube bildeten, die ungefähr wie eine Weintraube gestaltet war. Auf die Steine hatte sie ihre bunten, hübsch verzierten Schuhe zur Seite gestellt. Sie schabte unter heiterem Gespräche mit ihren Nachbarinnen unendlich lange an ihren Hammelherzen, Magen und Gedärmen herum, wusch sie sorgfältig aus, packte dann die ganze blutige Fleischmasse in einen Bottich, legte ihr Glasstückchen darauf und trug Alles auf dem Kopfe nach Hause. — Am anderen Tage, einem Sonntage, begegnete ich demselben Mädchen wieder, wie sie in Begleitung ihrer Freundinnen zur Kirche ging. Sie strahlte von Jugend, Schönheit und Goldstickerei. Ihre Kleidung war nicht nur reich, sondern auch höchst geschmackvoll, wie fast alle Costüme dieser Völker. Ihr von den Nadelknöpfen glitzerndes Haupt war von einem höchst sauberen und zierlich gefalteten Schleier bedeckt, und ihre ganze Erscheinung erinnerte mich eher an eine orientalische Prinzessin als an ein Straßen- oder Bettelweib, das Schafgedärme mit Glasscherben auskratzt. — Hier muß wohl das Land sein, dachte ich, wo auch die Königstochter Nausikaa noch an den Fluß geht, um die schmuzige Wäsche ihres Hauses zu seifen.

Die Montenegriner sind ein Slavenstamm, der bekanntlich, eben so wie die Morlachen und Raguser, zu der großen serbischen Slavenfamilie gehört. Ihre Sprache und ihre Sitten unterscheiden sich nur in Kleinigkeiten von denen der serbischen Bosnier, Herzegowiner und der übrigen Serben. Früher machten auch bekanntlich die Montenegriner wie alle die genannten serbischen Völker und Länder einen Theil des großen serbischen Königreichs

aus, das zur Zeit seiner Blüthe das alte Illyricum und fast die ganze nördliche Hälfte der griechisch-slavischen Halbinsel umfaßte. Sie haben daher auch allesammt gemeinsame historische Erinnerungen, die sie auf dieselbe Weise in ihren Volksgesängen pflegen. Sie haben eine völlig gleiche gemeinsame Literatur, in welcher sie ganz dieselben Gegenstände behandeln, dieselben Helden, Schlachten und Ereignisse besingen. Die Lieder von Marco Kraljewitsch, von „Herrn Wuk", von Stephan Duschan, die Sagen und Legenden von der Wila, vom heiligen Sawa, die Heldengesänge von der Amselfelder Schlacht u. s. w. sind auf den Bergen von Montenegro eben so bekannt, wie am Fuße der dinarischen Alpen und wie am Ufer der Morawa, der Drinna oder der Sau und Drau. Obgleich jenes große Königreich zerfiel, zuerst den Magyaren und darauf den Türken erliegend, und hauptsächlich den von diesen gestifteten König- und Kaiserthümern incorporirt wurde, wobei denn auch Venedig nachher noch einen Theil, nämlich Dalmatien und die Morlachei, für sich dahin nahm, so lebt doch das Andenken an den ehemaligen Glanz des serbischen Königreichs, dessen Fürsten sich zuweilen sogar Kaiser nannten, bei allen serbischen Patrioten noch fort, sowohl bei denen in Oestreich, als auch bei denen in der Türkei und in dem kleinen, jetzt wieder unabhängigen Serbien selbst, und es giebt, wie dieß sehr natürlich ist, viele unter ihnen, welche für die Freiheit und die Herstellung eines großen, mächtigen Serbiens schwärmen. Namentlich ist in neuerer Zeit diese Idee den Serben sehr viel näher gekommen und geläufiger geworden, und es ist Manches geschehen, was die Ausführbarkeit dieses

Gedankens hat möglich erscheinen lassen. Man kann sagen, daß die Montenegriner eigentlich diejenigen Serben waren, welche vor allen zuerst das türkische Joch völlig abschüttelten und einen unabhängigen Serbenstaat wieder begründeten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es außer den Montenegrinern keine Serben, welche sich selbständig und frei nennen konnten, wenn man nicht etwa die Republik Ragusa, die indeß auch sehr bald ihre Selbständigkeit verlor, zu den serbischen Staaten rechnen will. Ihnen folgten jedoch sehr bald die vorzugsweise sogenannten Serben in dem Fürstenthume Serbien, deren erster Versuch zur Begründung der Freiheit mit den Kämpfen der Montenegriner zur Besiegelung ihrer Freiheit fast gleichzeitig waren. Auf vielfachen Dornenwegen gelang es endlich, einen neuen kleinen Serbenstaat fast völlig unabhängig von der Türkei hinzustellen. — Darauf kamen dann weiter die blutigen Kämpfe der Serben an der Save, Donau und Theiß mit den Ungarn und die Trennung der sogenannten serbischen Woiwodina aus dem Verbande mit dem Königreiche Ungarn. Bei allen jenen serbischen Nationalkriegen dieses Jahrhunderts haben alle Serben, von Albanien an nordwärts bis in's Bannat sich gegenseitig die Hand gereicht oder, wenn sie dieß nicht konnten, wenigstens sich gegenseitig mit warmen Herzen Beifall gezollt und ihre verschiedenen Händel mit den Türken und Magyaren als eine gemeinsame, sie alle angehende Angelegenheit betrachtet. Nicht nur haben viele Serben aus dem Fürstenthume Serbien, sondern auch manche aus Bosnien und der Herzegowina mit ihren Brüdern in der Woiwodina unter dem Banus, und namentlich unter ihren eigentlichen volksthümlichen

Anführern Kniasewitsch, Stratimirowitsch u. s. w. gegen die aufrührerischen und serbenfeindlichen Magyaren für ihre Nationalität und für den Kaiser von Oestreich gefochten. Und selbst von den montenegrinischen Bergen sollen nicht wenige sich herabbegeben und durch die türkischen Provinzen durchgeschlichen haben, um ihren Stammgenossen an der Save und Donau Beistand zu leisten.

Es befanden sich in unserer Reisegesellschaft zwei Herren, die sich beide schon bei allen serbisch Redenden sehr berühmt und beliebt gemacht hatten, der eine durch seine literarischen Bemühungen, durch Uebersetzungen und serbische Dichtungen, der andere auf den Schlachtfeldern der letzten serbisch-ungarischen Kriege. Und es war demzufolge sehr natürlich, daß, als kaum die Ankunft dieser Herren, unserer werthen Reisegefährten, unter den Montenegrinern bekannt wurde, mehre derselben, Verwandte des Wladika, Stammhäupter oder Serdare und andere, von ihren Bergen herunterkamen, ihre berühmten Stammgenossen zu begrüßen, wobei denn auch Diejenigen unserer Reisegesellschaft, die sich Deutsche zu sein rühmten, den Vortheil genossen, diese interessanten Männer, unter denen sich auch der zum Nachfolger des Wladika Designirte befand, in der Nähe zu sehen. Während unserer Anwesenheit in Cattaro war immer ein halbes Dutzend von ihnen unten und besuchte uns des Abends und des Morgens. Es waren einige sehr hübsche Leute unter ihnen; besonders hatte einer von ihnen ein recht offenes, angenehmes und freundliches Gesicht und Wesen. Sie trugen alle dasselbe Costüm, das ich schon bei Gelegenheit des alten Montenegriners am Hafen beschrieb. Dieß Costüm steht ihnen sehr gut, wie denn alle slavischen

Stämme beinahe keine anderen als kleidsame Costüme erfunden haben. Nur Eins hatten wir daran auszusetzen, den halb kahlgeschorenen Kopf, der zum Vorschein kam, wenn sie, was freilich selten geschieht, ihre Mützen abnahmen. Dieß Abscheeren des Haupthaares ist, glaube ich, ursprünglich keine slavische, sondern eine tatarische und türkische Sitte. Die Slaven haben vielmehr immer, wie uns die Geschichte lehrt, gegen diese Sitte Opposition gemacht, die Türken und Tataren aber darauf bestanden, den von ihnen unterjochten Slaven das Haupt zu scheeren, und darin ein Zeichen ihrer Tatarisirung oder Türkisirung gesehen. Manche Slaven, wie die Montenegriner, haben es nun als eine Sitte beibehalten. Doch scheeren sie sich nicht den ganzen Kopf, sondern nur vorn, bis zu einer Linie, die quer über die Mitte des Hauptes weg von einem Ohre zum anderen geht. Da übrigens die Operation des Scheerens nur selten geschieht, so zeigt sich bei ihnen gewöhnlich keine volle Glatze, sondern vielmehr ein borstiges Stoppelfeld kurzer Haare auf dem Scheitel. Hinten hängt gewöhnlich ein reichlicher Haarschopf unter dem Feß hervor. Einige unserer Leute hatten aber auch ihren natürlichen Haarwuchs und einen vollen Lockenkopf, und man sagte mir, daß sie alle in neuerer Zeit anfingen, sich die Haare stehen zu lassen. Dieß wäre denn vielleicht ein Zeichen, daß sie sich ihres türkischen Sittenanflugs, dessen es außer den besagten Haarstoppeln übrigens noch mehr giebt, immer mehr entledigen.

Sie entschuldigten sich, daß sie zu ihren Freunden ohne Waffen kämen, die sie nach dem, was ich oben sagte, beim Thore der Festung zurückgelassen hatten. Eines Abends aber brachten sie doch eine Menge schöner Waffen

herbei, ließen die Arbeit daran bewundern und erzählten von jedem Handschar oder Gewehre, woher es stamme, welchem türkischen Pascha oder Beg es früher gedient, wie es in die Hände der Montenegriner und dann in ihre gekommen sei; denn hier bei den Montenegrinern hat jeder Säbel seine lange Geschichte und, ich möchte beinahe sagen, seine Genealogie; die meisten haben sie sich selbst erst erobern müssen, da sie nicht viel Eisen- und Waffenschmiede auf ihren Bergen haben. Diese Leute zeigen und preisen einem ihre Waffen, wie bei uns die Pferdeliebhaber ihre Pferde. In alten Ritterzeiten mag das bei uns eben so gewesen sein, und man begreift daher, wie in den Volksliedern (z. B. auch in den spanischen Ciddichtungen) ein Schwert einen eigenen Namen bekommen hat und in Versen besungen wird, als wäre es ein lebendes Wesen. Bei den Montenegrinern sollen diese Säbel noch lange den Namen ihres früheren Besitzers tragen. „Dieser mein Säbel hier", sagt ein Montenegriner, „ist Parwan Oglu Pascha's Säbel", oder so: „Ali Pascha's von Janina Säbel befindet sich im Besitze der Familie So und So." Ihre schönen Handschare und Pistolen sind ihnen so werth wie ihre Geliebten, und sie zahlen meistens mehr dafür als für ihre Frauen, die sie auch gewissermaßen kaufen müssen. Schon die kleinen Burschen stecken sich, sobald sie nur ein Gewehr schleppen und auf irgend eine Weise erwerben können, irgend eine alte Pistole in den Gürtel. Als wir später nach Montenegro hinaufritten, war ein ganz kleiner barfüßiger Junge bei uns. Er trug eine Pistole im Gürtel, die halb so lang war, wie das ganze Männchen. Wo es Gelegenheit gab, schoß er sie los. Einmal hatte

er wohl etwas zu stark geladen, und die Pistole schlug ihm aus der Hand und fiel hinter ihm bei seinem Kopfe vorbei auf die Erde. Dieser Zufall erschreckte ihn aber gar nicht, auch sagte ihm keiner der Alten: „Du, sei doch vorsichtig mit Pulver und Blei.“ Er nahm seine Pistole lachend auf, lud sie von Neuem, steckte sie bei und lief damit weiter. Die hiesigen Buben sind so erpicht darauf, gleich den Großen Pistolen zu besitzen, wie die unserigen, sich gleich den Erwachsenen eine Cigarre in den Mund zu stecken. Da weiß man wahrlich nicht welche Passion man vorziehen soll. — Die Bocchesen und überhaupt alle Einwohner des östreichischen Albaniens sind in dieser Hinsicht, wie auch in vielen anderen Beziehungen, den Montenegrinern ganz gleich. Auch sie träumen nur von mit Perlmutter ausgelegten Gewehren, von mit Silber beschlagenen Pistolen und von damascirten Handscharen, die einem türkischen Pascha geraubt wurden. Sie stecken zuweilen ihr halbes Vermögen in schöne Waffen, wie die Frauen bei uns in Ohrgehänge, Fingerringe und Perlen, und wenn sie ganz arm sind, so verdingen sie sich auf den Schiffen, gehen nach Griechenland oder Konstantinopel, leben so knapp als möglich, sparen sich drei- bis vierhundert Gulden zusammen und kaufen sich Waffen dafür, mit denen prachtvoll angethan sie dann zur Bocca zurückkehren, in ihrem Vaterlande großthun und irgend ein hübsches Mädchen verblenden, das sie heirathen und für das und dessen Kinder sie nachher weiter sorgen. Die reichen bocchesischen Schiffscapitäne und Kaufleute tragen zwar nicht wie die Armen, die oft keinen anderen Platz zum Aufhängen ihrer Waffen als ihren Gürtel haben, dieselben

immer mit sich herum, aber sie haben dafür das ganze Innere ihres Hauses mit Waffen verziert. Sie besitzen oft wahre Museen von Waffen aller Art, und selbst einige große in Triest angesiedelte Kaufleute, die aus diesen Gegenden stammen, haben die Passion für Waffen noch beibehalten, obgleich sie ihnen in jener vor Montenegrinern, Pastrowichianern, Kriwoschianern und Türken ganz gesicherten Stadt ziemlich überflüssig sind. Ich hörte dort von einem Kaufmann, der eine der schönsten und großartigsten Sammlungen orientalischer Waffen haben sollte, die man sehen könnte.

Der Nachfolger des Wladika, der, wie gesagt, auch zu uns kam, trug eine ganz eigenthümliche Brustbedeckung, ich wußte nicht, ob ich sie für eine Weste oder für einen Panzer nehmen sollte. Dieselbe bestand aus einer Menge an einander befestigter länglicher Metallstücke, die etwa wie doppelte Knöpfe aussahen, und bedeckte die ganze Brust vom Halse bis an den Gürtel. Man sagte uns, glaube ich, es seien übergoldete Silberstücke. Sie schienen auf ein Band oder einen Draht gefädelt, und die Reihen liefen neben einander parallel quer über die Brust hin. Ich glaubte erst, es sei eine den Thronfolger allein auszeichnende Kleidung, doch sah ich nachher in Montenegro selbst noch einen eben solchen Küraß. Dieser Thronfolger war der Neffe des Wladika, ein kleiner gegen uns sehr freundlicher junger Mann, der eine Zeit lang in Venedig gewesen ist und dort studirt und Italienisch gelernt hat.

Wir erfuhren von unseren montenegrinischen Freunden vorläufig etwas von dem Stande der Sachen in Montenegro und von den letzten Ereignissen daselbst. Sie sagten uns, auf der einen Seite gegen den Pascha von

Scutari hätten sie in der letzten Zeit sehr viel gerauft, weil dieser Pascha ihnen die kleine Insel Vranina im See von Scutari weggenommen habe. Doch sei hier kürzlich ein Friede oder vielmehr ein Waffenstillstand zu Stande gekommen, bei welchem den Türken der Besitz jener kleinen Insel einstweilen verblieben sei. Türkische und montenegrinische Abgesandte seien bei dieser Gelegenheit zusammengekommen und hätten sich „Wiera“ gegeben bis auf den nächsten St. Peterstag, d. h. sie hätten sich gegenseitig freies Geleit und ungehinderten Verkehr zugeschworen. Diese eben erst im Namen des Ganzen abgeschlossene Wiera hätte jedoch nicht hindern können, daß einzelne Racheübungen zwischen benachbarten Türken und Montenegrinern noch in der letzten Zeit vorgekommen wären. So hätten einige ihrer Leute aus der Nahia (oder dem Canton) Tscherniska noch vor ein paar Tagen einen ihnen verhaßten türkischen Beg*), „einen sehr bösen Menschen“, der schon Vieles gegen die Montenegriner verbrochen habe (so schildern die Montenegriner immer ihre Feinde), überfallen, getödtet und seinen Kopf nach Montenegro hinaufgeschafft. Dieser Vorfall sei aber nur eine Particularsache und habe die allgemeine Wiera mit dem Pascha von Scutari nicht gestört, insbesondere da ihr Wladika die Artigkeit gehabt, den Türken den besagten Kopf ihres Beg zurückzuschicken. — Auch an der Grenze des Paschas der Herzegowina sei es in der letzten Zeit fortwährend unruhig hergegangen, obgleich hier sonst in der Regel nicht so viel blutige Kämpfe stattfänden als gegen Scu-

*) Beg schien mir hier immer ungefähr so viel zu bedeuten, als gutsbesitzender Edelmann, der allerdings meistens auch eine Art Beamter sein mag.

tari zu. Noch ganz kürzlich hätte eine Partei ihrer Leute eine nicht unbedeutende Tschete gegen die Türken der Herzegowina gemacht, wobei zweihundert Kühe, vierhundert Schafe und fünf Türkenköpfe erbeutet worden wären.

Es ist natürlich eine sehr interessante Frage, ob und in wie weit sich das Gebiet von Montenegro, in der letzten Zeit wieder, sei es durch Eroberung oder durch freiwilligen Anschluß einiger halbfreien Stämme, vergrößert hat. Einige sehen ja in Montenegro erst den kleinen Beginn eines größeren Staates, der später sich einmal über sehr weite Districte ausbreiten soll. Auch führen die Wladiken, wenigstens als Kirchenoberhäupter, einen Titel, der sie zur Verwaltung eines viel größeren Kirchensprengels berechtigt. Sie nennen sich nämlich, Metropoliten von Scanderien (Albanien) und Pomorie (dem albanesischen Küstenlande), und obgleich der jetzige Wladika ein sehr friedlicher Mann ist, der nicht auf Eroberungen auszugehen scheint, so steckt doch die Tendenz und Liebe zur Vergrößerung der Macht zu sehr in der Nation jedes Staates begründet, und es könnte gewiß einmal bei günstiger Gelegenheit ein Wladika auftreten, der versuchte, seinen ganzen Metropolitansprengel, der aber einstweilen noch größtentheils in partibus infidelium liegt, in der Ausdehnung, welche ihm in jenem Titel gegeben wird, in Besitz zu nehmen und sowohl zu einer kirchlichen als auch zu einer weltlichen Herrschaft seiner Familie und seines Volkes zu erheben.

Wir fragten daher unsere montenegrinischen Freunde, so wie wir auch später diese Frage bei dem ganz offenherzigen Wladika wiederholen durften, ob sich in der

letzten Zeit ihr Gebiet wieder vergrößert habe. Allein es war uns schwer über diese Frage eine deutliche Auskunft zu erhalten, nicht sowohl weil die Montenegriner mit ihren Antworten darüber hinter dem Berge gehalten hätten, als vielmehr, weil wir keine gute und genaue Charte von Montenegro besaßen und weil wir daher nicht im Stande waren, ihre Antworten gut zu verstehen. Doch schien uns im Ganzen aus ihren Antworten hervorzugehen, daß, wenn man als Ausgangspunkt z. B. den Anfang dieses Jahrhunderts setzt, allerdings seitdem eine Tendenz zur fortschreitenden Vergrößerung sich offenbart hat.

Zuerst im Beginn des vorigen Jahrhunderts machte sich nur einer der vier Nahien (Cantone), aus denen der Hauptkörper von Montenegro jetzt besteht, so ziemlich ganz von den Türken frei, und zwar die wildeste und höchst gelegene Nahia, die sogenannte Katunska. Dieser schlossen sich später die drei anderen Nahien an, deren innige Verbindung mit der Katunska vom Staate Montenegro im Laufe des vorigen Jahrhunderts durch viele Siege der Montenegriner über die Türken besiegelt wurde. Im Laufe des jetzigen Jahrhunderts haben sich dann auch die Bewohner der sogenannten Berdas den Montenegrinern angeschlossen. Diese Berdas sind schon tief im Innern gegen Osten zu liegende Gebirgsdistricte, von denen einige noch im Jahre 1830 von den Türken abhingen. Im Jahre 1831 schloß sich der Berdastamm der Kutscha an Montenegro an. Seit 1840 ist auch ein anderes benachbartes Gebiet, die Thäler von Grachowo, wo nicht den Montenegrinern einverleibt, doch mit ihnen zu Zeiten verbrüdert und mehr als früher von

den Türken unabhängig. Auch die Anzahl und das Gebiet der Uskoken (der von den Türken zu den Montenegrinern Ueberlaufenden) hat sich in diesem Jahrhundert immer vergrößert, so wie uns denn unsere montenegrinischen Freunde auch noch von einigen anderen Districten und Thälern sprachen, deren Einwohner sich ihnen erst in den letzten Jahren angeschlossen haben sollten, deren Namen wir aber nicht erfahren haben. Die Oberherrschaft oder Verbindung mancher Districte scheint aber bloß gewechselt, und bei ihnen bald ein Anschluß an die Montenegriner, bald wieder einer an die Türken stattgefunden zu haben. Der jetzige, wie gesagt, friedfertige Wladika, der überall gutes Vernehmen herzustellen und seinen Staat innerlich zu organisiren, sein Volk zu civilisiren sucht, hat zwar in den allerletzten Tagen den Türken den Besitz jener genannten kleinen Insel im See von Scutari überlassen und ihnen auch die kleine Festung Xabljak, welche seine Leute bei einem glücklichen Ausfalle erobert hatten, wieder herausgegeben, und die Montenegriner konnten also in der letzten Zeit auf einigen Punkten zurückweichend erscheinen. Trotzdem aber ist dem Vorigen zufolge im Ganzen ihr Gebiet bis auf die letzten Jahre herab als sich ausdehnend und vorschreitend zu betrachten.

Ich sagte oben, daß die Montenegriner mit den Serben dieselbe Literatur, Sprache und dieselben Volksgesänge und Lieder gemein haben. Außerdem aber haben sie natürlich auch noch besondere Lieder, wie besondere Kämpfe für sich. Sie haben nicht nur sehr alte, sondern auch sehr neue Lieder, denn bei ihnen braucht ein Kampf oder ein Ereigniß nicht wie bei uns erst Jahrhunderte alt zu werden und halb vergessen zu sein, um

dem Volke in einem poetischen Lichte zu erscheinen und die Dichter zu enthusiasmiren. Im Gegentheil ist ihnen auch die Gegenwart selbst schon poetisch. Was gestern oder heute passirt ist, schwellt schon ihre poetische Ader, und wie alle Slaven so improvisiren sie in Versen und Musik sogar über Dinge, die vor ihren Augen vor sich gehen. Sie haben daher auch schon längst alle ihre neuesten Kämpfe, zuweilen selbst sogar ihre kleinen Tscheten, wenn sie irgend ein poetisches Element enthielten, wenn eine besondere Heldenthat dabei verübt wurde, bis auf die allerletzte herab in Liedern besungen. Wie bei uns jedes bedeutende Ereigniß den nächsten Tag in den Zeitungen beschrieben steht, so hört man es bei den Montenegrinern gleich darauf in einem Gesange dargestellt. Diese Gesänge sind ihre Chroniken, und wer sie alle sammeln könnte, der hätte eine vollständige und fortlaufende Geschichte des Volkes. — Wir waren natürlich begierig, einige der montenegrinischen Lieder zu hören, und freuten uns sehr, als eines Abends einer unserer Gäste aus dem Gebirge sich bereit erklärte, uns einige derselben vorzutragen, indem er statt seiner Waffen dieß Mal seine Gusla mitbrachte und sich zum Singen anschickte.

Die Gusla ist bekanntlich bei allen serbischen Slavenstämmen das vornehmste musikalische Instrument, mit dem sie ihre Gesänge begleiten. Sie mag in verschiedenen Gegenden etwas verschieden gebaut werden, besteht aber der Hauptsache nach überall aus einem hohlen Kasten mit einem Handgriff und einer darüberlaufenden Pferdehaarsaite und wird überall mit einem Pferdehaarbogen gestrichen. Diejenigen, welche Liebhaber vornehmer griechischer Ausdrücke sind, nennen sie daher „Monochord."

Doch stehen die Töne, welche die Serben auf diesem Instrumente hervorbringen, gar nicht in Uebereinstimmung mit dem vornehmen Klange dieses Namens. Unsere montenegrinische Gusla, die ich mir genau besichtigte und abzeichnete, war folgendermaßen beschaffen. Der den Ton auffangende Kasten war oval, unten gewölbt und hatte etwa die Form eines der Länge nach durchgeschnittenen Eies. Oben war er mit einem Felle, ich glaube, einem Schaffelle bedeckt, das auf der Seite des Kastens umgeklappt und dort mit hölzernen Pflöcken befestigt und wie das Fell unserer Trommeln angespannt war. Nach der einen Seite hin verlängerte sich der Kasten zu einem etwa eine Elle langen Halse, dessen Ende in ähnlicher Weise ausgeschnitzt und verziert war, wie die Enden der Griffbrete unserer Violinen. Durch das Ende des Halses ging ein dicker Pflock, der sich drehen ließ, und auf der sich die über das Ganze ausgespannte Pferdehaarsaite wickelte. Aus Schafgedärmen verstehen die Montenegriner keine Saiten zu machen. Von der Spitze jenes Pflockes lief die Saite bergab bis zu dem anderen Ende des Instruments, wo ein paar andere kleine Pflöcke herausstanden, die dort als Joch oder Träger dienten. Das Fell hatte in der Mitte ein kleines rundes Loch, um das noch sieben andere solcher Löcher im Kreise angebracht waren. Der Bogen zu dieser Gusla ist ein weit gekrümmter Stab, der noch viele Spuren seines natürlichen Wuchses an sich hat. Der daran ausgespannte Streicher ist eben eine solche Pferdehaarsaite, wie die auf dem Instrumente selber. Am Ende des Bogens sitzt ein Büschel von Pferdehaaren, ähnlich dem Haarbüschel, den der Truthahn an seinem Halse trägt, und eben so ein Haar-

büschel befindet sich am unteren Ende der Gusla selbst. — Ich glaube, ein gefangener Paganini selbst würde Mühe haben, auf diesem rohen Monochord gefällige Töne hervorzubringen. Was aber die Töne betrifft, welche unser Montenegriner, fleißig streichend, seinem Pferdehaare entlockte, so sauste der Bogen hinüber und herüber, und die Töne stiegen in wildem Gemurmel bald etwas höher, bald etwas niedriger. Nicht viel anders klangen auch die Weisen der Lieder, die er mit der Gusla begleitete. Es war ein beständiges wildes Geschrei oder dumpfes Gemurmel. Keine Spur von Melodie konnten wir darin finden, keine Spur von Aushalten oder Hervorlocken der Töne, wozu der Sänger auch nicht einmal einen Versuch machte. Die Lieder bestanden aus einer zahllosen Menge aneinander gereihter kurzer Verse. Bei dem Ende jedes Verses hielt der Sänger ein wenig an, oft nur einen ganz kurzen Moment, zuweilen aber, vermuthlich wenn der Sinn des Gedichtes es mit sich brachte, etwas länger. Da die Verse nicht gereimt waren, so fehlte mithin auch diejenige ohrenschmeichelnde Harmonie, die der Reim zu gewähren im Stande ist. Leider konnten wir über den Inhalt der Lieder nicht immer etwas Genaueres erfahren, weil unsere Gesellschaft ziemlich groß und es daher nicht immer passend war, um eine etwas umständliche Uebersetzung des Gesungenen zu bitten. Man sagte uns aber im Allgemeinen, es seien Heldengesänge, wie denn die meisten der montenegrinischen Lieder große weitläufige Epopöen sind. — Aber auch die Haltung und das Benehmen des Sängers bei seinem Vortrage hatte eben so wenig, wie seine Töne selbst, etwas Erhebendes oder Heroisches. Er sah nichts weni-

ger als heiter und muthig darein, wie Einer, der von dem Inhalte seines Vortrags begeistert und innerlich erbaut gewesen wäre. Im Gegentheile hatte er eine sehr ernste melancholische Miene bei seinem Gesange und sah fast etwas schläfrig oder gelangweilt, ich möchte fast sagen, gequält aus. Dieß fiel mir besonders dann auf, wenn er einen Gesang beendigt hatte und aufhörte, wo er alsdann wieder seine gewöhnliche Miene annahm und wie ein aus einem Traume Erwachter ganz munter darein schaute. Zuweilen ließ er seine Stimme ganz fallen, und die Töne verloren sich wie ein säuselnder Wind, ich glaubte dann zuweilen, er wäre fertig; allein auf ein Mal setzte er laut von Neuem los, und dieß Los-setzen geschah dann in einer Weise und mit einer Bewegung des Kopfes, der ihm dabei hinten in den Nacken fiel, als ob ihm Jemand einen ermunternden Stoß von hinten beigebracht hätte. Zuweilen waren seine Kehltöne ohne Uebertreibung nicht anders beschaffen, als diejenigen unwillkürlichen Mundlaute, die wir bei uns unschicklich finden, oder die uns beim sogenannten Schnucken entschlüpfen, nur etwas lauter.

Ich bin weder ein Feind vom Volksgesang überhaupt, noch insbesondere vom serbischen, auch bin ich gegen die serbische Gusla gar nicht von Eifersucht beseelt. Vielmehr will ich nur ganz einfach den Eindruck wiederzugeben versuchen, den der montenegrinische Gesang auf uns beim ersten Anhören machte, und den er, glaube ich, auf jeden Unbefangenen machen wird. Auch können sich unsere Freunde, die so gefällig waren uns vorzusingen, glaube ich, bei meiner offenherzigen Darstellung, die ihnen übrigens vermuthlich nie zu Gesicht kommen wird, nicht

individuell verletzt fühlen. Denn die Kritik ihres Vortrages trifft ja nicht sie in specie, sondern eine besondere Erfindung ihrer ganzen Nation, und dergleichen darzustellen ist allgemein interessant und kann sich auch der Kritik nicht entziehen. Auch die Montenegriner im Allgemeinen und überhaupt die Serben, welche ihre Gusla und ihre Volkslieder so sehr lieben, können mir nicht zürnen, denn ich habe ja nur von dem ersten Eindruck ihrer Nationalmusik gesprochen, und ich weiß aus Erfahrung sehr wohl, wie es dem nicht gewohnten Gaumen oft mit höchst einfachen, kunstlosen und bei der ersten Probe auch unschmackhaft scheinenden Nationalgerichten geht. An das, was man anfangs verschmähte, gewöhnt man sich allmälig, und man gewinnt dann zuweilen für solche Nationalgerichte sogar wohl eine passionirte Vorliebe, die ein Uneingeweihter gar nicht versteht. Ich kann mir sehr wohl denken, daß der, welcher von Jugend auf an die Murmeltöne jener dem Pferdeschwanze ausgerissenen Saiten und an die melancholische Weise der Guslasänger gewöhnt ist, dabei ebenso in stilles Entzücken geräth, wie ein Samojede, wenn er auf einem Markte in Deutschland einen Bären brummen hört, oder wie ein Grönländer, wenn er in Kopenhagen den Thran eines Seehundes zu riechen bekommt, — besonders wenn ich an den Inhalt der Lieder denke, der diesen Leuten eigentlich die Hauptsache und der immer anregender Natur, oft sehr poetisch ist. — Ich sage oft sehr poetisch; denn man muß auch darin nicht zu weit gehen, daß man alle montenegrinischen Lieder unbesehen dem Homer gleich stellt. Oft ist so ein ganzes langes selbständiges Lied nichts weiter als eine ziemlich prosaische Darstellung

eines blutigen Kampfes. Aber auch hierbei muß man sich wieder in den Sinn eines Montenegriners hineindenken, den die Dichtung schon entzückt, wenn nur recht viele Türken darin erschlagen werden, und der daher das Alles eben so aufmerksam und mit Erbauung genießt, wie ein englischer Sportsman die Lectüre eines uns Nichtkennern langweiligen Berichts über eine Hasentreibjagd.

Wenn ich dem Allen nach von dem musikalischen Talente unserer montenegrinischen Gäste nicht viel Aufhebens machen kann, so glaube ich sie doch vieler anderen Dinge wegen beloben zu können, so z. B. unter anderen wegen ihres gefälligen und anstandsvollen Benehmens. Die meisten von ihnen hatten doch mit der sogenannten gebildeten Welt unendlich viel weniger Berührungspunkte gehabt als z. B. unsere deutschen Tschernogorzen, ich meine unsere schwarzwälder Bauern*), und im Grunde sind diese serbischen Tschernogorzen doch nichts Anderes als im höchsten Grade isolirte und von der Welt abgeschnittene Gebirgsbauern, unendlich viel versteckter und abgelegener als z. B. die bäurischen Republikaner von Uri oder Unterwalden in der Schweiz. Nichtsdestoweniger aber war doch ihre Erscheinung und ihr ganzes Benehmen ebenso unvergleichlich viel weniger bäurisch und plump, als wir es z. B. bei den Dorfschulzen, Bauermeistern, Hundertmännern und Hufbesitzern unserer Schwaben, Niederbaiern oder Pommeraner gewohnt sind. Sie wohnen da oben unter Höhlen und Steinhaufen, welche Häuser genannt werden, und in denen sie, selbst die Reichsten und Vornehmsten unter ihnen, nicht den

*) „Tschernogora“ heißt Schwarzwald.

hundertsten Theil von dem Luxus und Comfort besitzen, den bei uns ein wohlhabender Marschbauer hat. Sie haben auch außer ihrem einzigen Wladika Niemanden, der ihnen als Muster in ihrem Benehmen und Thun aufgestellt werden könnte. Sie haben keine Schulmeister, die ihnen in ihrer Jugend von Reinlichkeit, Anstand, Bescheidenheit und dergleichen vorreden, und die, wie dieß unsere Dorfschulmeister thun, dem plumpen Bauerjungen etwas Schick und Façon einzuschulmeistern streben. Ihre Hauptkunst, ihr Handwerk und ihre Wissenschaft sind die Kämpfe mit den Türken, bei denen sie furchtbar schreien und wüthen, Säbelhiebe, Flintenkugeln und, wenn sie diese nicht mehr haben, Felsblöcke herabsenden, und mich däucht, wir hätten uns demnach nicht wundern können, wenn diese Leute allesammt noch viel plumper als die Bären gewesen wären. Statt dessen aber waren sie, wie gesagt, sehr manierlich, traten ganz leise und gewandt auf, sprachen äußerst geschickt und geläufig, gaben auf jede Frage recht passenden und offenherzigen Bescheid, waren bei ihren Begrüßungen und bei ihren Abschiedsfloskeln sehr höflich, freundlich und herzlich und zeigten sich auch, was ich noch besonders hervorheben will, beim Speisen und Trinken, obgleich ihnen immer reichlich vorgesetzt wurde, nichts weniger als gierig und unmäßig. Ich möchte einmal einen deutschen, oder englischen und französischen Bauer oder Bürgersmann so ein paar Jahre in die Felsen von Montenegro einsperren bei Wasser, Slivowitz und Maiskolben und ihm dann in Cattaro ein gutes warmes Souper vorsetzen, und ich möchte einmal sehen, wie er zulangen und seine Backen vollpacken würde. — Garve führt in einer seiner philosophischen Abhand-

lungen aus, daß es keine bessere Schule des Anstandes gäbe als die Beschäftigung des Kriegerstandes. Vielleicht haben's die Montenegriner eben daher, vielleicht steckt es ihnen wie manchen anderen uncultivirten Völkern schon im Blute.

Doch nun einstweilen genug von den Montenegrinern. Vorläufig nahmen Cattaro und seine Bocca noch in höherem Grade als sie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir benutzten die ersten Tage unserer Anwesenheit, deren schlechtes Wetter uns an der weiteren Reise nach Montenegro hinderte, zu mehren kurzen Ausflügen und zur Besichtigung einiger Merkwürdigkeiten in der Stadt selbst. Zu diesen scheinen mir vor allen Dingen die beiden starken Quellen zu gehören, welche dem Gebirge hart vor den Thoren von Cattaro entfließen, die Fiumera und der sogenannte Gordiccio, denen ich einige Aufmerksamkeit widmete.

Die Fiumera ist ein Fluß, der dem berühmten Timao bei Triest und auch anderen Flüssen Istriens und Dalmatiens ganz ähnlich ist. Wie diese, kommt er gleich ganz mächtig und breit unter den Felsen hervorgeflossen und hat von der Quelle bis zur Mündung in den Cattarensischen Meereskanal nur einige Hundert Klaftern Länge, sowie eine Breite von zuweilen 60 Klaftern in der Nähe der Mündung. Die kahle Felsenkluft, aus der die Fiumera hervortritt, ist ungemein wild und malerisch, sie liegt einen Büchsenschuß von den Thoren der Stadt entfernt. Gewöhnlich ist diese Felsenschlucht selbst trocken, und das Wasser quillt nur unterirdisch unter den Steinen heraus. Wenn es aber lange geregnet hat, so stürzen auch noch von der Oberfläche herab sich ansammelnde Gewässer tobend aus ihr hervor. Und überhaupt

verändert sich dann die ganze Physiognomie der Fiumera dermaßen, daß man sie gar nicht wiedererkennt. Es schwellen dann die unterirdischen Gewässer auf eine erstaunliche Weise an, und außerdem schüttet und sprudelt es dann noch aus zahllosen anderen Löchern und Felsen empor, die man bisher ganz trocken und dürre zu sehen gewohnt war, und wobei man dann recht erkennt, daß alle diese Gebirge, vom Karst bei Triest angefangen bis nach Cattaro hinab und auch noch weiter, wie Badeschwämme vielfach durchlöchert sind.

Wir hatten Gelegenheit, bei unserer Anwesenheit in Cattaro ein solches Schauspiel zu erleben. Es fiel einige Nächte und Morgen ein so heftiger Regen, wie man ihn nur in diesen südlichen Gegenden sehen kann, ein Regen, den man hier und in Dalmatien „Bindfadenregen" zu nennen pflegt, weil die dicken Tropfen sich dabei einander so schnell folgen, daß sie ununterbrochene Wasserfäden zu bilden scheinen. Mann könnte dann noch scherzhafter Weise die „dicken Strickregen" und die „Ankertau-Regen" unterscheiden. Als es eines Nachts wieder recht heftig geregnet hatte, lief ich zur Fiumera hinaus, konnte aber schon nicht zum Thore und zu einem erhöhten Platze des Bazars gelangen, ohne die Hilfe eines armen Mannes in Anspruch zu nehmen, der sich von freien Stücken anbot, mich durch's strömende Wasser auf's Trockene zu tragen. Quer über die dem Thore benachbarten Straßen floß das klare Quellwasser hin, und aus allen Hausthüren strömte ein reißender Bergfluß hervor. Dieß war nicht Alles bloß unmittelbar die Fiumera, vielmehr waren auch die anderen Brunnen und Quellen der Stadt, die aber alle mit der Fiumera ein und dasselbe Fluß- und

Höhlensystem bilden mögen, in Bewegung gekommen, ausgetreten und übergesprudelt. Draußen um den Bazar herum war ebenfalls Alles überschwemmt. Die Fiumera trat an einer ganz anderen Stelle aus dem Gebirge heraus. Aus der großen malerischen Schlucht, wie aus vielen anderen Punkten strömten starke Wasserarme hervor, und an zahllosen Stellen schienen sich die sonst so trockenen Felsenmäuler des Berges geöffnet zu haben, um Wasser von sich zu speien, gleich den Röhren einer nach langer Zeit in Bewegung gesetzten Wasserkunst. — Ueberhaupt in ganz Dalmatien ist die Erscheinung eines solchen periodischen Wasserüberflusses, dem dann wieder ein eben so arger Wassermangel folgt, nicht selten.

Anders ist die zweite Quelle bei Cattaro beschaffen, der sogenannte Gordiccio, der ganz dicht vor dem südlichen Thore der Stadt, der sogenannten Porta di Gordiccio, liegt. Auch hier strömt eine große Wassermasse, die sich im Innern der Gebirge sammelt, aus einer Höhle hervor, doch mündet diese Höhle nicht, wie bei der Fiumera, au niveau mit dem Meeresspiegel, sondern in einer beträchtlichen Tiefe unter demselben, so daß man das Aussprudeln des süßen Wassers nur an einer unaufhörlich wirbelnden und aufwärts dringenden Bewegung auf der Oberfläche erkennt. Dieser Wirbel befindet sich hart am Ufer und an den Mauern der Stadt und ist von dem felsigen Uferrande wie ein kleiner Kessel umgeben. Es ist ein Schlund, dessen Tiefe sehr groß sein soll. Die Angaben variiren von 20 bis 100 Klaftern. Das Wasser ist darin in beständig wallender und kreisender Bewegung, wie in einem siedenden Kessel, und die Masse des hier hervordringenden süßen Wassers muß

bedeutend sein. Vermuthlich ist es nur ein Theil desselben unterirdisch unter und neben Cattaro verzweigten Flußsystems, von dem auch die Fiumera und die anderen kleinen Brunnen und Quellen in der Stadt selbst Branchen sind. Zuweilen nach langem und heftigem Regen soll der Wasserwirbel in der Mitte des Kessels hoch aufwallen, als wolle er anfangen eine Fontaine zu bilden. Manchmal aber soll, wenn es im Sommer lange nicht geregnet hat, der besagte Schlund, statt süßes Wasser wallend auszuspeien, salziges Wasser wie in einen Trichter in sich hinabziehen. Es soll dann auch zugleich das merkwürdige Phänomen eintreten, daß alle süßen Brunnen der Stadt etwas salzig werden, was wieder beweisen würde, daß sie durch unterirdische Höhlen mit dem Gordiccio zusammenhingen. Diese interessante Bemerkung hat mir ein Gelehrter mitgetheilt, der lange Jahre in Cattaro sich aufhielt.

Uebrigens werfen sich außer der Fiumera und dem Gordiccio auch noch andere mächtige Gießbäche in den Canal von Cattaro hinein, einige, indem sie schöne Cascaden bilden. Die größten sind die Gliuta *) unweit Dobrota und der Sopot unweit Risano. Da diese Gießbäche gerade jetzt bei dem anhaltenden Regen alle im schönsten Gange waren, so wünschten wir sehr, sie zu sehen, und die Güte eines einflußreichen Freundes in Cattaro brachte uns auch in einem Boote dem ersehnten Ziele nahe. Schon in der Entfernung einer Meile hörten wir die Gliuta über die Oberfläche des Meerbusens

*) Gliuta ist in diesen Gegenden ein allgemeiner Name für Höhlenquellen. Auch bei Ragusa Vecchia giebt es eine Gliuta, wie bei mehren anderen Punkten.

hinwegrauschen und brüllen. Wir kamen ihr auch ziemlich nahe, aber leider verhinderten uns Nacht und Regen, sie ganz zu erreichen. Eben so erging es uns mit dem Sopot bei Risano. Obwohl das hohe Gebirge und die oberflächliche Wasserscheide ganz nahe bei der Gliuta ist, und die Quellen, welche ihr auf der Oberfläche zuströmen können, ganz unbedeutend sind, so soll sie doch auch, wie die Fiumera, einem starken Flusse gleichen. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß auch ihr Wasser aus dem Innern des Landes durch hohle Gänge unter dem Hauptgebirgsrücken hinweg herbeigeführt wird. Von dem Wasserfalle Sopot, der sich unmittelbar aus einer Felsenhöhle in die Bocca ausschüttet, hat mir ein Freund und Kenner der Bocca erzählt, daß er bloß bei Scirocco sehr stark sei und viel Wasser enthalte. Nur bei Scirocco ströme es hier in Masse aus, ohne Scirocco aber rinne und tröpfle es kaum. Ich habe diese Bemerkung noch in keinem Buche über die Bocca gedruckt gefunden. Sie stimmt einigermaßen mit dem, was wir erfuhren. In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Cattaro wehte ein heftiger Scirocco, der auch das Wasser bei der Stadt hoch aufgeschwellt hatte, und um diese Zeit hörten wir vom Sopot, daß er heftig ströme; auch sahen wir einmal von Weitem den breiten weißen Streifen, den er bildet. Als wir aber jetzt nach Perasto kamen, sahen wir diesen Streifen nicht mehr, und die Leute sagten uns auch, es wäre überflüssig, daß wir hingingen, weil der Wasserfall völlig aufgehört habe. Dennoch regnete es fort, und doch hatte der Scirocco erst seit etwa 24 Stunden nachgelassen. Mein besagter Freund erklärte mir dieß Phänomen so: Vermuthlich hängt die

Höhle des Sopot unterirdisch sowohl mit Gewässern in der Herzegowina, als auch durch andere Höhlenbranchen mit dem Meere zusammen. Die Gewässer in der Herzegowina mögen in gewöhnlicher Zeit nur kleinen Theils in die Höhle des Sopot, größten Theils aber auf anderem Wege ins Meer fließen. Wenn nun aber heftiger Scirocco weht, so werden vielleicht erstlich die herzegowinischen Gewässer zurückgetrieben und, an ihrem Abflusse ins Meer behindert, in die besagte Höhle geworfen. Außerdem aber mag auch das anschwellende Meer dann selbst noch in die Höhle des Sopot von der anderen Seite eintreten, dort unterirdische Süßgewässer aufstauen und diese dann rückwärts nach Risano hin abzufließen zwingen.

Alle die genannten Gewässer stürzen sich in die hintersten Abtheilungen der Bocche di Cattaro, und zwar gerade in die äußersten Spitzen der Busen dieser Abtheilung, die Gliuta in die Spitze des Busens von Dracovaz, die Fiumera und der Gordiccio in die Spitze unmittelbar von Cattaro. Die Höhlen, durch welche diese Flüsse kommen, scheinen daher in den Fortsetzungen der Axen der Busen zu liegen, und man sollte denken, daß dieselben Umwälzungen der Erdrinde, welche das Bett jener Busen ausbildeten, weiterhin im Inneren des Landes auch jene Höhlen ausklüfteten.

Es ist schade, daß man gar nicht die Quantität des in den Canal einströmenden Wassers bestimmen kann, die aber vermuthlich sehr bedeutend ist. Es sind wohl die Gewässer eines großen Theils des westlichen Montenegro und der südlichen Herzegowina, die hier abgezapft werden und am Fuße der Berge erscheinen. Als wir später in einem kleinen Boote die ganze Bai von Cattaro

durchschifften, probirte ich in allen Abtheilungen derselben den Salzgehalt des Wassers. In dem hintersten Drittel bis zu dem sogenannten Engpasse der Catenen fand ich das Wasser fast ganz süß und konnte das salzige Meerwasser kaum durchschmecken. In der mittleren Abtheilung von den Catenen bis in die Enge bei Lustozza war das Wasser etwas mehr, aber auch noch schwach gesalzen. In der vordersten und letzten Abtheilung aber, bei Castelnuovo, schien es so ziemlich dem Meereswasser gleich zu sein. Man kann hieraus einigermaßen auf die große Quantität Süßwasser schließen, die in dieser Zeit in den Golf gefallen sein mußte. Im Winter, der wahren hiesigen Regenzeit, soll sich Alles noch viel mehr versüßen. Im Hochsommer dagegen, zur Zeit der höchsten Hitze und Dürre, ist es umgekehrt. Dann soll das Wasser selbst bis Cattaro hinein ganz salzig werden und vollkommenes Meerwasser sein. Und dann, wie ich schon sagte, werden sogar umgekehrt die süßen Quellen und Gewässer in der Stadt etwas gesalzen und verdorben.

Diese Bemerkungen können, glaube ich, einem Naturforscher oder Geographen beim Studium der Bocca zu Zeiten von Nutzen sein.

Ohne Zweifel haben die beiden genannten Gießbäche das Ihre zu der Bestimmung der Lage von Cattaro beigetragen. Die Fiumera gewährte der Stadt einen Schutzgraben auf der einen Seite, und der Wasserschlund Gordiccio gab für die Mauern derselben einen Anhaltepunkt auf der anderen Seite. Zwischen beiden wurde Cattaro eingefaßt, wie ein Apfel zwischen den Armen einer Zange. Aber das Entscheidende für die Situation von Cattaro war doch die Felsklippe, die sich gleich hinter

der Stadt erhebt und dann durch tiefe Einschnitte von den höheren Gebirgen, deren vorderste Stufe sie vorstellt, abgelöst ist. Dieser wundervolle Block hat etwa die Gestalt einer in die Erde eingekeilten und schief gestellten Tafel. Von der Stadt selbst aus geht es allmälig daran hinauf. Gegen das Gebirge zu ist er aber hoch und schroff aufgebäumt, von diesem durch ein tiefes Felsenthal getrennt, und auch auf den beiden anderen Seiten ist die Tafel ziemlich senkrecht abgeschnitten. — Die Natur konnte dem Menschen keine schönere Gelegenheit zur Befestigung bereiten, es giebt keine zweite gleich günstige Situation an dem Golf. Man muß sich daher verwundern, daß hier nicht schon in den ältesten Zeiten die Hauptstadt der ganzen Gegend lag, und zwar um so mehr, da auch bei Cattaro der innerste Winkel des ganzen Busens ist, bis wohin Seeschifffahrt von jeher möglich war, und wo diese zugleich stets aufhören mußte. Nichtsdestoweniger war dieß, wie wir wissen, zur Römerzeit anders, zu welcher das heutige Risano, damals Rhizona genannt, der Hauptort der Bocca war. Sogar die illyrische Königin Teuta, welche die Römer besiegten, soll hier in Risano ihre Residenz gehabt haben, und die ganze Bocca trug damals von Risano ihren Namen, wie jetzt von Cattaro. Sie hieß Sinus Rhizonicus. Aber die Menschen müssen wohl oft auf ähnliche Weise mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wie jene griechischen Colonisten, welche ganz nahe bei dem wundervoll gelegenen goldenen Horn nicht gleich Byzanz, sondern erst eine andere Stadt an einem sehr unvortheilhaften Punkte gründeten. — In der Folgezeit wurde der Mißgriff corrigirt, und seit langen Jahrhunderten wird nun die Bai

nach Cattaro genannt, welches zur Venetianer-Zeit wie auch jetzt wieder der Hauptort und die Residenz der obersten Behörden und Militärkräfte des sogenannten venetianischen, jetzt östreichischen Albaniens war und ist.

Der besagte Felsblock ist zu verschiedenen Zeiten bis zu seinem äußersten, mindestens 800 Fuß hohen Gipfel hinauf mit einer Menge von Mauern und Festungswerken, die aber, glaube ich, den Maler mehr entzücken als den Ingenieur unserer Tage, bedeckt worden. Leider konnten wir bei unserer Anwesenheit in Cattaro keine passende Stunde zur Besteigung dieses Felsens ausfindig machen. Doch erfreuten wir uns oft von unten her und später, als wir nach Montenegro hinaufstiegen, auch von oben herab seines merkwürdigen Anblicks, und Abends und Nachts beschäftigten unsere Gedanken die Wächterrufe der Schildwachen, die zu allen Stunden von jenen Höhen, gleich dem Gebetgeschrei der türkischen Muezzins von ihren Minarets, ertönten und die in der Stille der Nacht immer wie in einem fortgesetzten Echo von Posten zu Posten rings um den Felsen herumliefen. Sie hallten laut und weit in die Umgegend hinaus und hielten immer die Idee der fortwährenden Kampfbereitschaft der Leute an diesem stets umdränten Punkte gegenwärtig, bezweckten aber wohl insbesondere, auf die etwa an den Gebirgsrändern lauernden Montenegriner denselben Eindruck zu machen. Wie die Wölfe, haben sich zu Zeiten schon einzelne Montenegriner bis dicht an die Stadt herangeschlichen und dort Einwohner von Cattaro, die ihnen zuwider waren, erschossen.

Obwohl ein kleiner Ort, möchte doch Cattaro

dem Freunde der Geschichte und Kunst noch manches Interessante, das des Studiums werth wäre, darbieten. In seinen Archiven, in die ich nur einen Blick that, findet sich gewiß noch manches für die Geschichte Venedigs, der Montenegriner und ihrer Nachbarn interessante Document. — Auch sind seine Kirchen durchaus nicht ohne Interesse, insbesondere die katholische Hauptkirche, die Kirche des heiligen Triphonius, des Schutzpatrons von Cattaro, die hübsch gebaut ist, einige Gemälde und einen aus Marmor gebauten Altar besitzt, welcher mir eine Copie des Hauptaltars in der Marcuskirche Venedigs zu sein schien.

Wie diesen Altar, so muß man auch die Einwohner von Cattaro selbst eine Copie oder eine Colonie der Venetianer nennen, die aber allerdings mit Slaven untermischt ist. Es hat sich hier im Laufe der Zeiten Alles italienisirt oder venetianisirt. — Die eigentlichen Bürger der Stadt haben kein Nationalcostüm, sondern sie tragen sich nach allgemeiner europäischer Mode. Auch sprechen alle italienisch. Dieß ist Alles ganz anders in den übrigen Ortschaften an der Bocca, deren Einwohner allesammt ihre besonderen Costüme haben, und wo, wenn auch das Italienische meistens verstanden wird, man doch in der Familie durchweg slavisch (serbisch) redet.

In wie hohem Grade in Cattaro das Italienische vorherrscht, mag vielleicht der Umstand beweisen, daß ich dort zwei daselbst lange angesiedelte Herren aus dem Gelehrtenstande traf, die das Illyrische nicht verstanden, obwohl sie selbst illyrische Familiennamen trugen und ohne Zweifel ursprünglich slavischer Abkunft waren. Am

meisten kommt darin, glaube ich, noch Castelnuovo der Hauptstadt gleich.

2.

Perzagno und Dobrota.

Außer Cattaro liegen an dem Golfe, dessen Darstellung uns beschäftigt, noch mehre andere Ortschaften, die durch ihre unternehmenden Schiffscapitäne und Handelsleute weit und breit im Oriente berühmt sind und deren Schilderung auch in Deutschland Aufsehen und Verwunderung erregen müßte, wenn sie von einem Kenner geliefert würde, und wenn der deutsche Leser Geduld und Zeit genug hätte, sich um solche bei uns ziemlich bei Seite gesetzte Dinge zu bekümmern.

Die merkwürdigsten jener Orte sind: Dobrota, Perzagno, Perasto, Risano und Castelnuovo. Doch bezeichnen diese Namen eigentlich eben so verschiedene slavische Stämme als Communen, wie denn bei sämmtlichen Slaven dieser Gegend Alles mehr in Stämme und Völkerschaften als in Städte und Ortschaften zerfällt. Daher hört man denn auch fast mehr von den Risanoten, Dobrotanern, Perzagnoten u. s. w. als von Risano, Dobrota und Perzagno reden.

Die Bewohner aller dieser an den Felsenufern und der Bocca klebenden Orte sind zwar durch die Bank Schiffer, Fischer und Kaufleute, und das Gebiet ihrer Thätigkeit ist im Ganzen dasselbe, nämlich das adriatische Meer, der Orient, Konstantinopel, das schwarze Meer. Aber fast jeder Stamm befindet sich in einer besonderen Linie

oder Branche der orientalischen Handelsthätigkeit. So stehen z. B. die Dobrotaner hauptsächlich mit Triest in Verbindung, dienen dem dortigen Handel und sind hauptsächlich in gleichem Tempo mit dieser Stadt groß und reich geworden, während die ihnen gegenüber wohnenden Perzagnoten hauptsächlich mit Venedig zusammenhängen. So waren die Risanoten in alten Zeiten lange als Schiffer nicht nur, sondern auch als die kühnsten Seeräuber bekannt, während die Dobrotaner nie diesen zweideutigen Ruhm beansprucht haben.

Sie sind auch alle serbische Slaven, aber da sie meistens nur unter sich heirathen, so hat ein jeder Stamm seine ganz besonderen Eigenthümlichkeiten bewahrt, besondere Variationen der Sitten und des Costüms und auch besondere Racenverschiedenheiten. So sind z. B. die Risanoten als die größten und schönsten Männer der Bocca berühmt, und dieselben haben zugleich das reichste und schönste Nationalcostüm. Ein Maler könnte an der Bocca allein ein ganzes Heft voll von Nationalcostümen sammeln. — Natürlich sind sie alle Christen, aber beinahe sollte man glauben, sie wären es nicht, so verfeindet sind sie unter einander in Hinsicht auf die Religion. Ein Ort (z. B. Dobrota) ist ganz römisch-katholisch, während ein anderer (z. B. Risano) ganz griechisch-katholisch ist, und das bedeutet hier, wo die beiden Secten heftiger gegen einander erbittert sind als anderswo, ungefähr eben so viel, als wenn die Einen Europäer und die Anderen Afrikaner wären. In dem einen ganz katholischen Orte hat nach einem alten Gesetze selbst eine griechische Magd nicht einmal länger dienen können als drei Jahre. In dem anderen ganz griechischen Orte hat nur eine einzige

katholische Familie das Recht der Existenz erringen und behaupten können. Uebrigens sagte man mir, sei die Mehrzahl (nämlich zwei Drittel) der ganzen Küstenbevölkerung des Golfs griechisch und nur ein Drittel katholisch. Aber unter den Venetianern, wie auch jetzt noch, betrachteten sich die Griechen als Unterdrückte, weil die katholische Confession die Hauptreligion der Regierungsmänner war. In neuerer Zeit haben sie ihr Haupt erhoben. Ihre Anzahl hat sich vermehrt. Auch werden sie von dem jetzt in Oestreich proclamirten Principe der Gleichberechtigung alle Confessionen wohl besser ihren Vortheil zu ziehen verstehen als die Protestanten in den deutschen Provinzen Oestreichs.

Gleich an dem ersten Tage unserer Anwesenheit in Cattaro führte uns der gütige Beförderer unserer kleinen Bemühungen in seiner Gondel zu einigen jener merkwürdigen Küstenorte hin. Wir fuhren zunächst längs des Ufers von Perzagno, das auf der Südseite der Bocca liegt. Es ist von Katholiken und Griechen bewohnt. Doch sind diese letzteren erst in neueren Zeiten hier aufgekommen. Früher, unter den Venetianern, soll der ganze Ort katholisch gewesen sein. — Er hat eine Menge große und schöne Häuser, die in gefälligen Gruppen längs der Küste zerstreut liegen. Die große Kirche, welche die reichen Perzagnoten im Anfange dieses Jahrhunderts zu bauen anfingen und von welcher ein damaliger Schriftsteller bemerkte: „sie ist mit zu vieler Pracht angefangen und wird wohl schwerlich, besonders in diesen unruhigen Zeiten, sobald fertig werden", — ist wirklich bis auf den heutigen Tag nicht fertig geworden, und ihre Maueranfänge liegen wie Ruinen da. Perzagno

und eben so auch Dobrota läßt sich mit den prachtvoll gebauten reichen Dörfern vergleichen, die man zuweilen in den wilden Hochthälern des Engadin findet und deren Bewohner sich in aller Welt Schätze erworben haben, die sie dann am Rande ihrer Gletscher in einem schönen großen Hause und Garten niederlegen und mit den Ihrigen bis an ihr Lebensende genießen. Wie jene graubündischen Dörfer, bestehen auch diese albanesischen hier größtentheils nur aus schönen Villen und danebenliegenden Wein- und Oelgärten, welche die reichen Kaufleute und Schiffscapitäns gebaut haben, um doch ein Pied à terre in ihrer Heimath oder eine Residenz für ihre alten Tage zu besitzen. Gewöhnlich wohnen nur ihre Frauen und Kinder darin, die sie aber bei Intervallen ihrer Reisen fleißig besuchen und zu denen sie sich dann auch wohl mit ihren erworbenen Schätzen ganz zurückziehen. — Ein Stückchen Land ist hier daher, wie man sich denken kann, sehr theuer, da Alles mehr oder weniger nur Luxusbesitzthum ist.

Von Perzagno ruderten wir nach Dobrota hinüber, wo wir an's Land stiegen, um die hübsche Hauptkirche des Orts und das Innere eines Hauses zu besehen. Der Ort liegt beinahe sechs italienische Meilen weit längs des Fußes der montenegrinischen Gebirge am Canale hingestreckt. Die genannten bösen Gebirge treten hier so nahe, daß die montenegrinische Grenze, die oben auf dem Kamm des Gebirges hinläuft, nur ein paar Büchsenschüsse von den äußersten Häusern von Dobrota entfernt ist. Mit Leichtigkeit können die gewandten Füchse, die Montenegriner, sich an den himmelhohen Wänden ihrer Gebirge herablassen und den reichen Dobrotanern, ehe sie

sich's versehen, ihre schönen Häuser plündern. Es ist wohl nirgends verhältnißmäßig so viel Reichthum und Luxus in der Nähe von so gefährlicher Nachbarschaft aufgehäuft. Die Dobrotaner wohnen in Villen und Palästen, wie sie selbst der Fürst der Montenegriner nicht besitzt, und unter ihnen giebt es mehr als einen, der als Millionär bezeichnet wird. Dagegen leben die Montenegriner nahe dabei in Höhlen, haben nichts, verspüren aber die größte Lust, viel zu besitzen und sind dabei im höchsten Grade verwegen. Dazu kommt noch, daß, die Montenegriner eifrige Griechen, die Dobrotaner dagegen aber glühende oder gar flammende Katholiken sind. Dem Allen nach ist kein Ort an der ganzen Bocca den Einfällen der Montenegriner mehr ausgesetzt als Dobrota, und man sieht daher hier mehr als sonst irgendwo zwischen den schönen neuen Wohnungen hie und da jene häßlichen Ruinen liegen, von denen ich sprach, und die von irgend einem montenegrinischen Ueberfalle und Raub-Mordbrande herrühren. Man sollte denken, die Dobrotaner müßten, wenn sie nun einmal von ihrem väterlichen Erbtheil nicht lassen wollten, sich wenigstens alle hinter einer und derselben himmelhohen Mauer in einen Haufen verkrochen haben; aber nichts weniger als das. Ihr Ort ist ein ganz offener Flecken, und ihre Häuser sind an der Küste über sieben italienische Meilen weit in lockeren Gruppen verstreut, als wollten sie es den Montenegrinern recht leicht machen. Man sollte auch denken, daß die Dobrotaner, nachdem sie in der Fremde reich geworden und den Luxus von Triest oder Byzanz kennen gelernt haben, den Geschmack dafür verloren hätten, mit den Montenegrinern beständig Kirschen zu essen. Aber

nichts weniger als das! Es scheint fast, als dächten die Dobrotaner von ihrem kleinen schmalen Küstenstrich, wie die Magyaren von ihrem großen Ungarn: Extra Dobrotam non est vita, et si est vita, non est ita. Sie müssen alle dahin zurück und nehmen die Pistolen willig wieder zur Seite, um ihr Erworbenes und dessen Genuß auf Leben und Tod gegen die Montenegriner zu vertheidigen. Und dazu befestigen sie jede einzelne ihrer Villen wie ein Fort. Hier in Dobrota kann man, däucht mir, besser als anderswo lernen, was es bedeutet: Vaterland! Heimath! und mit welcher Gewalt der Flecken Erde, auf dem er geboren ist, des Menschen Seele bezaubert hat. Auch viel besser noch als in Montenegro; denn daß diese Leute an ihren Felsen wie Pech kleben, ist kein Wunder, da sie nie etwas Besseres kennen gelernt haben. Da die Bewohner dieser Orte in oder auf den Bergen nicht viel zu suchen haben, und da auch ihre Nachbar-Communen oft durch keine ordentlichen Wege mit ihnen verbunden oder gegen sie seit alten Zeiten verstimmt sind, so ist fast ihr ganzer Verkehr nach der Wasserseite hin. Sie haben daher gar keine Wagen, nur einige besitzen Saumthiere, aber fast alle haben Barken oder Gondeln, und für diese haben sie gleich hart an ihren Häusern am Ufer recht hübsche kleine Molos und steinerne Häfen gebaut. Diese zahllosen kleinen Molos und Häfen gereichen den Ufern der Bocca zur Zierde und machen sie fast an jedem Punkte zum Anlegen geschickt.

Man war so gütig, uns in das Innere eines jener befestigten Häuser zu führen. Gleich zu beiden Seiten der Hofthüre zeigte man uns Löcher oder Schießschar-

ten, durch welche Angriffe auf die Thüre verhindert werden konnten. Eben solche Schießscharten waren bei den Hausthüren und bei den Fenstern eingebohrt. Sie zielten alle in einer Richtung, in welcher man schwache Punkte des Hauses bestreichen konnte. Dabei war aber das Haus selbst im Uebrigen nichts weniger als einem mittelalterlichen Castell gleich. Vielmehr war es groß, schön, zweistöckig und sehr geräumig, mit hohen weiten Gemächern und Vorplätzen, in liebliches Weinlaub, friedliche Oelbäume, Granaten u. s. w. eingehüllt. Der Besitzer des Hauses, ein reicher Schiffspatron, kam uns in seinem schwarzseidenen, mit Silber verzierten Nationalcostüm entgegen und führte uns überall herum, in sein Prunkgemach, auf den Balkon des Hauses, von dem sich eine liebliche Aussicht auf die Bocca darbot, zu seiner Waffensammlung, und auch zu einer Kanone, die er in einem hübschen Zimmer im Hintertheile seines Hauses aufgestellt hatte. Für diese Kanone hatte er in den unruhigen Zeiten des Jahres 1848 die Wand, welche nach der Seite des montenegrinischen Gebirges hin lag, durchbohrt, und seitdem hat er sie da lieber für immer gelassen. Aergerlicher Weise vergaß ich nachzusehen, ob die Kanone geladen war; aber ich glaube, man sagte es mir. Die Waffen des Hauses beliefen sich auf zwei Dutzend Gewehre, Pistolen und Handschars, die aber nicht etwa in dem Schlafgemache des Herrn oder sonst in einem Verstecke aufbewahrt wurden. Vielmehr hingen sie im Centrum des Hauses an den Wänden des Vorhauses und des Corridors, so daß Jeder auf der Stelle dazu greifen konnte. Auch waren sie nicht alle auf einem Haufen, sondern eine Partie hing in der unteren, eine

zweite in der oberen Etage, um gleich in den verschiedenen Räumen das Nöthige beisammen zu haben und alle Posten an den Fenstern besetzen zu können. „Dieß ist ja ungefähr wie in einem Kriegsschiffe", bemerkte ich unserem Hauswirthe, der uns dann auch noch ein Schwert von der Wand hob, das er uns als ein deutsches präsentirte. Es war dieß eine sogenannte „Wolfsklinge" (italienisch: Spada lupo), ein langes, gerades, ziemlich breites Schwert, mit einem schwarzgefärbten eisernen Handgriffe und Korbe herum. Es zeichnete sich vor allen übrigen aus, die wie alle orientalische Handschars keine Körbe hatten, und die auch nicht so einfach, ernst und schwarz aussahen, sondern viel gezierter waren als dieß deutsche Schwert; dasselbe hatte auch seinen besonderen Platz neben den übrigen an der Wand. Und später in einem anderen Hause in Perasto fand ich ein eben solches Schwert, ebenfalls an einem isolirten Platze. Man sagte mir, sie hätten gewöhnlich in jedem Hause eine oder ein paar solche alte deutsche Wolfsklingen, die sonst und auch noch in neuester Zeit hier mit theuerem Gelde bezahlt worden wären. Ich hörte später von einem Falle, wo ein Bocchese mehre sehr schöne orientalische Waffen für eine einzige gute Wolfsklinge hingegeben habe. Ueber den Gebrauch und die Bedeutung dieser Wolfsklingen äußerte man mir Verschiedenes. An der Bocca selbst sagte man, sie dienten bei den Duellen dieser ritterlichen Leute untereinander. Später hörte ich Jemanden die Meinung äußern, dieselben wären besonders ehemals, als noch die Seeräuberei blühte, beim Entern und bei den Handgemengen von Schiff zu Schiff gebraucht worden. (Waren sie vielleicht ihrer Länge wegen hierzu besonders

zweckmäßig?) Uebrigens haben die Wolfsklingen ihren Namen von einem der Klinge eingepreßten Zeichen, das dem Bilde eines Wolfes ähnelt. Auch in Wien fand ich später bei einem Waffenhändler eine solche Wolfsklinge.

Selbst in ganz gewöhnlichen Zeiten halten die Bocchesen darauf, daß immer ein bewaffneter Mann im Hause sei, was aber bei den häuslichen Gewohnheiten, welche dieselben, vielleicht zum Theil in Folge ihres stets bedräuten Zustandes angenommen haben, nicht sehr schwer zu bewerkstelligen ist. Der Hausherr ist beständig innerhalb seines Hauses und Gehöftes beschäftigt, sei es mit Rechnungen oder Correspondenzen, oder mit Herumwandern von einem Zimmer ins andere, Trepp auf Trepp ab, zum Balkon hinein und heraus und höchstens vor die Hausthüre und mit Ordnen, Beschauen und Bewachen seiner Habe. Sie verlassen ihre Häuser nicht anders, als wenn Geschäfte sie rufen. Sie leben auch unter einander wenig gesellig, besuchen sich selten, haben keine Abendgesellschaften, und „in die Schenke" oder ins Casino oder auf den Klubb gehen sie nie. Denn dergleichen existirt nicht in ihren Orten. Des Abends bei Zeiten ist Alles zu Hause, und bald nach Sonnenuntergang sind die Straßen der Ortschaften leer und todt, und ein Jedes hat sich hinter seine Hausthüre, hinter welche dicke feste Balken eingeschoben werden, verrammelt. In Zeiten, wo es in Montenegro unruhig ist, und wenn man daher noch erhöhten Grund hat, den Montenegrinern nicht zu trauen, theilt sich die Bewohnerschaft des Hauses in zwei Theile, und es wacht dann die eine Hälfte bis Mitternacht und die andere Hälfte bis zum

Morgen. So viel Umstände macht es, in diesem Lande — ein reicher Mann zu sein.

Unser Hausherr, sagte ich, empfing uns in seinem Nationalcostüm. Und hierbei ist zu bemerken, daß diese Leute ihr Nationalcostüm in der Heimath fast nie ablegen. Sie gehen nicht etwa, wie unsere Hausväter in Schlafrock und Pantoffeln im Hause einher, sondern immer in ihren bis zu den Knieen weiten, seidenen Beinkleidern, in ihren engen Gamaschen und gezierten Schuhen, in knappen, reichgestickten Jacken und Westen, ihre Mütze — keine Schlafmütze! — auf dem Kopfe. Es würde für ganz unschicklich für einen Bocchesen gehalten werden, wenn er sich anders in seinem Hause blicken ließe. Auch würde alle Welt sich wundern und moquiren, wenn ein Bocchese in einem fremden, etwa deutschen Costüm sich in seinem Geburtsorte oder auch nur überhaupt an der Bocca zeigte. Die Schiffscapitäne und Kaufleute, die in der Fremde natürlich andere Moden mitmachen, haben daher auch, wenn sie sich den Bocche di Cattaro nähern, immer ein Nationalcostüm bei der Hand; noch ehe sie bei der Punta d' Ostro hineinfahren, kleiden sie sich um, streifen den Griechen oder Triestiner, oder Russen oder Deutschen ab und werden wieder Bocchesen, um ja ihren Weibern und Gevattern keinen Anstoß zu geben. Man sieht daraus, daß hier zu Lande die Nationalcostüme noch wirklich etwas zu bedeuten haben.

Unser Hausherr war sehr gefällig gegen uns, aber doch nicht so freundlich, daß er uns seine Frau vorgestellt hätte. So weit geht die Gefälligkeit der Bocchesen gegen Fremde nie. Denn ihre Weiber werden fast eben so eifersüchtig verborgen und fast auch

nicht höher geachtet, wie bei den Orientalen. Wer einmal an der Bocca gewesen ist, der hat es sich schon oft erzählen lassen müssen, wie sie ihre Weiber fast nie nur einmal erwähnen, oder wie, wenn sie es thun, sie meistens sich so ausdrücken: „Meine Frau, mit Erlaubniß zu sagen, erzählte mir neulich u. s. w." Auch bürden sie ihren Frauen alle Sorgen und Geschäfte des Hauses ganz allein auf und lassen sie, wenn sie arm sind, für sich die härtesten und schlimmsten Arbeiten verrichten; dabei machen sie es sich selber so bequem als möglich. Selbst, so lange sie verliebt sind, scheint ihre Aufmerksamkeit für den Gegenstand ihrer Liebe nicht sehr groß zu sein. Ein Bekannter erzählte mir, er habe einmal ein bocchesisches Liebespaar beobachtet, das in Gemeinschaft sich von einem Dorfe zum andern begeben habe. „Er" habe dabei, sein Pfeifchen rauchend, gemächlich auf seinem Pferde gesessen, „sie" aber sei beinah barfuß auf dem steinigen Wege nebenher gelaufen, ohne daß es ihm eingefallen wäre, sie deßhalb nur zu bedauern. Dabei habe er sie aber zuweilen recht freundlich und verliebt angeblickt, einmal sogar, sie bei der Hand fassend, sie zu sich herangezogen und ihr vom Pferde herab einen Kuß gegeben. Das war ein ächt bocchesischer Kuß. In allen anderen Ländern wäre der Reiter ohne Zweifel entweder abgesessen oder hätte sein Liebchen zu sich in den Sattel gehoben. Aber dieß Letztere würde natürlich an der Bocca der ganzen Welt zum Scandal gereicht haben. Ein anderes Bild solcher Art, welches man diesem gleich als Pendant an die Seite setzen kann, ist folgendes: Ein drei Ellen langer, baumstarker Bocchese, Montenegriner oder Morlache (was Alles so ziemlich auf Eins herauskommt),

reitet auf einem kleinen Esel oder Saumrosse und hängt darauf recht gemächlich wie ein Mühlsack. Hinter dem Esel her geht aber zu Fuß ein Weib, des Reiters Ehegemahlin. Sie hat die Ruthe in der Hand und treibt auf Commando ihres Hausherrn Esel an. Außerdem ist sie noch mit einem Reste der Reisebagage, der auf dem Saumthiere von wegen der breiten Figur des Reiters keinen Platz mehr fand, bepackt. Ich sah dieß Bild selbst hier zu Lande einmal in natura. Und ich vermuthe, daß es wohl nicht das einzige Mal war, wo so etwas in Dalmatien aufgeführt wurde.

Wie die Bocchesen es mit der Vertheidigung ihrer Häuser gegen die Montenegriner machen, wenn bloß ihre Frauen daheim sind und sie selber auf dem Meere schweifen, weiß ich nicht recht. Doch sind bekanntlich diese Frauen in der Vertheidigung des Ihrigen selber manchmal heroisch. Man zeigte uns in Dobrota das verlassene Haus eines Schiffscapitäns, der vor ein paar Jahren mit seiner Frau und seinen Töchtern sich klug und heldenmüthig gegen eine Schaar raubender Montenegriner vertheidigt hatte, und erzählte mir diesen Fall, so weit ich ihn behalten habe, so: Eines Abends saß jener Mann eben mit den Seinigen beisammen, als er Geräusch in dem Hofe seines Hauses vernahm. Er tritt ans Fenster und blickt hinaus, um zu fragen, wer da sei. Ein paar Flintenschüsse und sausende Kugeln, welche die Scheiben zertrümmern, antworten ihm, und er erblickt beim Aufblitzen des Feuers einen ziemlich zahlreichen Trupp Montenegriner, die um seine Thüre versammelt sind und sich sofort daran machen, sie aufzubrechen. Unversehrt, aber rasch zieht er seinen Kopf zurück und

verkündigt seinen entsetzten Frauen, es gälte einen Kampf auf Leben und Tod, sie möchten sich fassen und sofort wie er sich bewaffnen. Geladen brauchten natürlich die Gewehre nicht zu werden, denn dieß sind sie beständig in den Dobrotanischen Häusern. Feuer und Licht wurden schnell ausgelöscht, und die Frauen postirten sich hinter den Fensterpfeilern. Der Mann aber schwang sich hinab zu der Hausthüre, um hier am Eingange seine Feinde zu erwarten, neben sich ein halbes Dutzend Gewehre. Die Montenegriner berannten die Hausthüre mit großen Steinblöcken, die sie gegen dieselbe schleuderten. Es sollen bewundernswürdig große Klötze darunter gewesen sein, welche von diesen Leuten wie Aerte gehandhabt wurden. Das Gerippe der Thüre, aus mächtigen vorgeschobenen Balken bestehend, hielt dennoch. Sie brachten es nur bis zu einem Loche in die Breter, durch welches schnell nach einander ein, zwei, drei Montenegriner kriechend herein polterten. Der Schiffscapitän hatte alle seine Pistolen und alle seine Kräfte zusammengenommen, und so wie sie kamen, schoß er sie von seinem Versteck aus eben so rasch eins, zwei, drei nach einander zusammen. Die Montenegriner bemerkten, daß das Thürloch ihnen gefährlich sei, und als sie darüber die Köpfe berathend zusammensteckten, sandten plötzlich auch die tapferen Weiber von oben so viel Schüsse, als sie konnten, unter sie. Erschreckt zog das Raubgesindel sich zurück und ergriff dann bald die Flucht, als der Lärm im Dorfe die Menschen geweckt und eine starke Soldatenpatrouille unter Anführung eines Offiziers herbeigelockt hatte. Die Lebendigen erhaschte man nicht mehr, aber ihre Todten ließen die Montenegriner zurück, die sie doch sonst gewöhnlich bei

jeder Flucht in ihre Berge hinaufzuschleppen pflegen. — Dem tapferen Capitän, seiner Frau und seinen Töchtern schworen sie aber ewige Rache, und leider hat die Familie, um bei Nacht und bei Tage wenigstens einigermaßen sicher zu sein, ihr ländliches Häuschen verlassen müssen und sich innerhalb der Befestigungen von Cattaro angesiedelt, die sie jetzt, ohne Gefahr zu laufen, nicht verlassen dürfen.

Dobrota hat drei Kirchen, von denen wir eine besuchten. Es war ein sehr hübsches Gebäude in gefälligem Style, mit reich geschmücktem Altare. Der Geistliche zeigte uns eine schöne venetianische Goldarbeit, ein höchst zierlich gestaltetes, unbeschreibbares Kunstwerk in Kreuzesform, dem als kostbare Reliquien ein Dorn aus der Dornenkrone des Herrn, ein Splitter aus der Säule, an welchem der Herr gegeißelt wurde, und ein wenig terra sanguinis (mit dem Blute des Gekreuzigten geschwängerte Erde) einverwebt waren. Wir begriffen nicht, wie man solche Schätze an einer so exponirten Stelle aufhäufen könne. Aber freilich ist auch dieses Kirchlein befestigt. Zwischen Thüre und Kirchendach, am Dachesrande eingemauert, hängt wie ein Bienenkorb ein kleiner fester, aus Steinen construirter Erker herab, der mit Schießscharten der Art versehen ist, daß man aus ihnen den Eingang der Kirche bestreichen und decken kann. Die Meßner und Kirchendiener — natürlich bewaffnete Leute — müssen gut aufpassen, und sie können gleich oben in der Kirche bis zu jenem Erker herunterlaufen, ohne den etwa bedrohten unteren Eingang der Kirche zu berühren. Dieß Gotteshaus hat eine reizende Lage auf einer etwas erhöhten Landzunge, die gegen den Spiegel der

Bocca hervortritt, und ist von Malern oft dargestellt worden.

Wir hätten nun noch gern von Dobrota aus einen gewissen Punkt an dem Abhange der über ihm schwebenden Berge erreicht, nämlich eine dort befindliche Höhle, deren uns zugewandten Schlund wir deutlich erkannten. Während rund herum Alles völlig kahler Fels ist, hat sich im Schatten dieser Höhle ein großer hübscher Baum conservirt, dessen grüner Laubkopf recht malerisch aus dem Loche hervorragt. Einige sagten mir, es sei ein großer Feigenbaum. Andere hielten ihn für einen Lorbeer, aber die meisten versicherten, es sei ein alter Orangenbaum. Wir wären, wie gesagt, gern hinaufgestiegen, um dieß zu ergründen, aber unsere Freunde mahnten uns davon ab. Es wäre nicht räthlich, sagten sie, sich allein so weit hinauszuwagen. Man könnte so mitten am Berge an einer so weit sichtbaren Stelle von den Montenegrinern, die vielleicht zufällig von oben her herabschauten, für einen Dobrotaner oder von den Dobrotanern, die von unten her sich häufig die Bergwände betrachteten, für einen montenegrinischen Spion gehalten und, ehe man es sich's versähe, von einigen Flintenkugeln begrüßt werden. Man muß aber in diesem Lande nirgendswo hingehen, wo man den Leuten auffallen kann, und wo es Jemandem einfallen könnte, sich zu fragen: „was um des Himmels willen hat der Mensch dort zu suchen?" und wo dann dieser Jemand, wenn er seinen Kopf vergebens bemühte, auf jene Frage die rechte Antwort zu finden, rasch zu seiner Flinte greifen möchte. — Solcher Umständlichkeiten wegen unterblieb dieser kleine Ausflug zu jenem merkwürdigen vegetabilischen Eremiten,

auf den übrigens von verschiedenen Punkten der Bocca aus noch oft unsere Blicke fielen, und den deutsche Handwerksburschen, wenn sie hierher reisten, gewiß schon längst zum Wahrzeichen der Bocca gemacht hätten. — Gewiß müßte dort ein Maler ein recht hübsches und für Dalmatiens Natur eigenthümliches Bild gewinnen können. Ich hörte auch schon von einem Maler, der es — aber ebenfalls vergebens — versuchte, zu jenem Eremiten zu gelangen.

3.

Perasto.

Am folgenden Tage wurde uns wieder eine Gondelfahrt zu einem anderen Küstenpunkte der Bocca von unseren Gönnern bereitet. Es ging dieses Mal etwas weiter, nach dem Orte Perasto, der jenem schon genannten Engpasse Le Cattene gegenüber liegt. — Für unsere armen Ruderer, die dabei nicht weniger als fünf Stunden Arbeit hatten, war dieß etwas anstrengend. Aber die Bocchesen sind die geschicktesten Ruderer von der Welt, sie haben drei verschiedene Arten zu rudern, von denen sie je nach den Umständen bald die eine, bald die andere anwenden. Erstlich die bei uns gewöhnliche, wobei die Leute auf den Bänken sitzen, das Gesicht den Passagieren zugewandt, und wobei sie das Ruder eintauchen, fortstoßen und gleich wieder, damit ausgreifend, eintauchen. Auf diese Art rudern sie, wenn das Wasser sich unruhig zeigt, Wind oder Strömung entgegen sind, und es daher nöthig ist, daß in jedem Moment das

Schiff von den Ruderern gestoßen und auf seiner Linie erhalten werde. — Dann haben sie die Ruderweise der venetianischen Gondelfahrer, wobei sie alle stehend arbeiten, den Passagieren den Rücken zukehren und dem Ruder eine eigenthümliche Schwenkung geben. Diese Weise wenden sie zu ihrer Erholung an, wenn sie sehr ermüdet sind. Denn so stehend zu rudern, können diese kräftigen Leute immerfort aushalten, weil dabei nicht bloß ihre Arme angestrengt werden, vielmehr der ganze Körper, Schultern und Brust und auch die Beine in Spannung sind und Beihilfe leisten. Doch wird das Schiff dabei nicht so schnell gefördert. — Um rechte Schnelligkeit hervorzubringen, und wenn das Wasser recht glatt und ruhig ist, haben sie noch eine dritte Weise, die ich, mich däucht, bloß hier an der Bocca sah. Die Pointe dieser Art zu rudern besteht in Folgendem: Sie greifen alle sitzend mit ihren Rudern rasch aus, tauchen ein und geben dem Schiffe einen energischen Stoß. Dann aber, wenn sie das Ruder schnell wieder herausgebracht haben, tauchen sie nicht gleich wieder ein, wie bei der ersten Art, sondern lassen das Schiff ein paar Momente rasch dahingleiten, indem sie die träufelnden Ruder dabei einige Zeit hoch über dem Wasser still halten. Darauf tauchen sie eben so schnell wieder ein und wiederholen den energischen Stoß. Diese Weise soll am meisten anstrengen, aber auch, wie gesagt, das Schiff am beßten vom Flecke bringen. Da wir, wenn gleich Regen, doch ruhiges Wasser hatten, so arbeiteten unsere Leute gewöhnlich auf die letzte Art. Zuweilen aber nahmen sie ihre Mützen ab, und ihr Vorsprecher bat in ein paar ehrerbietigen Worten den Herrn, der unser Steuerruder führte, ob er

sie wohl entschuldigen wolle, wenn sie nun zu ihrer Erholung ein wenig auf venetianische Art ruderten, und wenn sie uns dabei den Rücken zukehrten. Und diese respectvolle Entschuldigung wiederholten sie jedes Mal, wenn sie wieder auf Venetianisch anfingen. Der Herr, den sie baten, war zwar ihr Landeschef, allein man muß nicht glauben, daß unsere Leute die besagte Entschuldigung bloß aus tiefem Respect vor einem Oberen für nöthig hielten. Sie würden sich auch gegen Andere, auch gegen ihres Gleichen bei Gelegenheiten, wie die besagte, entschuldigt haben. Diese Leute an der Bocca und überhaupt alle Leute in Dalmatien, auch selbst die Montenegriner und Morlachen, haben bei ihrer übrigen sogenannten Barbarei ein außerordentlich empfindliches Gefühl für das Schickliche. Den Rücken oder dergleichen drehen sie Niemandem zu, ohne um Verzeihung zu bitten. Auch kann man in den kleinsten bocchesischen oder dalmatischen Ortschaften eine Menge Dinge, ohne die Leute erröthen zu machen und in Alarm zu bringen, nicht thun, die in Paris ganz gewöhnlich sind. Ebenso sind hier in Dalmatien gewisse polizeiliche Anordnungen, die man auch in Wien an Kirchen und Straßenecken angeschlagen sieht, ganz überflüssig. Diese Leute haben daher auch sehr viel Ceremoniell- und Artigkeits-Phrasen und sehr verbindliche Ausdrücke der Höflichkeit, und ein Franzose selbst riskirt bei ihnen nicht selten, in den Ruf eines Grobians zu kommen.

Perasto liegt höchst malerisch auf einem sehr rauhen und felsigen Küstenterrain. Der Ort ist eben so wie Dobrota und Perzagno eine Residenz reichgewordener Schiffscapitäne und Handelsleute, die hier mitten unter

vielen Armen in palastartigen Gebäuden wohnen. Aber anders als in Dobrota und Perzagno sind die Häuser hier in nur kleinen Haufen dicht zusammengedrängt (vermuthlich einen in Folge des beengten Terrains), und als wir in den engen Gäßchen dieses Orts herumgingen, schien er mir viel Aehnlichkeit mit Corzola und anderen kleinen malerischen Städten Dalmatiens zu haben. Einige Häuser schienen sehr alt und mit der Ausschmückung und in dem Style der venetianischen Paläste gebaut zu sein. Wir besahen auch hier das Innere eines solchen schönen reizend gelegenen Hauses; aber auch hier bekamen wir nur den männlichen Besitzer, keine Hausfrau zu sehen. Von Männern führen sie nur die nächsten Verwandten und Freunde zu ihren Frauen, und dann natürlich auch den Arzt und zuweilen den Popen. Dieser kommt sogar bei Entbindungen der Frauen, besonders wenn sie schwer sind, um mit seinem Gebete zu helfen. Man hat mir gesagt, daß sogar die Mohammedaner in Bosnien und der Herzegowina bei schweren Geburten den christlichen Popen zu ihren Frauen kommen lassen. Ueberhaupt sollen diese Türken, trotz ihres Fanatismus für Mohammed, zuweilen noch recht viel Hinneigung und Vertrauen zum Christenthum zeigen. Meistens ist es wohl nichts weiter als ein abergläubiges Vertrauen. Es giebt nicht nur in der Herzegowina und in Bosnien selbst, sondern auch in Dalmatien nicht wenige Reliquien und Heiligenbilder, denen auch die Türken ihre Ehrfurcht beweisen. Und selbst ein Beg oder Pascha in jenen Ländern spricht bei schweren Krankheiten oder sonstigen Trauerfällen, wenn gar nichts helfen will, oft: „Nun so laßt mir einen Popen kommen, wir wollen sehen, was der vermag.“

Die bosnischen Türken, so fanatisch mahommedanisch sie, wie gesagt, für gewöhnlich sind, erinnern sich, wenn das Schicksal sie recht hart packt, auf einmal daran, daß sie oder ihre Vorväter doch einst Christen waren. Auf diesen interessanten Umstand werde ich noch oft zurückzukommen Gelegenheit nehmen. Bei der Aussicht, die wir haben, Bosnien und die Herzegowina wieder für das Christenthum zu gewinnen, ist es wichtig genug zu wissen, in wie weit es noch auf seinen alten christlichen Unterlagen wurzelt.

Dicht über Perasto liegt ein altes ganz sonderbar gebautes Castell. Es ist ein mit gewaltigen Mauern umgebenes längliches Viereck und sieht aus wie ein riesenhafter Kasten von Stein. Da es, wie die Befestigung von Cattaro, schief am Berge hinauf liegt, so kann man vom Ufer aus in diesen Kasten hineinblicken. Gegen Montenegro zu wendet es seine schroffste Seite. Es diente bei Ueberfällen der Montenegriner und Risanoten, um die flüchtende Bevölkerung von Perasto und ihre Habseligkeiten aufzunehmen. Seine Mauern sind noch gut, und Niemand steht uns dafür, daß sie unter Umständen der genannten Bevölkerung noch manchmal die besagten Dienste leisten müssen*).

Ganz nahe bei Perasto liegt das famose Risano, dicht vor dem Ort auch die hübsche Kirchen- und Klosterinsel S. Giorgio und La Madonna, aber leider, leider! regnete es beständig in unsere Gondel hinab. Wir hofften

*) Ich habe irgendwo die Bemerkung gelesen, daß Venedig allein aus diesem Perasto vier seiner berühmtesten Admirale erhalten habe.

vergebens auf Besserung, unser Schiffchen irrte wie eine von Jägern verscheuchte Ente auf dem Gewässer der Bocca herum, und wir mußten uns am Ende entschließen, auf den Anblick aller der besagten interessanten Dinge zu verzichten und in stiller Ergebenheit nach Hause zurückkehren, ohne noch sonst etwas erreicht zu haben. Im Dunkeln kamen wir nach Cattaro zurück. Von allen Seiten her glimmten Lichter an den Ufern und Busen der Bocca auf, und unsere Freunde erzählten uns, wie zauberisch sich eine allgemeine Illumination der Bocca ausnehme, wie sie wohl zuweilen bei Anwesenheit hoher Herrschaften veranstaltet worden sei. Aus der Stadt scholl uns fröhliche Musik entgegen, und wir belauschten noch zu unserer Erheiterung den letzten Rossinischen Marsch, — oder war es ein Straußischer Walzer? — den die zahlreiche Musikbande eines östreichischen Regiments auf dem Hauptplatze der Stadt vortrug. Solche hübsche militärische Concerte — ich hätte es schon früher erwähnen können — werden eben so wie auf der Piazza di San Marco in Venedig, auch in Cattaro an bestimmten Wochentagen wiederholt und bilden an schönen Abenden das Rendezvous der Beaumonde der Stadt, der Bürger und Bürgerinnen, der Offiziere und Soldaten und gelegentlich auch der Montenegriner, die sich dabei in buntem Gemisch umhertreiben, und zu deren Aufheiterung die Musik bestimmt ist.

4.
Die Shuppa.

Den folgenden Tag war am Morgen wieder Bindfadenregen, aber der Nachmittag erwies sich schön, und für uns wurde ein Ritt in die Xuppa oder Shuppa*) beliebt.

Um recht deutlich zu begreifen, was die Shuppa sei, muß man das geo- und orographische Bild des ganzen kleinen Landes, welches man das venetianische oder östreichische Albanien nennt, vor Augen haben. Dieser kleine Länderabschnitt kommt so heraus: Die gewaltig hohe und schroffe Bergmauer von Montenegro läuft in der Hauptsache von Nordwesten nach Südosten, parallel mit der Küste des adriatischen Meeres, in einer durchschnittlichen Entfernung einer deutschen Meile vom Meeresufer. Der Parallelismus ist jedoch nicht genau. Vielmehr ziehen sich im Norden bei den Bocche di Cattaro die hohen Berge etwas in's Innere zurück, umgeben diese Bocca rings umher und laufen dann von Cattaro aus, unter einem sehr spitzen Winkel zur Küste geneigt, längs dieser hin, bis sie mit ihr am Ende ganz im Süden bei der Punta Dubowitza in eins zusammentreffen. Es entsteht auf diese Weise ein längliches und sehr schmales Dreieck, das im Norden und Osten von den besagten Bergen, im Westen von der Meeresküste begrenzt wird. Dieses Dreieck mag ungefähr 9 Meilen lang und an der Basis im Norden 3 Meilen

---

*) Sprich, wie die Franzosen „Jouppa" sprechen würden.

breit sein. Die Venetianer, als sie als Eroberer und Herrscher in die Bocca von Cattaro eindrangen, mußten nothwendig sich aufgefordert fühlen, dieses Dreieck als ein Ganzes aufzufassen und bis zu seinem äußersten Punkte als ein Anhängsel ihrer Herrschaft an der Bocca zu betrachten. Sie eroberten — und so würde es den Naturumständen gemäß gewiß auch jeder Eroberer der Bocca zu thun streben — zuerst die Gegend an der Bocca überall von den Ufern aufwärts bis an den Rand der nahen Hochgebirge, jenseits dessen die Montenegriner und die Türken der Herzegowina sich behaupteten. Außerdem aber dehnten sie ihre Herrschaft auch überall gen Süden längs des Küstenlandes aus, das durch seine Thäler und durch seine Flüsse, die sich zum Theil der Bocca zuneigen, mit dem Anlande dieser letzteren in Verbindung steht und mit ihm einen zusammenhängenden Niederlandstrich bildet. Sie gingen dabei bis zu dem besagten Vorgebirge Dubowitza, wo dieser Zusammenhang unterbrochen wird, wo die Berge, ganz zur Küste tretend, einen Abschnitt machen, und jenseits dessen die albanesischen Türken das Land an sich genommen haben. Man sieht hieraus, daß man also in dem sogenannten venetianischen Albanien ein Ganzes, ein historisch-geographisches Glied vor sich hat, und es ist begreiflich, daß Oestreich auch innerhalb derselben Naturgrenze hier als Erbe Venedigs auftrat. — Das ganze Land mag etwa so groß sein, wie ein mittelgroßes thüringisches Herzogthum; es hat ungefähr 30 Quadratmeilen mit circa 40,000 Bewohnern. Diese Bewohner bestehen zwar aus lauter verschiedenen kleinen Volksstämmen mit besonderen Namen. Doch haben auch diese Volksstämme stets viel

Gemeinsames in Sitte und Wesen gehabt. Es sind lauter Slaven oder slavisirte Albanier; die alte skipetarische Urbevölkerung ist in diesem Theile von Albanien ganz verschwunden (nicht so in dem benachbarten türkischen Albanien). Auch haben sie wohl zur Zeit ihrer Selbständigkeit, wenn sie kein ausländischer Eroberer zusammenpreßte, ein besonderes politisches Ganze dargestellt. Noch in der neueren Zeit, in dem Interregnum zwischen französischer und östreichischer Herrschaft, sind wohl gemeinsame Stände dieses gesammten Landstrichs zusammengetreten und haben Beschlüsse gefaßt, durch die sich Alle als gebunden betrachteten, und bei solchen Gelegenheiten haben sie sich dann als das Volk von Cattaro, von der Bocca, von der Shuppa und Pastrovichio zusammengefaßt. Auch die Montenegriner haben einen besonderen Namen für dieses Land. Sie nennen es „Pomorje", d. i. Küstenland.

Nun komme ich auf die Shuppa insbesondere. Es ist dieß in Beziehung auf Größe, Fruchtbarkeit und Ackerbau gewissermaßen der Hauptkörper und der wichtigste Abschnitt des ganzen östreichischen Albaniens. Auch gehören die Bewohner der Shuppa als besonders privilegirte, äußerst verwegene Leute und sehr widerspänstige Unterthanen zu den berühmtesten Stämmen des Landes. Sie haben sehr oft zu den Waffen gegriffen, um wirkliche oder vermeinte Privilegien vor Eingriffen zu schützen. Und auch eben in neuester Zeit wieder haben die Shuppaner mehr als alle übrigen Bocchesen kritische Glossen nach ihrer Art gemacht über die höchst mäßigen Steuern und die Rekrutenaushebungen, welche die Regierung in Folge des in Oestreich jetzt herrschenden Princips der Gleichberechtigung und Gleichverpflichtung aller

Völker der Monarchie anordnete. Und zum Theil war es dieser unruhigen Köpfe wegen nöthig, die Truppenmacht an der Bocca um ein Erkleckliches zu verstärken. Jetzt, als wir dort waren, hielten sie sich ganz mäuschenstill, sowie denn überhaupt im ganzen Albanien umher, auch an der montenegrinischen Grenze, überall Friede, Freundschaft und Aussöhnung herrschte. Wollte man hier an der Bocca Volk und Land sich selbst und seiner eigenen wilden Freiheit überlassen, so würde vermuthlich sofort eine Hand wider die andere sein, und wenn irgendwo, so hat daher hier ein strenges Militärregiment seine guten Seiten, besonders wenn ein so wohlwollender, gerechter zugleich und energischer und dabei über das Lob eines deutschen Reisenden, wie ich, ganz erhabener Mann an der Spitze jenes Regiments steht, wie dieß jetzt der Fall war.

Mit diesem Mann und noch einigen Freunden spazirten wir, wie gesagt, weiter zur Shuppa hinein. Unser Weg führte uns zuerst aufwärts aus dem Kessel der Bocca nach Süden zu einem Höhenrücken, der das Weichbild Cattaros von der Shuppa trennt. Denn obgleich das ganze öſtreichische Albanien in Vergleich zu den benachbarten, sich himmelhoch aufbauenden montenegrinischen Bergmauern als Niederland aufzufassen ist, so wird es doch auch seinerseits wieder von niedrigeren Gipfelreihen und Höhenrücken durchzogen. Ein solcher Höhenrücken scheidet die im Norden Shuppa von Cattaro und von dem Striche, den man „Theodo" nennt. Im Westen geht auch ein niedriger Höhenzug im Parallelismus mit den montenegrinischen Mauern und mit der Meeresküste. Er faßt die Ebene der Shuppa von Seiten des Meeres zusammen. Andere kleine Erhebungen schließen dieselben

wieder von den südlichen Communitäten oder Stämmen Albaniens, von Maini, Budua, Pastrovichio u. s. w. ab.

Auf dem Höhenrücken in der Mitte des Bergpasses, auf der Grenze der Shuppa und des eigentlichen Bocca-landes, liegt das kleine von den Venetianern erbaute Fort Trinità oder „Troiz", wie die Slaven es nennen. Von diesem Fort wie von dem ganzen Wege dahin boten sich die wundervollsten Aussichten und Rückblicke dar auf Cattaro, seine Festung und seinen Golf. Unser trefflicher Dresdener Landschaftsmaler Kummer hat auf diesem Wege fleißig studirt und manchen Punkt mit Farbe und Pinsel auf der Leinwand verherrlicht. Das Innere des kleinen Forts durften wir besichtigen. Es ist ganz auf plötzliche Ueberfälle der Montenegriner eingerichtet, und diese haben sich schon mehre Male an diesem steinernen Kanonenkästchen die Finger verbrannt. Noch bei den unruhigen Zeiten der letzten Jahre war ein Trupp von mehren Tausenden hier, konnte aber trotz dem, daß das Fort nur dreißig oder vierzig Mann Besatzung hatte, keinen Einlaß erzwingen. Sie erlitten vielmehr bei ihrem Rückzuge noch einige Verluste, da die Kanonen den einzigen Weg, auf dem dieser Rückzug ausführbar war, bestrichen. Das Fort besteht aus einem inneren thurmartigen hohen Gebäude, in welchem die Soldaten und Kanonen liegen, und dann aus einer kleinen Umfangsmauer, die ein Gehöfte einschließt, und hinter die sich die benachbarten Familien und Hirten mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh nöthigenfalls zurückziehen können. Jetzt liegen hier 18 Soldaten und ein Offizier, für den das Quartier freilich etwas langweilig sein mag. Dafür ist es aber sehr gesund, denn von der Besatzung hier

oben auf dem frischen Passe ist fast nie Jemand krank. Wir stiegen über mehre enge Räume und Treppen, die inwendig etwas finster waren. Nach außen durch die Schießscharten bietet sich aber überall eine schöne Aussicht. — Auf der höchsten Plattform lagen ein paar eiserne Geschütze, die vermuthlich einmal von den Engländern zurückgelassen worden sind, denn sie trugen ein deutliches G. R. (Georgius Rex) auf dem Rücken. Kugeln und Pulver sind hier natürlich immer in Bereitschaft, und neben den Kanonen steht eine Alarmstange, die mit den Alarmstangen der Festung Cattaro correspondirt.

Die Oestreicher haben in neuerer Zeit eine Reihe ähnlicher, aber viel kunstmäßigerer Forts längs der montenegrinischen und türkischen Grenze im Süden angelegt, die hier „Caselli“ (Häuserchen, nicht Castelli) genannt werden. Unsere werthen Begleiter schilderten uns diese Caselli als sehr merkwürdig und besonders als äußerst interessant und malerisch gelegen. Sie stecken mitten in den hohen Gebirgswildnissen hart an der bezeichneten Grenze. Von dieser Wildniß bekamen wir zwar später noch ein Pröbchen zu schmecken, die Caselli selbst aber sahen wir leider nicht.

Auf der anderen Seite von Fort Trinità geht jetzt ein von den Oestreichern angelegter sehr guter Weg quer durch die Shuppa nach Budua hinab, und ein Zweig desselben führt links ab nach dem Kloster Stanjewitsch an der Grenze Montenegros hinauf. Der alte Weg in die Shuppa hinunter heißt die „Scala santa“ (die heilige Leiter), ein Name, der überall im italienisirten Oriente sehr häufig bei Bergwegen, die in ebene Gegenden hinabführen, vorkommt. Ich erinnerte mich, auch an der Küste

der Krim eine Scala santa gefunden zu haben. Hier lag nun die ganze kleine Fläche der Shuppa vor uns. Bei zweckmäßigem Anbau könnte es, wie es schien, ein wundervolles Ländchen sein. Aber die Leute wissen wohl nicht alle seine Vortheile zu benutzen. Der ganze Thalboden ist ohne Dörfer und Häuser, weil er in der Regenzeit zu sumpfig und sowohl von den Bergen als von der Bocca her überschwemmt ist. Die salva venia Dörfer liegen auf beiden Seiten am Rande der Gebirge hin, und in der Ebene ist Alles mit einförmigen und weitläufigen Kukurusfeldern angefüllt. Wie zuweilen von Ueberfluß des Wassers, so leiden die Leute auch mitunter von anhaltender Hitze und Dürre. Dieß war leider dieß Jahr der Fall gewesen, wo ihnen der Kukurus durchweg verbrannt und der trockene Sumpfboden überall zerklüftet war. — Wahrscheinlich sind aber wohl nicht bloß die sonst so sumpfige Beschaffenheit des Terrains und seine Ungesundheit die einzigen Ursachen der Unbewohntheit der Ebene Vermuthlich suchen sie auch deßhalb die Seiten der Berge, weil sie sich hier mit ein paar Steinen und Felsen besser arrangiren und ihre Gehöfte etwas verbarrikadiren können.

Der Name Shuppa hängt wahrscheinlich mit dem auch bei uns ziemlich bekannten slavischen Worte Shuppan (Dorfschulze, Districtsvorsteher) zusammen und mag im Allgemeinen so viel heißen als Bezirk, District. In einem Buche, in dem ich Auskunft darüber suchte, fand ich, daß „Shuppa" insbesondere so viel bedeute, als ein heißer, sonniger Landstrich. Wenn dieß begründet ist, so würde der Name vortrefflich auf den vor uns liegenden Bezirk passen und es sich leicht erklären, wie das Gattungswort hier zum Eigennamen wurde. Es giebt im Sla-

venlande übrigens noch andere flache breite Thallandschaften, die den Namen Shuppa führen.

Die albanesische Shuppa ist seit alten Zeiten in vier Knäsenthümer oder Grafschaften (Conteas) getheilt, mit deren besonderen Namen ich die deutschen Leser nicht behelligen will. Wir betraten bloß die Grafschaft Tuicovitsch. Jede dieser Grafschaften hatte ihren besonderen, von den Shuppanern selbst gewählten und von Venedig bestätigten Knäs (die Venetianer übersetzten dieß mit conte). Mehr oder weniger mochte die Knäswürde einem der Mitglieder derselben Familie übertragen werden, so wie in Montenegro die Bischofswürde. Aber auch wenn einmal eine andere Familie genommen wurde, so suchte doch die alte ihren Grafentitel beizubehalten. Und so sind denn hier und überhaupt im ganzen Boccalande viele gräfliche Familien entstanden. Allein man muß sich bei diesen albanesischen Grafen nicht eben viel Köstliches denken.

Es begegneten uns unterwegs mehre Shuppaner, die vermuthlich eines Geschäfts wegen nach Cattaro gingen. Sie hatten sich dazu recht herausgeputzt. Ihr hübsches Nationalcostüm kleidete sie recht stattlich. Außer ihren Pistolen und Messern hatten sie auch ihr blitzendes Gewehr nicht vergessen. Denn dieß zu gebrauchen, kann ein Shuppaner auf allen Stegen und Wegen seines Lebens Veranlassung finden. Ueber das Alles hatten sie ihre Strukken geworfen, die ihnen, wie unseren Damen die türkischen Shawls, von den Schultern hingen. Zudem hatten sie auch noch irgendwo an ihrem Leibe ein drei Ellen langes Pfeifenrohr befestigt. Und so marschirten sie gemessenen Schritts hinter einander her. — Da machen es unsere Bauern, wenn sie zur Stadt gehen, doch kürzer.

Aber den Shuppaner genirt diese ganze umständliche Aufschirrung so wenig, wie eine Gemse ihre Hörner, ihr Fell und ihr Schwanz. Sie hüpfen damit gewandt wie die Katzen von Fels zu Fels, von Kluft zu Kluft.

Wir ritten bis zu dem Orte Dub in der Shuppa und stiegen hier am Ziel unseres Ausflugs bei dem Hause eines Bauers ab, dessen Gastfreundschaft wir für einige Augenblicke in Anspruch nahmen. Er trat, als er die Gäste gewahr wurde, aus seinem Pferdestalle hervor, und mit ihm seine Frau, die ihm dort vermuthlich geholfen hatte, die Pferde zu putzen. Er näherte sich uns sehr freundlich und obwohl voll Höflichkeit und Respect, doch nicht ohne eine gewisse Zutraulichkeit und Liebe, was beides die Slaven immer vortrefflich zu verbinden wissen. Auch die Frau kam, indem sie ihre Pferdebürste bei Seite legte, ungenirt heran und begrüßte mit gutmüthiger Freundlichkeit und Händeküssen die Gäste, von denen wenigstens ein Theil für sie sehr hohe waren. Ich erwähne dieß nur, damit sich doch die deutschen Leser nicht allzuarge Begriffe von dem Verstecken und von der Sklaverei der Frauen in diesen Gegenden machen. So wie diese Frau in Gemeinschaft mit ihrem Mann die Pferde putzte, so habe ich Ehepaare hier mehrere mit einander zusammen arbeiten sehen, und oft, scheint es, behandelt der albanesische Mann sein Weib weniger als seine Sklavin, sondern vielmehr als seinen ersten Gehilfen, Gesellen und Adjutanten. Uebrigens sind diese Shuppaner und Shuppanerinnen in der Regel, selbst wenn man sie mitten in der Arbeit überrascht, weit besser in der Verfassung, sich vor Gästen sehen zu lassen, als z. B. unsere deutschen

Bauerfrauen. Denn sie sind gewöhnlich selbst bei der gröbsten Beschäftigung vom Kopf bis zum Fuß, so zu sagen, aufgeschirrt. Immer haben sie ihre Perlenschnur um den Hals, ihre blinkenden Nadeln im Haar, ihren mit Steinen besetzten „Pojas" (Gürtel) um den Leib. Der Gürtel unserer Shuppanerin, deren Mann reich war, fiel uns besonders auf. Sie nahm ihn ab und ließ ihn uns näher betrachten. Er war von Metall und Steinen, etwa einen halben Fuß breit, einen Zoll dick, und so gewichtig wie ein eiserner Küraß, so daß wir uns wunderten, daß er der Frau die Hüfte nicht wund drückte. Die zahllosen Steine waren in recht hübsche, bunte, zierlich gemachte und übergoldete Silberarbeit eingefaßt. Es waren lauter rothbraune Achate, und sie bedeckten den ganzen Gürtel wie den Pfauenschweif seine Federaugen. Die Frau sagte, er koste ihr 40 Thaler (Kronthaler). Und mit einem so kostbaren Instrumente schleppte sie sich Tag und Nacht herum und hatte eben, wie gesagt, in solchem Schmuck ihrem Manne die Pferde putzen helfen. Es ist dieß ungefähr eben so unbequem, als wollten bei uns die Könige auch immer mit der Krone auf dem Haupte und mit Scepter und Reichsapfel in der Hand Kaffee trinken oder Briefe schreiben. Uebrigens sind ganz eben solche Pojas hier an der Bocca, auch in Montenegro, durchweg bei den Weibern gebräuchlich. Nur sind sie natürlich nicht immer gleich schwer und elegant. Auch sind bei den Armen statt der Achate, braunroth gefärbte Glasstücke oder sonst solche glänzende Massen, die wie Achate aussehen, eingefügt.

Mehr noch als seines Weibes Gürtel setzten uns unseres Wirthes Gewehre und Pistolen in Verwunder-

ung. Er hatte der Gewehre mehre an der Wand hängen, ich zählte acht. Eins darunter war geradezu ein wahres Prachtstück, für das er, wenn ich mich recht erinnere, 170 Gulden (eher mehr als weniger) bezahlt hatte. Die Gewehre dieser Leute haben am Kolben und Schaft die bekannte elegante Form, die alle Gewehre im Oriente haben. Sie wollen keine anderen und finden unsere Gewehrkolben, wenn nicht unzweckmäßig, doch plump und ungewohnt. Ich finde dieß sehr begreiflich. Das ganze zierliche Instrument war, mit Ausnahme des Laufs, mit kleinen hübschen Perlmutterstückchen besetzt, deren jedes für sich besonders, ich glaube, in Silber eingefaßt war. Hie und da waren überall in den Eckchen zwischen den Perlmutterstückchen kleine rothe Steine zerstreut, die sich in der weiß blinkenden Umgebung ganz allerliebst ausnahmen. Ich weiß nicht, ob es Granaten waren oder bloß geschliffene falsche Steine, oder etwas zwischen beiden. Der Mann zeigte uns sein Gewehr mit großem Wohlgefallen, wir verliebten uns auch beinahe förmlich darein. Und ich verstehe vollkommen, daß man für solche schöne Gewehre eine eben so heftige Passion bekommen kann, wie z. B. für einen schönen Schimmel oder für andere Gegenstände des Besitzes, besonders in einem Lande, wo die Waffen Grund und Basis alles Besitzes, alles Rechtes, alles Ansehens sind. — Diese Art geschmackvoller Ausschmückung der Gewehre durch weiße Perlmutter und eingestreute rothe Halbedelsteine ist bei den reichen Leuten hier sehr gewöhnlich. — Wenn Jemand mir sagen wollte, daß ich mich hier mit nugis abgäbe, wenn ich die Schmucksachen und Flintenkolben der Shuppaner, eines so unbedeutenden

Völkchens, betrachte, so möge er bedenken, daß ich solche Dinge eigentlich nur beispielsweise erwähne, und daß sie mit Variationen bei allen anderen benachbarten Stämmen ganz ähnlich sind wie bei den Shuppanern; daß der Reisende Alles, was er hier im östreichischen Albanien sieht, in Gedanken gleich mit tausend multipliciren und sich nach diesem Muster in sehr weitem Gebiete rings-umher die Sache eben so denken kann. Wenn Jemand dem Leser an der Bocca ein recht helles Licht aufstecken könnte, so würden von diesem Lichte viele mehr oder weniger deutliche Strahlen auch auf Griechenland, auf Macedonien und noch weiter hinausfallen. — Ueberhaupt ist der Reisende immer in dem Falle des bekannten Shakespearischen Schauspieldirectors. Wie dieser führt er einige ärmliche Figuranten auf die Bühne und muß wie dieser von seinen Zuschauern erwarten, daß sie sich dabei Armeen, Völkerschaften und Staaten vorstellen.

Um übrigens noch ein Mal auf die besagten Gewehre zurückzukommen, so sind sie im Ganzen mehr hübsch als zweckmäßig eingerichtet. Sie sind in Bezug auf den Feuerschlag und Schießmechanismus noch um zweihundert Jahre gegen unsere Zündnadelgewehre und gezogenen Büchsen zurück. Aber die Hiesigen wollen sie nicht nur so haben, sondern behaupten auch, sie könnten mit unseren Gewehren nicht gut treffen; namentlich wünschen sie ihre Gewehre immer recht lang zu haben, womöglich um einen Schuh länger als die unsrigen. Oft sind, wie man mir gesagt hat, ihre Gewehre anscheinend so unbehilflich, daß man nicht begreift, wie sie noch mit einem solchen Instrumente etwas treffen können. Aber allerdings sollen sie auch im Ganzen nicht so gut treffen, wie unsere geübten Schützen.

Das Haus unseres Shuppaner Bauers war sehr groß, schön, reinlich und geräumig; daher hatte er auch (natürlich gegen Vergütung) einen bedeutenden Posten von Soldaten bei sich aufnehmen können. Die Soldaten waren sehr gut bei ihm einquartiert, uns aber mahnte der nahende Abend, unserem eigenen Quartier wieder zuzueilen.

Unterwegs machte mich einer unserer Reisegefährten auf die Vegetation zwischen den Felsen aufmerksam, an denen wir hinritten, und zeigte mir Myrthengebüsche über Myrthengebüsche. Sie quollen recht schön dicht und buschig aus den Felsspalten, in denen sie Wurzeln gefaßt hatten, hervor, wie denn überhaupt hier in den Felsgebirgen Albaniens und Dalmatiens die Gewächse, Blumen, Gräser, Kräuter, Büsche, Bäume sehr sparsam gesäet sind, dann aber da, wo sie erscheinen, in rechter Fülle und Pracht auftreten. Die Salveibüsche, die einzelnen Haidestauden, die bald hier, bald da zwischen Felsen eingewurzelt standen — jede von der nächsten sechs Schritt weit entfernt — waren alle außerordentlich mächtig, dicht, blätterreich und voll von Blüthen, und fast jede von ihnen, wenn man sie herausgehoben und in einen großen Blumentopf gesetzt hätte, würde in unseren Zimmern oder Gärten als ein Prachtexemplar erschienen sein. — Vermuthlich eben daher, weil das Wenige, was wächst, äußerst kräftig ist, kann man hier auch noch Felsenpartieen als Schafweide benutzen, die bei uns für baare Wüstenei erklärt werden würden. Die Leute in Dalmatien bezeichneten mir zuweilen ganze große Landstriche als „Weiden“, wo ich im Namen der armen Schafe erschrak, weil ich dort die Kräuter so sparsam verstreut

fand, wie etwa die Berge in der Mark Brandenburg. Aber, wie gesagt, die Kraft jeder einzelnen Pflanze muß es wohl ausmachen und bewirken, daß die dalmatischen, albanesischen und montenegrinischen Hammel trotz der kahlen Felsen so schmackhaftes Fleisch gewinnen, daß sie deßwegen sogar in Venedig sehr berühmt und gesucht sind. — Auch bei den Kräutern oder Unkräutern, die auf den Dächern der Häuser und in den Mauerritzen der Festungswerke und alten Ruinen wachsen, kann man es bemerken, daß die Göttin Flora hier immer die beßte Intention hat und daß nur die Unterstützung der Gäa ihr manchmal gebricht. Ueber den Thoren Cattaros und an anderen Gemäuern innerhalb der Stadt hingen so reiche Dolden wunderschön gefärbter Glockenblumen herab, an so langen Stielen, mit so frischem Blau, mit so vollkommener Entwickelung jeder Blüthenglocke, daß man hätte denken können, ein Kunstgärtner habe dieß schöne Unkraut sorgsam gepflegt, und daß ihr Anblick uns völlig entzückte. Und später wieder an den Befestigungen des Seeforts in Castelnuovo hingen so gewaltige Büschel und so mächtige Troddeln herunter, daß es dadurch völlig malerisch garnirt war. Ich kannte zwar die Namen dieser Pflanzen nicht, aber dieß ist mir auch ganz einerlei. Denn es kommt mir nicht auf den Namen dieser oder jener Pflanze an, sondern auf den durch die Beschaffenheit des Landes bedingten Charakter der Vegetation und ihres Wachsthums.

Wir ritten bei der Rückkehr durch das Dörfchen Scagliari, das, unter Oelbäumen und Weingärten begraben, unweit der Thore Cattaros liegt, und wo die östreichischen Offiziere sich in einem kleinen ländlichen

Kaffeehause zu geselligen Vergnügungen zu versammeln pflegen. Wie viel Schönes und Malerisches es hier giebt, wenn man als Künstler die Details studirt und auffaßt, lernte ich zum Theil erst später bei der Ansicht des Skizzenbuches eines Freundes kennen. Unter anderen sah ich bei ihm einen Oelbaum, der so schön und graziös mit Weinreben berankt und behangen war, daß ich über das Bild ganz entzückt war. Und doch ist dergleichen hier so gemein, daß man nur zuzugreifen braucht.

Vor den Thoren von Cattaro, wo wir zu Pferde gestiegen waren, saßen wir auch wieder ab. Dann wurden unseren Pferden lederne Schuhe an die Füße geschnallt, und so zogen sie wie wir beschuht in die Stadt ein. Cattaro und überhaupt die meisten dalmatischen Städte sind mit so großen und glatten Steinen gepflastert, und noch dazu geht es in den engen Gassen so vielfach bergauf und bergab, daß es gefährlich ist, darin zu reiten. Es ist hier zu Lande daher fast durchweg Sitte, erst vor den Thoren der Städte aufzusitzen und von da wegzureisen. Alle Pferde, die du bestellst, erwarten dich vor den Thoren. In den Straßen selbst sieht man daher selten ein Pferd, einen Wagen versteht sich nie; denn Wagen giebt es in ganz Albanien keine; auf die Wagen in Dalmatien werde ich später zu sprechen kommen.

5.

Njegusch.

Da wir äußerst gütig empfohlen und befürwortet waren, so hatte der Wladika nach seiner gastfreundlichen

Weise auch äußerst freundlich in Bezug auf unser Kommen heruntergeschrieben, und als daher an einem der folgenden Tage das Wetter etwas freundlicher zu werden schien, so versammelten wir uns denn allesammt frühmorgens vor der Porta di Fiumera auf dem Bazar der Montenegriner, wo unsere Pferdchen und unsere montenegrinischen Freunde unserer schon warteten, dazu auch eine Menge gelegentlicher Müssiggänger, die theilweise unserer Abreise bloß zuschauten, hie und da aber hilfreich zugriffen, um dem Einen seine Steinbügel zu verlängern, oder dem Anderen einen Strick zu verschaffen, um seinen Mantel zu schnüren oder seinen Zügel zu verbessern. Ein kleines Packpferd und ein hübsches montenegrinisches Mädchen Namens Johanna waren mit unseren Nachtsäcken beladen. Und von einem Dutzend Montenegrinern theils zu Pferde, theils zu Fuß begleitet, bewegte sich unsere kleine Karavane nun zu den Thoren des Bazars hinaus und betrat sofort den gleich beginnenden Gebirgspfad unter dem Abschiedsgruß der Pistolen- und Flintenschüsse, welche die Montenegriner, wie gewöhnlich, auf der Spitze der ersten Felsen abfeuerten.

Gewiß war es so in großer Gesellschaft angenehmer zu reisen; aber bloß um in Montenegro sicher zu sein, sagte man mir, wäre die Gesellschaft der besagten jungen Montenegrinerin Johanna gerade hinreichend. Denn man soll, wie ich gehört habe, in Montenegro nie ungefährdeter sein als in Gesellschaft eines jungen Mädchens oder einer alten Frau (vermuthlich überhaupt wohl nur eines Weibes). Ich habe von einem deutschen Maler gehört, der mit einem alten Weibe in Montenegro sehr weite Streifereien unternommen hat. Es ist dieß

sogar oft besser als ein Passepartout des Wladika; denn der Wladika kann einen doch nicht vor jeder Räuberei oder Rachehandlung schützen. Die Weiber aber gehen bei den Montenegrinern immer frei aus und ein. Niemand beleidigt sie. Thäte dieß Jemand, so würde er sich die ärgste Rache ihrer Angehörigen auf den Hals ziehen und dazu sich allgemeiner Verachtung aussetzen. Ein Weib gar zu tödten, ist die schmachvollste Handlung für einen Mann. Nur wenn es sein eigenes Weib war, und wenn er sie für Untreue strafen wollte, wird es ihm verziehen, — dann allerdings sehr leicht und ohne Weiteres. Auch sogar zu den Türken bis nach Scutari hinab gehen die Weiber der Montenegriner ganz ungefährdet. Ebenso können die türkischen Weiber ohne Furcht nach Montenegro kommen. Bei ihren Tscheten schneiden sie auch nie Weiberköpfe ab und liefern deren auch nie nach Cetinje hinauf. Als vor einigen Jahren die Montenegriner gegen ein östreichisches Corps etwas im Schilde führten, kamen sie daher auch auf den Einfall, ihrem Trupp ein Frauenzimmer vorangehen zu lassen, weil sie dachten, die Oestreicher würden so nicht auf sie schießen. Als dieß aber doch geschah, und das Frauenzimmer dabei getödtet wurde, sollen sie sich genug darüber skandalisirt haben. Ist dir demnach ein Weib ergeben, will sie für dich sprechen und handeln, ja will sie im Nothfall gar deinen Körper mit dem ihrigen decken, so kannst du mit ihr mitten unter die ärgsten Banditen gehen, es geschieht dir nichts. — Man sagt gewöhnlich, daß diese Unverletzbarkeit der Weiber bei den Montenegrinern ihren Grund bloß in der großen Verachtung, die sie für das schwache Geschlecht hegen, und

in der unauslöschlichen Schmach, die einen heldenmüthigen Mann trifft, wenn er sich an einem schwachen Weibe vergriffen hat, begründet sei. Ich möchte aber wohl glauben, daß sich hier auch noch andere Gefühle beimischen, ehrenwerthe Gefühle der Heilighaltung des Schwachen und Respect vor der Schamhaftigkeit der Frauen und dergleichen.

Es war eben wieder ein Bazartag und daher der Weg, der an gewöhnlichen Tagen wie ausgestorben ist, sehr belebt. Uns begegneten viele kleine Trupps von Montenegrinern, manche mit mehren bepackten Pferden. Zuweilen ein armes Weib ganz allein mit einer schweren Last auf Kopf und Rücken. Manche Ladung bestand in so äußerst wenig — z. B. oft nur in einem Bündel Gestrüpp — daß man nicht begriff, wie es sich darum lohnte, das Schuhwerk an den Felsen zu vernutzen. Aber, wie gesagt, diese armen Leute machen Reisen durch's ganze Land, wenn ein paar Kreuzer am anderen Ende zu gewinnen sind. Manche trugen Eier in ihren Körben. Auch sollten Einige schon Castradina geladen haben. Denn diese Herbstzeit ist die Saison, wo sie oben schlachten und das Fleisch dörren. Auch manches Stück Vieh kam herunter, zwar klein, aber doch bei Weitem nicht so klein, rauchhaarig und unansehnlich, wie man es in den russischen Ostseeprovinzen und Polen trifft. — Mit dem Vieh geschehen hier ganz dieselben Wanderungen, wie in den Alpenländern. Im Winter, wenn oben Alles in Schnee begraben ist, treiben es die Montenegriner herunter an die Küste, wo sie den Leuten in Albanien die Weiden abpachten. Im Sommer aber, wenn an diesen Küsten Alles verdorrt ist, treiben die Albanesen ihre Heerden, die aber

viel unbedeutender sind als die der Montenegriner, hoch in die Berge hinauf. Dasselbe geht am See von Scutari vor sich.

Wir passirten zuerst bei dem Festungsfelsen von Cattaro, der uns lange zur Seite blieb und alle seine verschiedenen befestigten Terrassen und seine malerisch kühn postirten Gemäuer in einer Reihe von Bildern zeigte. Der Felsen Giovanni vor Cattaro wetteifert in dieser Hinsicht mit dem sächsischen Königstein, mit Gibraltar und den berühmtesten Felsenforts der Welt. An dem tiefen und schroffen Abfall, den er hinten hat, und in dem daher abstehenden Einschnitt und Felsenthale hat sich der kleine Stamm der Dorfbewohner von Spigliari eingenistet. Von diesen wie die Füchse unter den Steinen wohnenden Leuten erzählte man uns viel Interessantes. Obwohl sie östreichische Unterthanen und die äußersten Nachbarn der Montenegriner nach der Grenze zu sind, so haben sie doch vor diesen nicht die geringste Furcht; vielmehr „necken" sie sich oft mit ihnen (hier an der Bocca heißt: „sich necken" so viel als Flintenkugeln mit einander wechseln) und geben ihnen bei den Streitigkeiten und Reibungen, die sie mit ihnen haben, um kein Haar breit nach. Die Leute von Spigliari, sagte man mir, wären die Fleischer von Cattaro und auch zum Theil in Folge dessen verwegene, kräftige Leute. Da nun auch die Montenegriner in Fleisch Geschäfte machen und es nicht nur lebendig, sondern auch schon geschlachtet herunter bringen, so kann man sich denken, daß daraus unter solchen stets bewaffneten Rivalen sehr pikante gewerbliche Eifersüchteleien entstehen müssen. Der Weg der Montenegriner nach Cattaro führt hart an der Schlucht

von Spigliari vorüber, und da die Montenegriner meistens in der Minderzahl, die von Spigliari aber gewöhnlich in einem Haufen beisammen sind, so ziehen jene, wenn es zum Schießen kommt, nicht selten den Kürzeren. Es soll hier gar nichts Seltenes sein, daß, wenn bei einem Lärm an einem Bazartage sich von beiden Seiten Mehre sammeln, ein blutiges Scharmützel daraus wird. Man hört hier überhaupt von vielen Bergdörfern oder kleinen Stämmen, die zuweilen nicht mehr als ein paar Hundert Gewehre haben, dieselbe Versicherung wie von dem von Spigliari, „daß sie sich weder vor den Montenegrinern, noch vor den Türken, noch vor sonst Jemand fürchten". So wie der kleine Wladika von Montenegro dem großen Sultan von Stambul trotzt, so trotzen viele kleine Berggemeinden wieder ihm. Ja es giebt sogar einige wilde Gebirgsdörfer, die gewissermaßen dem Sultan, dem Wladika und Oestreich zugleich trotzen und weder dem Einen, noch dem Anderen gehorsam und nachgiebig sind.

Der Theil des montenegrinischen Gebirges, zu dem man von Cattaro hinaufsteigt, heißt der Monte Sella (Sattelberg). Er mag etwa 5000 Fuß hoch sein. Man braucht reichlich drei Stunden fleißigen Ritts, um die äußerste Höhe des Passes zu erreichen, der nach Montenegro hineinführt. Durch diesen Paß geht die belebteste Straße aus Montenegro hinaus. Von ihm aus zieht sich über die Thäler von Njegusch und Cetinje, und von da zum montenegrinischen Flusse Tschernowitz hinab nach Scutari so zu sagen die wichtigste Straßenrichtung quer durch Montenegro hindurch. Nach der einen, wie nach der anderen Seite bewegt sich in dieser Richtung der Hauptverkehr des Volkes, und von der einen, wie

von der anderen Seite wurden in dieser Richtung die meisten Expeditionen unternommen, die meisten Schlachten geliefert.

Entzückend waren die Rückblicke von unserem Zickzackwege aus auf die Bocca und den Schloßfelsen von Cattaro, den wir nun schon tief unter uns hatten, und dem wir auf den Scheitel sahen. Der östreichische Weg führt nicht ganz bis auf den Rand des Passes hinauf. Doch ist auch die montenegrinische Fortsetzung dieses Weges anfangs noch leidlich. Aber bald hört dieß Alles auf, Rückblick, Aussicht und Weg. Man tritt auf das Gebirgsplateau selbst hinüber, und es eröffnen sich Einblicke in den obersten Theil des steinigen Montenegro, zunächst in einen Felsenkessel, an dessen Rande zur Linken wir Etwas liegen sahen, das uns als ein Dorf und als die Residenz eines verwegenen Montenegriners (eben jenes braunrothen Alten, den ich schon oben erwähnte) bezeichnet wurde. Der Rauch, der aus einem Haufen von Steinen und Felsen hervorqualmte, schien uns diese Angabe zu bestätigen. Ich habe aber leider den Namen jener Residenz vergessen. — Unweit derselben Stelle, wo man die obersten Höhen Montenegros erreicht, hat der jetzige Wladika eine Quelle in hübsches solides Mauerwerk fassen lassen und daraus eine Tränke für Menschen und Vieh gemacht; sicherlich eine sehr wohlthätige und für alle hiesigen Wanderer dankenswerthe Stiftung. — Auch soll hier in der Gegend irgendwo in einem Felsen eine Inschrift oder eine Art Monument zu Ehren des Besuches des Königs von Sachsen bei den Montenegrinern stehen. Wir haben es aber leider nicht gesehen.

Vielgerühmt ist die Gewandtheit der Montenegriner und überhaupt aller illyrischer Bergbewohner *), der Morlachen, Serben u. s. w., im Bergsteigen. Mit langen Gewehren, mit noch längeren Pfeifen, mit Pistolen und anderem Rüstzeug beladen, bewegen sie sich hier behend und fast wie die auf den Wellen schwankenden Nymphen graziös und leicht auf den rauhen Pfaden ihres Landes. Sie hüpfen und laufen schnurstracks von Felsenabhängen herunter, bei deren Anblick unser Einem schon graust. — Man sollte sie daher eigentlich nicht gute Bergsteiger, sondern Bergläufer nennen. — Es ist dieß kein Wunder, wenn man so, wie eine Gemskitze zwischen Felsrippen geboren und in lauter Geklüft groß gezogen ist, wie ein Fisch im Wasser. — Unsere junge montenegrinische Begleiterin Johanna, die ich erwähnte, gab uns ein gutes Beispiel von Bergsteiger-Gewandtheit. Sie, ein hübsches großes schlankgewachsenes Mädchen von neunzehn Jahren, war das einzige weibliche Geschöpf in unserer kleinen Karavane und außer unseren Packpferden auch das einzige Geschöpf, dem etwas von unserer Bagage als Last zugefallen war. Sie mußte zwei Reisesäcke schleppen, von denen sie sich einen vorn und einen hinten umgehangen hatte. Auf unseren Packpferden hatten diese keinen Platz gefunden, und ich weiß nicht, wer sie ihr aufgeladen hatte. Die Pferdetreiber und unsere anderen männlichen Begleiter hatten

*) Schon Thucydides nennt ein Volk in diesen Gegenden Σκιρτωνες, d. h. Springer. — Lucius (ein bekannter Schriftsteller über Dalmatien) erklärt auch den Volksnamen Uskoken als „Springer". „Die Leute", sagt er, „hätten Uskoken (Springer) geheißen, weil sie so hurtig auf den Beinen seien."

bloß ihre Waffen und Pfeifen, und keinem von ihnen fiel es ein, aus Rücksicht für das schöne und schwächere Geschlecht der hübschen Johanna zuweilen ein wenig ihre Last zu erleichtern. Ueberhaupt nahm keiner irgend welche Notiz von ihr. Ich sah sie immer meistens etwas seitwärts von den Uebrigen neben unserem Wege bald rechts, bald links einherschreiten. Ihr Gang auf den Felsen war übrigens nichtsweniger als der einer beladenen Sklavin. Sie schritt über die Felsköpfe daher, wie die ihres schlanken Ganges wegen so berühmte venetianischen Wasserträgerinnen auf dem flachen Trottoir der Lagunenstadt. — Sie beklagte sich nie, hielt sich immer gerade und frisch; ich bemerkte nicht, daß sie außer Athem gekommen wäre oder schwitzte. Sie verzog keine Miene, nur zuweilen blickte sie ganz freundlich uns Fremde an und zeigte uns dabei eine Perlenschnur von Zähnen vom reinsten Wasser. Das ihr anvertraute Gut schien sie mit Eifersucht zu bewachen, legte es selbst auf den Rasteplätzen nicht bei Seite und erschien immer mit ihren beiden Säcken hinten und vorn behangen, wie ein Ritter mit seinen Orden. — Als wir später in das Hauptthal von Cetinje hinabritten und sich auf der kleinen Fläche dieses Thales unsere berittene Karavane in Trab und zuweilen gar in Galopp setzte, und als das Ganze sich immer schneller und tumultuöser bewegte, je näher wir unserem Ziele kamen, fiel mir zuweilen die arme beladene Johanna ein. Ich dachte, sie würde längst ermüdet irgendwo auf einem Felsen zurückgeblieben sein; aber wenn ich mich nach ihr umblickte, so fand ich sie jedesmal entweder dicht hinter uns oder zur Seite, stets mit den Pferden gleichen Schritt halten und mit ihren bau-

melnden Säcken sich leicht über die Felsen dahinschwingend, stets ohne Ermüdung, ohne Erhitzung, und immer lächelnd, wenn man sich zu ihr wandte. Entweder trieb sie die Neugier, die sich häufenden Empfangsfeierlichkeiten anzusehen, oder sie hielt es für ihre Pflicht, alle ihre Kräfte anzustrengen, um mit dem ihr anvertrauten Gute stets in unserer Nähe und zu unserer Disposition zu bleiben. Als wir auf dem Hauptplatze von Cetinje angekommen waren, sah ich sie, allerdings etwas ermüdet, an einen Stein gelehnt stehen, Alles um sich her anschauend und geduldig wartend, bis Einer kam und ihr das Gepäck abnahm. Ich glaube, daß wir unter unseren neunzehnjährigen Bauerdirnen kaum irgendwo solche Ausdauer und Unermüdlichkeit gefunden hätten. Dieser montenegrinischen Johanna zollte hier Niemand Bewunderung als ich im Stillen.

Uebrigens war dieß nicht das Einzige, was mir an unserer Begleiterin auffiel. Ihr Verhalten zu den Männern unserer Umgebung, sowie das Benehmen dieser Männer gegen sie war eben so bemerkenswerth und charakteristisch. Sie war, wie gesagt, das einzige Frauenzimmer unter zwanzig Männern. Eine gewisse Aengstlichkeit und verschämte Schüchternheit wäre davon bei jedem deutschen Mädchen sicherlich die Folge gewesen, und diesen Erfolg hätte man hier noch um so mehr zu erwarten sich berechtigt halten können, da die Montenegriner ihre Weiber fast so streng und abgesondert halten wie die Türken. Dagegen sah ich unsere Johanna sich überall ganz unbefangen und dreist benehmen. Sie schaute nichts weniger als verlegen drein. Sie war immer mitten drunter, und obwohl sich Niemand um sie bekümmerte, Niemand ein

Wort an sie richtete, so schien sie doch neugierig und aufmerksam an Allem Theil zunehmen und beschaute und belächelte für sich das Treiben, das Schießen und Lärmen der Männer, unter denen sie sich so sicher zu fühlen schien, wie in Abrahams Schooße. Uebrigens fiel es auch von diesen keinem ein, sich irgend etwas Unziemliches gegen sie zu erlauben. Ja, nicht einmal, was wir „einen unschuldigen Scherz“ nennen würden, gestattete sich irgend Einer gegen sie. Es wurde ihr keine Art von Compliment oder Artigkeit gesagt. Obgleich sie, wie erwähnt, sehr anmuthig und hübsch war, so schien doch Jeder gegen sie im höchsten Grade unempfänglich oder, soll ich sagen, respectvoll zu sein. Wir waren fast lauter junge und größtentheils unverheirathete Männer. In Deutschland wäre unter solchen eine Schwäbin oder steier'sche Sennerin gewiß weder so lieblos noch so ungeschoren davon gekommen. — Als wir später in Njegusch mit Branntwein und Brot tractirt wurden, sah ich unsere hübsche Montenegrinerin ganz vereinsamt vor der Thüre sitzen, und ich fing an zu fürchten, man möchte sie mit dem Essen ganz vergessen. Ich steckte ihr daher ein Stück Brot zu, wofür sie mir dankbar die Hand küßte und auch nachher noch mich zuweilen freundlich anblickte, obwohl diese Vorsicht sich später ganz unnütz erwies; denn als nachher unsere Begleiter sich zusammenthaten, um unter einander die Reste unseres Hammels zu vertheilen, bemerkte ich Johanna mitten unter ihnen sitzen und tapfer mit essen. — Auch hier blieb Amor, obgleich es doch an Bachus (an montenegrinischem Wein) keineswegs fehlte, vollkommen aus dem Spiele. Keinem fiel es z. B. ein, Johanna die Wange

zu streicheln oder vielleicht gar in die Arme zu kneifen, und etwa mit dem Glase in der Hand dem Fremden zu sagen: „Nicht wahr, wir haben doch hübsche Mädchen in unseren Bergen?“ — was Alles und noch mehr bei einem Ausfluge in die deutschen Alpen nicht unterblieben wäre. Uebrigens kann ich auch nicht sagen, daß die Männer unfreundlich gegen das Mädchen gewesen wären. Ich sah, daß sie ihr mehre Male trotz aller Zurückhaltung ein recht gutes Stück Fleisch vorlegten. — Alle diese kleinen Beobachtungen, welche ich machte, lassen sich nicht allein schlechtweg aus der bloßen Verachtung gegen das weibliche Geschlecht, deren wir diese Völker ohne Weiteres zeihen, erklären und reimen. Es ist mit dieser Verachtung zugleich ein gut Theil höchst lobenswerthen Respects auf eine wunderbare Weise gemischt. Ein Frauenzimmer ist bei den Montenegrinern verachtet zugleich und heilig, verachtet ihrer Schwäche wegen und heilig gehalten aus demselben Grunde. — Unwillkürlich ahmten wir Deutsche in Allem unseren montenegrinischen Männern nach, und dieß ist überhaupt hier jedem Fremden zu rathen. Denn, sagt Cyprian Robert, „wagte es Jemand, die Schamhaftigkeit eines montenegrinischen Weibes zu verletzen, so würde sein Tod eine gewisse Folge davon sein.“ — „Trotz ihrer gedrückten Lage“ — bemerkt dieser Schriftsteller weiter — „ist dennoch die Frau in Tschernogora in moralischer Hinsicht keineswegs bloß das Spielzeug des Mannes, wie dieß in civilisirten Ländern nicht selten der Fall ist. Dort ist sie wahrhaft unverletzbar, darum kann sie sich auch ohne Bedenken selbst fremden Männern anvertrauen, in der Gewißheit, daß sie sich keine Un-

ziemlichkeit gegen sie erlauben werden*)." — Alles, was ich an unserer Begleiterin Johanna bemerkte, war mir eine sehr willkommene und deutliche Bestätigung dieser Behauptung.

Der Weg schleppte sich noch etwa zwei Stunden weit, ohne viel bergauf und bergab zu gehen, aber immer auf sehr unebenem Terrain zwischen Felsen fort. Ich glaube daher, daß alle die Passagen, durch welche man auf dieser Strecke schlüpft, nur Theile eines und desselben Hochgebirgskessels oder Haupteinschnittes sind, eines Kessels, den man nach dem darin befindlichen montenegrinischen Hauptorte den Kessel von Njegusch**) nennen kann, und der gleich hinter diesem Orte von einem Felsenhalbzirkel abgeschlossen war. Diesen ganzen obersten Gebirgs-Plateaukessel und seine Nebeneinschnitte füllt ein und derselbe Stamm (Plemen) aus, der Stamm der Njeguschi, dessen Hauptort gleiches Namens ganz in der hintersten Abtheilung des Kessels an dem Fuße des ihn abschließenden Halbzirkels liegt.

Njegusch ist etwa die Mittelwegsstation zwischen Cattaro und Cetinje, der Residenz des Wladika, und

*) Cyprian Robert, die Slaven der Türkei. Deutsche Uebersetzung von Fedorowitsch. Bd. I. S. 74. Dasselbe bezeugt auch Pouqueville von den Albaneserinnen. Er sagt: „Les Albanaises reçoivent la mission importante de négocier un rapprochement. Ambassadrices de paix, les Albanaises, investies du respect public, traversent sans danger et sans crainte les hordes belliqueuses et il n'y a pas d'exemple d'une insulte faite au caractère auguste de leur sexe."

**) Auch Niegusch, Nigosch, Gnegusch oder Niegnschi geschrieben. Ich schreibe aber immer so genau als möglich, wie die Leute sprechen.

die Reisenden pflegen daher hier einen Halt zu machen, um sich und ihre Pferde zu erquicken. Wir wurden hier sehr gastfreundlich in der Steinhütte eines alten Mannes aufgenommen, von dem man uns sagte, daß er der Onkel des Wladika sei. Wenigstens gehörte er zu den Petrowitsch Njeguschi, der Familie des Wladika. Die Hütte war ganz aus unbehauenen Steinen gebaut, niedrig und, da man für Fenster nicht viel Sorge getragen hatte, auch finster. Doch blieben wir anfangs in einer Art auf Baumstämme gestützter Vorhalle oder Veranda, wo Bänke herumgestellt waren. Der alte Herr des Hauses begrüßte uns zuerst mit einem Glase Branntwein, wozu etwas trockenes Brod herumgereicht wurde, und darnach wurden wir in die Hütte selber eingeladen, wo man einen Hammel für uns geschlachtet und gebraten hatte. Es war ein niedriger runder Tisch oder ein Bret für uns gedeckt, auf dem recht solide Stücke Hammelfleisch an Knochen, für jeden Gast eins, herumlagen. Die Kost schmeckte ganz vortrefflich, denn nicht nur war der Appetit der Gesellschaft natürlich sehr gut, sondern auch das aus dem Ganzen gebratene Hammelfleisch äußerst saftig und schmackhaft. Ein Jeder wurde bald mit seinem „duftenden Fleische und blühenden Fette" fertig, und wo dieß unsere aufmerksamen und freundlichen Wirthe wahrnahmen, da hatten sie alsbald wieder ein Rücken- oder Lendenstück beim Knochen ergriffen und legten es hastig auf den leergewordenen Platz. Wo sie die Stücke hinten hernahmen, habe ich nicht recht gesehen, denn nur auf unseren Speisetisch fiel von der Thüre her etwas Licht. Aber vermuthlich lagen die Hammel, in Kochstücke gehauen, hinter uns in einer

hölzernen Wanne. Und auf diese Weise schaffte wohl Mancher einen ganz respectablen kleinen Haufen von Knochen vor sich hin. — Weiber kamen nicht zum Vorschein; aber es ist möglich, daß im dunklen Hintergrunde sich einige bewegt haben, die ich nicht bemerkte. Es ist merkwürdig, daß selbst die vornehmen Montenegriner in der Regel zu Hause nicht viel besser wohnen und leben als die Geringen und Armen. Es ist in dieser, wie auch sonst noch in mancher Hinsicht bei ihnen weit mehr Gleichheit als anderswo. In Cattaro sind fast immer einige Häupter, Serdare, junge Leute und Verwandte des Wladika gegenwärtig, entweder um zu hören, was es in der Welt Neues giebt, oder um sich wie bei uns die jungen Edelleute vom Lande in der Hauptstadt ein wenig zu divertiren. Allein auch dort leben sie nicht viel luxuriöser als bei sich zu Hause.

Njegusch ist in gewisser Hinsicht der interessanteste Ort in ganz Montenegro. Denn es ist eigentlich die Wiege, in der dieser kleine Staat seinen ersten Anfang nahm. Es ist in dieser Hinsicht für einen Geographen bemerkenswerth genug, daß dieses Njegusch das höchste und unzugänglichste Felsennest von ganz Montenegro ist. Von hier dacht sich das Land sowohl nach dem See von Scutari als nach dem adriatischen Meere zu in verschiedenen Abstufungen ab. Es liegt sogar noch etwas höher und ziemlich viel versteckter und rauher als die jetzige Hauptstadt Cetinje. Njegusch, sein hohes Becken und sein Felsengeklüfte umher bilden eigentlich die wahre Akropolis von Montenegro. Der Samen zu Montenegro wurde in diesem Becken auf ganz ähnliche Weise gelegt, wie

der Samen zu Rom auf den sieben Hügeln an der Tiber, nämlich durch Flüchtlinge oder, wie die Illyrier selbst sagen, durch „Hineingesprungene" (Uskoki), d. h. durch solche, die in die rettende Bergfreistätte hinein gesprungen waren. Die ersten Einwohner von Njegusch sollen von einer Colonie flüchtender Serben stammen, die von dem Berge Niegosch in die Herzegowina kamen. Wie der Bund der Schweizer sich zunächst in der unzugänglichen Urschweiz auf dem tief verborgenen Rütli bildete, so ging der Bund der Tschernogorzen von dem hohen Bergkessel von Njegusch aus. Auch im Kaukasus findet man eben solche kleine Hochthäler, in denen die Primaten irgend eines Stammes, die Stifter und Vornehmsten eines kleinen Fürstenthumes, wohnen, und von denen aus sie die benachbarten fruchtbareren Thäler beherrschen.

Im höchsten Thale der schwarzen Berge, in Njegusch, lebte der Pleme oder Stamm, den die Montenegriner vom Anfang herein zu ihrem obersten Stamm, ihrem „Vororte" erkoren, hier residirte bis auf die neuesten Zeiten der Kriegsfürst oder Gubernator (Woiwode), der der Herzog der Montenegriner im Kriege war; von hier, von Njegusch entsprang auch die Familie der jetzt regierenden Bischöfe, der Petrowitsche, die, wie es scheint, auch ihrem Familiennamen den Namen ihres Ursprungsortes beigefügt haben, z. B. Danilo Petrowitsch Njeguschi.

Es giebt mehre Thäler und Hochplateaus, die mit Njeguschi beinahe in gleicher Höhe liegen, und die gewissermaßen ein zusammenhängendes kleines Hochland bilden, von dem aus das Terrain nach allen Seiten hin abfällt, nach dem adriatischen Meere plötzlich und

sehr schroff, nach dem See von Scutari allmäliger. — Dieses geographisch und orographisch ziemlich scharf bezeichnete Hochland mußte sich auch in historischer Hinsicht schon frühzeitig als ein besonderes ethnographisches und politisches Ganze darstellen. Es hieß — vermuthlich von uralten Zeiten her — Katunska Nahia, d. h. der Alpencanton oder der Canton der Sennhütten. In diesem montenegrinischen Hochlande geschahen die ersten Unternehmungen zur vollständigen Abschüttelung des türkischen Jochs. Hier bereiteten die Einwohner den sich bei ihnen aufhaltenden Türken im Jahre 1703 eine sicilianische Vesper, und die ganze Katunska erlangte darauf, so weit das Hochland ging, bis an die Pässe zum Niederland hinab, zuerst seine Unabhängigkeit. Erst später schlossen sich die weiter unten liegenden Thäler bis zum See von Scutari hinab und mehre andere benachbarte Gebirgstheile an, indem sie entweder von den Montenegrinern erobert oder gegen die Türken revoltirt wurden, oder indem sich ihre Bewohner von freien Stücken den Stämmen des Katunschen Hochlandes anschlossen und um Aufnahme in ihren Bund baten, eben so wie die benachbarten Cantone und Städte sich allmälig den Eidgenossen der Urschweiz anschlossen. — Noch heutiges Tages gibt es in der Nachbarschaft von Montenegro mehre kleine Stämme oder Dörfer und Thäler, deren Bewohner in mehr oder weniger enger Verbindung mit ihnen stehen, und die zuweilen an den montenegrinischen Tscheten vermittelst einer größeren oder geringeren Anzahl von Gewehren Theil nehmen oder nicht. Wie durch solche Anschlüsse benachbarter Districte, so vermehrte sich die Macht und Volkszahl der Montenegriner auch be-

ständig durch Ueberläufer (Uskoken) von allen Seiten, insbesondere von Seiten der geplagten Unterthanen der Türken. Doch sind auch stets, angezogen von dem Glanze der Freiheit auf den Bergen, einzelne von den Soldaten der Venetianer, der Franzosen, der Oestreicher zu ihnen übergelaufen und haben sich bleibend bei ihnen niedergelassen. — Noch heutiges Tages giebt es einen Bezirk in Montenegro, den man den Uskokendistrict nennt, vermuthlich weil sich hier vorzugsweise die Ueberläufer anzusiedeln pflegen, oder vielleicht weil hier die letzten in bedeutender Masse übergetretenen Uskoken angesiedelt wurden.

Uebrigens nimmt sich die Lage des Ortes Njegusch ganz hübsch aus. Es liegt, wie alle hiesigen Orte, ein wenig am Rande des Gebirges hinauf, und es ist der häuserreichste Ort, den wir überhaupt auf unserem Ausfluge in Montenegro zu sehen bekommen haben. Auch gab es hie und da einige Bäume. Wir sahen zwei Wege von hier ausgehen, einen weit über die Bergrücken nach Süden und einen über einen anderen Paß nach Westen, nach Cetinje. Obgleich die Wege hier nichts weniger als künstlich gebaut sind, so kann man ihre Schlangenlinie doch immer ziemlich weit hin an den Bergabhängen verfolgen, weil die Linie, auf der die Leute wandern und reiten, mit der Zeit eine etwas andere Farbe annimmt, als die verwitterten Oberflächen der hellgrauen Felsen sie haben.

Den Paß oder Einschnitt, durch den wir uns nun mühsam aufsteigend erheben mußten, und über den wir dann wieder absteigend später in das Thal von Cetinje herabkamen, nannten unsere Leute den Kriwaschko Sdrielo.

Doch glaube ich eigentlich nicht, daß sie so die ganze Passage, sondern vielmehr nur eine besondere enge Stelle derselben bezeichnen. Der Weg ist so knorrig, wie ein Weg in einem Urwalde, in welchem sich die Riesenwurzeln von tausend Bäumen verschlingen. Und noch dazu sind hier die Wurzeln lauter Steine.

„Es bedarf kaum einer Erwähnung," sagt Cyprian Robert in seiner oft citirten Schrift, „daß es in Montenegro keine Bettler giebt." Wir machten hierüber ganz andere Erfahrungen. Zu wiederholten Malen liefen arme zerlumpte Montenegriner, Kinder wie Erwachsene, zu unserem Wege heran und streckten bettelnd die Hand aus. — Aber allerdings ist ihre Art und Weise zu betteln ungewöhnlich, und zuweilen sind dieß auch die Almosen, um die sie bitten. Die Gaben, mit denen man sie am meisten erfreuen kann, sind Pulver und Blei, nicht Münzen. Hat man ihnen etwas dargereicht, so vergessen sie oft den Dank über die Begier, noch mehr zu bekommen, und gewöhnlich bitten sie, wenn man ihnen eine kleine Münze gab, ganz im Vertrauen noch um einige Patronen. — Gleich hinter Njegusch begegnete uns ein solcher montenegrinischer Bettler, dem einer unserer Reisegefährten etwas schenkte, und der, nachdem er die Münze beigesteckt, ohne zu danken, begierig und keck ausrief: „Noch! noch mehr!" — Es ist möglich, daß es solche Bettler hauptsächlich nur an den beiden von östreichischen Offizieren und anderen Europäern häufiger bereisten Straßen giebt. Allein das Land wird auch in anderen Richtungen von dem Wladika und anderen Großen und Reichen, die durch Gnadenbezeigungen und Almosenspenden sich beliebt machen müssen, durchzogen, und es wäre daher wunder-

bar, wenn man nicht, wie anderswo, auch überall in diesem Lande, in welchem die Glücksgüter keineswegs so gleich vertheilt sind, daß es nicht neben einigen verhältnißmäßig sehr Reichen ganz Bitterarme gäbe, Bettler finden sollte.

Wie der Weg von Cattaro bis Njegusch, so ist also auch die Gegend von Njegusch bis Cetinje der Hauptsache nach eine fast ununterbrochene Felsenwüstenei. Nur hie und da findet man mitten zwischen den Felsen kleine Stücke anbaufähigen und dann auch fast immer wirklich angebauten Terrains. Wie überall in Dalmatien, und wie auch auf dem Triestiner Karst hat sich dieses fruchtbare Erdreich in den trichterförmigen Vertiefungen der Felsenoberfläche angesetzt und ist in den Felsritzen und Löchern vom Wasser zusammengeschlemmt worden. Es sind lauter kleine Landflicken von zwanzig oder dreißig Schritt ins Gevierte, von einem halben oder ganzen oder höchstens zwei oder drei Joch Ausdehnung, die der unwirthbaren Felswüste, wie eben so viele kleine erfreuliche Oasen eingesprengt sind. — Wir fanden auf unserem Wege fast keine dieser kleinen Oasen unbenutzt und unangebaut. Wo nur einige Kohlpflanzen oder Kartoffelstauden stehen konnten, da standen sie auch. Zuweilen war der Anblick dieser kleinen Felder geradezu rührend. Rund herum starres unergiebiges Felsgeklüft und mitten dazwischen ein kleiner grüner Teppich von Pflanzenwuchs, nicht größer als ein Zimmerteppich. Darauf ein paar Dutzend sorgfältig und mühsam gepflegter Gartengewächse*). Wir erkundigten uns hie und

*) Diese unsere Beobachtung stimmt ganz mit dem überein, was Cyprian Robert im ersten Bande seines Werks (Seite 76)

da nach dem Kaufpreise solcher kleiner Aecker oder Gärten und bekamen dann unglaubliche Summen zu hören. — So sagten uns unsere Begleiter von einem Acker, der uns höchstens zwei Joch groß zu sein schien, derselbe sei nicht unter dreitausend Gulden feil. Und doch sind die Lebensmittel im Lande so schwer zu verwerthen und äußerst billig. Uns schien jene Summe in gar keinem Verhältniß mit der Rentabilität des Ackers zu stehen. — Einige von uns meinten, dieß wäre eine der gewöhnlichen Uebertreibungen, zu denen die Montenegriner so sehr geneigt sind. Andere sagten, ein solcher Preis sei überhaupt cum grano salis zu verstehen. Das Geld würde dabei meistens nicht baar ausbezahlt, sondern es würden oft Waffen und andere Tauschmittel an Geldesstatt gegeben, die dann äußerst hoch veranschlagt würden. Indeß unsere Montenegriner bestanden trotz unseres Widerspruchs steif und fest auf ihrer Behauptung, und ich erinnere mich auch in der Morlachei von ganz erorbitanten Preisen kleiner fruchtbarer Landstriche gehört zu haben. — Vermuthlich hält in diesen Ländern, wo man das baare Geld selbst sonst gar nicht anlegen kann, der Eigenthümer sehr fest an dem Besitze eines kleinen Grundstücks, dessen er sich einmal bemächtigt hat.

Sehr wohlthätig auf den Zustand der Bewohner hat die Einführung der Kartoffeln in Montenegro ein-

---

sagt. „Unter den montenegrinischen Streitern," bemerkt er, „giebt es eine beträchtliche Zahl Ackerbauer, und mitten in den mit Steinen und Menschengebeinen übersäeten Einöden trifft man auf manche freundliche Oase. Wo irgend der Tschernogorze dem Felsen ein kleines culturfähiges Feld hat abgewinnen können, besäet und pflegt er es auch und scheut dabei keine Mühe."

gewirkt. Sie verdanken dieselben dem vorigen Wladika Peter Petrowitsch I., der sich in dieser wie in mancher anderen Beziehung als Reformator seines Volkes erwiesen hat. Es ist merkwürdig genug, daß der Kartoffelbau schon zu einer Zeit, nämlich im Anfange dieses Jahrhunderts, bei den Montenegrinern durchgesetzt wurde, als selbst in Deutschland noch hie und da jenes jetzt so verehrte Knollengewächs mit Vorurtheilen und Hindernissen zu kämpfen hatte. — Jetzt wird die Kartoffel allgemein in Montenegro angebaut und hat gewiß nicht wenig zur Milderung der Theuerungen und Hungercalamitäten dieses Gebirgslandes beigetragen. Auf dem Bazar zu Cattaro ist die montenegrinische Kartoffel eine Hauptwaare. Sie wird auf dem Rücken der Menschen und Saumthiere so reichlich von den Bergen heruntergeschleppt, daß alle Ortschaften der Bocca damit versorgt und außerdem ganze Schiffsladungen davon verführt werden können. Sogar in Triest ist die montenegrinische Kartoffel bekannt und als besonders mehlig und schmackhaft geschätzt. Die Montenegriner haben ihren Wladika Peter Petrowitsch unter die Heiligen versetzt. Wenn für sonst nichts, verdient er dieß schon der Kartoffeln wegen. Merkwürdigerweise ist mit der Kartoffel auch ein deutscher Name für diesen Knollen nach Montenegro eingewandert. Die Montenegriner nennen sie „Krumbiri" (Grundbirn).

Endlich, endlich wand sich unser Pfad aus diesem beständigen Felsengewirre hervor und ließ sich zu wegsameren und sanfteren Fluren, zu dem grünen Thal von Cetinje herab. Dieses Thal ist ein vielleicht anderthalb Meilen langer, ziemlich schmaler und ganz ebener Landstreifen, der sich in der Begrenzung eines Halbmonds

zwischen den Felsen und Bergen auf beiden Seiten hin erstreckt. Es ist die größte und grasreichste Ebene, die wir überhaupt auf unserer ganzen kleinen Tour in Montenegro gesehen haben, und überhaupt, wie ich glaube, die einzige kleine Hochebene in diesem Theile von Montenegro, in der sogenannten Katunska Nahia. Die Campagne von Cetinje liegt um etwas niedriger als das Thal von Njegusch, aus dem wir herabkamen, ist aber breiter, bequemer und anmuthiger als dieses. — Njegusch als höchster Wohnplatz im Lande wäre daher eigentlich als die natürlichste Herrscher-Residenz dieses Gebirgsstaates zu betrachten. In der That stammt von dort, wie ich sagte, auch die jetzige Herrscherfamilie, sowie dort die ehemalige Gubernatorenfamilie zu Hause ist. Aber Cetinje liegt doch nur um ein Geringes niedriger als Njegusch. Es ist noch ganz ein Theil des montenegrinischen Hoch- und Kernlandes und hat dabei den Vortheil, daß es mehr das Centrum des Landes einnimmt und zugleich eine minder wilde Natur als jenes besitzt.

Wir waren beim Anblick der Wiesengründe von Cetinje nicht wenig erfreut und ließen die Blicke, in der Ferne das Kloster und die Residenz suchend, darüber hinschweifen, sowie unsere Pferde auf den nun auch leidlicher werdenden Wegen etwas schneller sich dahin bewegten. Zudem erschienen in der Ferne allerlei Dinge, die unsere Neugier erregten und die uns selber etwas näher angingen. Zuerst entdeckten wir in der Mitte des Thales unter einem großen Baume, ich denke, es war eine Linde, eine Menge Männer oder, um nach montenegrinischer Weise zu reden, eine „Woiska" (einen

Kriegerhaufen) *) versammelt. Von ferne schon entdeckten wir darunter viele müssige Zuschauer zu Fuß, sowie auch mehre Berittene, die wir alsbald als solche, die zu gastfreundlicher Begrüßung uns entgegengekommen waren, erkannten. Unter ihnen sahen wir einige in glänzenden Costümen, mit bunten Turbans und auf kleinen weißen Rossen unter der Linde umhergaloppiren.

Unsere Begleiter, die immer jeden merkwürdigen Punkt oder Abschnitt unserer Reise mit Schüssen bezeichneten, feuerten wieder ihre Pistolen und Gewehre ab, als wir in das Thal von Cetinje hinabstiegen und jener Linde ansichtig wurden, und von da aus wurden auch die Grüße mit Pulverentwickelung gehörig erwiedert. In ziemlich flinkem Trabe kamen wir unter der Linde an, und hier ergriffen uns die Montenegriner auf den Schimmeln bei den Händen und schüttelten sie, uns freundlich anblickend, recht herzlich; auch wurden hie und da einige Worte zu unserer Bewillkommnung gesprochen. Viele Andere standen herum und schauten der Sache mit sehr ernsthaften Mienen zu. Ich erfuhr leider nichts von der Geschichte der Linde, auch nicht, wie ihr Name sei. Aber gewiß hat sie irgend einen poetischen Namen, wie z. B. „Linde des Grußes", „Baum des Willkommens" oder dergleichen. Denn bei diesem Volke ist Alles stereotyp und eingewöhnt. Und ohne Zweifel wurden hier auf

---

*) Das Wort Woiska kommt von „Woi" oder „Boi" her, was so viel als Krieg bedeutet. Woiska heißt daher eigentlich buchstäblich nur so viel als Kriegerhaufen. Weil aber in Montenegro alle Männer bewaffnet sind und weil die Frauen unter dem Begriff von „Leuten" nicht mitzählen, so heißt dann Woiska so viel als ein Volkshaufen oder eine Versammlung von Leuten.

ähnliche Wiese wie wir, schon viele Fremde begrüßt, die von Cattaro her heraufzogen und denen immer diese Linde als der erste Baum im Thale von Cetinje im Wege stehen mußte.

Wir waren nun allmälig in ein ganzes Geschwader von Reitern und Volk eingehüllt worden, und auf der letzten Miglie Weges bis zum Kloster selbst wurde unsere Bewegung immer beschleunigter, sowie auch der freudige Lärm um uns her wie eine Lawine anschwoll. — Alles schien wieder von neuen Kräften beseelt, und unsere vielgeplagten Pferde fingen sogar in der Nähe des Ziels zu Zeiten an zu galoppiren. — Unter unseren neuen Genossen waren einige recht schöne Leute; besonders zeichnete sich ein Mann aus, dessen offene, blühende, edle und dabei ehrliche Gesichtszüge mir unvergeßlich sein werden. Er trug eine rothe Mütze auf dem Haupte, darum einen dicken scheckigen Shawl geschlungen, der den Turban bildete. Ein purpurrother, mit Pelz verbrämter Dolman baumelte ihm um Rücken und Schultern. Sehr zierliche und glänzende Pistolen und Dolche glitzerten aus seinem Gürtel hervor. Weite Pantalons umhüllten seine Beine, und sein kleiner Schimmel bockte nach Herzenslust. Es wurde mir erzählt, er habe dieß Alles einem türkischen Beg abgenommen. Dasselbe wurde mir überhaupt von den meisten guten Pferden, schönen Waffen, Schmucksachen u. s. w., die ich in diesem Lande zu sehen bekam, gesagt. Das Meiste sollte immer gute Beute von den Türken sein, „Heldensäbel, Heldenwaffen, Heldenpferde," wie die Montenegriner sich ausdrücken. Vieles mochte allerdings im ehrlichen Kampfe heimgeführt sein; Manches aber mochte wohl nicht den Namen von spolia opima verdienen. Es ist

dem Montenegriner besonders schmeichelhaft, wenn er sagen kann, diese schöne Sache sei von ihm oder von seinem Vater oder Großvater *erbeutet* oder *geraubt* worden. Bei uns würde man sagen, ich habe sie um so und so viel hundert Ducaten *gekauft*. Auch von der So wie Weise, groß zu thun, heißt es: ländlich, sittlich! Art und der beschriebene Montenegriner, so waren auch mit Variationen die anderen.

Je näher wir der Residenz des Wladika kamen, desto häufiger schossen unsere Begleiter ihre Pistolen ab, und desto muthwilliger wurden sie. Zuweilen trabten sie ganz ruhig neben uns im Wege; dann gab auf einmal Einer seinem Pferde die Sporen oder vielmehr die Steigbügel (denn mit den großen, langen, aus Eisen geschlagenen und eckigen Steigbügeln stoßen sie oft unbarmherzig den Pferden in die Seite) und schoß pfeilschnell zur Seite schräg in's Wilde hinaus, schwenkte seine Waffe und schoß sie gegen das Gebüsch oder die Felsenwände ab, gleichsam als verfolge er einen Feind. Dieß Beispiel wirkte dann gleich ansteckend, und sofort trabten auf ähnliche Weise auch Andere zur Seite rechts und links hinaus, schrieen, schwenkten und scharmuzirten, was denn Alles ein recht lebhaftes und interessantes Bild abgab.

6.

Cetinje.

Das zwischen Bergmauern eingefastete Thal Cetinje ist, wie ich sagte, im Ganzen genommen äußerst flach.

Dieß hindert aber nicht, daß doch hie und da mitten in der Fläche einige zerklüftete und vielfach zerrissene Felsköpfe aus dem Boden emporragen. Sie sind dann mit Gestrüpp aller Art bewachsen. Einige unserer zur Seite sprengenden Reiter galoppirten zuweilen zu diesen buschigen Felsköpfen hin, setzten, um ihren Uebermuth zu zeigen, mitten in dieses Felsengeklüft hinein und ließen ihre Pferde in die Kreuz und in die Quere durch die Gebüsche und Spalten hindurchsetzen, indem sie ihre Pistolen dazu abfeuerten. Natürlich gab es dabei einige sehr malerische, aber für die armen Pferde sehr unbequeme Attituden. Die Montenegriner, die Türken und überhaupt alle diese die illyrisch-griechischen Gebirge bewohnenden Völker sind Liebhaber von solchen schwierigen Passagen und renommiren gelegentlich gern mit solchen halsbrecherischen Ritten. Ich hörte an verschiedenen Orten von einem Montenegriner, der einen schroffen Felsabhang zu Pferde hinaufgeritten, oder von einem Türken, der auf einer langen steinernen Treppe in Galopp herabgekommen sei. Alle Pferde dieser Gegenden klettern wie die Gemsen. Doch gehen sie natürlich häufig bei solchen unbarmherzigen Experimenten zu Grunde.

Endlich wurden wir der Häuser, die das Kloster des Wladika umgeben und die mit diesem zusammen Cetinje heißen, ansichtig. Das Kloster liegt am Fuße der Thalwände und schlängelt sich mit seinen Umfassungsmauern und mit einem Theile seiner Gebäude noch am Berge hinauf. Am höchsten und das Uebrige dominirend liegt ein vierkantiger alter Thurm, derselbe, dessen Zinnen die Montenegriner bisher mit den Köpfen ihrer getödteten Feinde auszuschmücken pflegten. Unter ihm zunächst

kommt die Kirche von Cetinje und daneben ein steinernes Gebäude, das Zellen der Mönche enthält, jetzt aber meistens von Männern aus der Umgebung des Wladika bewohnt wird, und das nach vorn einen offenen Porticus darbietet. Noch weiter unten und fast schon ganz in's ebene Thal hinaus ragt ein längliches großes Haus, das der Wladika selber bewohnt. Dieß Alles ist in ziemlich hohen Mauern eingeschlossen, die außerdem noch weitläufige Höfe dazwischen umfangen. Vor dem Kloster und außerhalb desselben ist ein großer freier Platz, den ein paar Dutzend Häuser in einiger Entfernung von den Klostermauern umgeben, und von dem ein paar breite Straßen auslaufen, die den Gassen unserer Städte einigermaßen ähnlich sehen. Längs dieser breiten Gassen liegen wieder ein paar Dutzend steinerne Hütten oder Häuser, und das Ganze nennt man, wie gesagt, Cetinje. Der besagte, zum Theil mit Gras bewachsene Platz, der in der Mitte eine gute Wassercisterne hat, ist gewissermaßen der Marktplatz oder das Forum von Cetinje, auf dem sich zu Zeiten das Volk vor den Thoren der Residenz seines Herrschers versammelt, und der auch jetzt, als wir dort ankamen, mit einer Menge von Leuten gefüllt war. An dem einen Ende dieses Forums am Fuße der Klostermauern liegen ein paar große eiserne Kanonenläufe ohne Gestell und Lafetten, auf Steine oder Holzblöcke gestützt, von denen man mir sagte, daß der Wladika sie in Triest gekauft habe. Schon von Weitem hatten wir diese Kanonen mitten in dem Lärme, den wir selbst machten, mit Donnerstimme hineinreden hören. Sie wiederholten ihre gastfreundlichen Grüße in so schnellen Tempos, wie die montenegrinischen Kanoniere sie herausbringen konnten,

und schleuderten ihre letzten Blitze unter uns, als wir uns unter den Freudenbezeigungen einiger anderer von dem uns gewogenen Wladika uns entgegengesandter Männer aus dem Sattel hoben. — Auch schon in alten Zeiten müssen die Montenegriner die Sitte gehabt haben, ein paar solche Bewillkommungskanonen für passende Gelegenheiten in Bereitschaft zu halten; denn in einem berühmten montenegrinischen Liede, das die Vermählung eines montenegrinischen Fürstensohnes mit einer venetianischen Patriciertochter am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum Gegenstande hat, kommt folgende Schilderung der Feierlichkeiten bei dem Abschiede des Bräutigams vor: „Alle Schießwaffen Montenegros donnerten ihre Abschiedsgrüße nach, und darunter auch jene beiden ungeheueren Kanonen Kernio und Selenko, die ihres Gleichen weder in den sieben fränkischen Königreichen, noch bei den Türken finden. Von dem bloßen Knalle dieser beiden Geschütze sinkt der Renner zusammen und stürzt mancher Held zu Boden." — Wie gesagt, unser Willkommen glich ziemlich genau diesem Abschiede.

Es giebt in Cetinje eine Locanda, die so ansehnlich, ordentlich und nett ist, wie nur sonst irgend eine in Dalmatien, und außerdem befaßt sich auch wohl ein ehemaliger östreichischer Unteroffizier, der sich nach Cetinje zurückgezogen hat und hier mit einer deutsch sprechenden Frau ein recht nettes Häuschen, in welchem er einen Kramladen errichtet hat, bewohnt, mit der Aufnahme und Bewirthung von Fremden. Wir vertheilten uns in diesen beiden Häusern und waren hier für die Nacht so gut aufgehoben, wie sonst nicht immer in den westlichen Küstenländern der Adria. — Mir wurde das Glück zu

Theil, mit einem anderen werthen Reisegefährten bei dem besagten Unteroffizier ein Quartier zu erlangen, wo wir sehr zufrieden waren, da wir deutsch sprechen konnten, und da die guten Leute alles Mögliche für uns aufboten. Sie waren um so freundlicher, da jedes Mal, wenn Deutsche zu ihnen kommen, die langgenährte Hoffnung in ihnen wieder auflebt, daß ihnen Verzeihung für ihre Entweichung ausgewirkt werden könnte, und daß sie auf dem Bazar von Cattaro zugelassen werden möchten, wodurch ihr Kramgeschäft nicht wenig gefördert werden würde.

Wir wurden dann von einem ehemaligen östreichischen Offiziere, der jetzt beim Wladika in Diensten ist, und der während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit in Cetinje unseren sehr gefälligen Cicerone machte, beim Wladika aufgeführt. Dieser erwartete uns in seinem Billardzimmer, welches zugleich sein Audienz-, Staats- und Gesellschaftssaal ist. Denn der Wladika, obgleich ein Souverain, der nicht ganz verächtliche Einkünfte hat, lebt doch sehr einfach und bescheiden. Als Fürst eines armen Gebirgsvolkes hält er es natürlich für unpassend, sich in seiner Lebensweise zu weit von der der Seinigen zu entfernen. — Er selbst bewohnt in seinem Kloster nicht mehr als drei Zimmer, die nahe bei einander liegen, erstlich das besagte etwas größere Billardzimmer, dessen Wände mit Waffen und mit den Portraits Napoleon's, Lord Byron's, des jetzigen Königs von Sachsen und mit einem großen alten Oelgemälde von Peter dem Großen, das etwas nachgedunkelt hat, verziert ist, zweitens ein kleines Zimmer, in welchem der größere Theil seiner Bibliothek (ein kleiner Schrank ist auch in dem Billardzimmer) steht, in dem außerdem noch Waffen

hingen und wo jetzt auch einige Trauben und andere schöne Früchte zum Trocknen aufgehängt waren, endlich drittens sein Schlafgemach mit einer recht stattlichen Bettstelle nach italienischer Weise und dem Portrait des Kaisers Nikolaus von Rußland zu Pferde, nach Krüger. Man sieht solche Einrichtungen auch wohl bei den minder reichen Domherren unserer Stifte oder bei unseren Pfarrern (natürlich bis auf das Billard und die Waffen). — In dem Billardzimmer stand auf der einen Seite des Billards bei der Eingangsthüre eine lange Bank, auf welcher Senatoren und Perianizen sich niedergelassen hatten, auf der anderen Seite ein kleines Sopha, auf dem der Wladika saß, einen kleinen Teppich unter seinen Füßen. Dieß, sage ich, sind die bescheidenen Räume, die ein souveraines Oberhaupt eines Volks von 100,000 Menschen bewohnt. Wer die Schlösser unserer Herzöge, die eben so viele Unterthanen haben, kennt, weiß, daß dort mehr Umstände gemacht werden.

Des Wladika Persönlichkeit zu schildern, halte ich mich hier nicht für berufen. Auch ist er schon oft von Kopf zu Fuß portraitirt werden, und es ist bekannt genug, daß er ein großer schöner Mann ist. Seine Persönlichkeit selbst ist zudem überall am adriatischen Meere, auf den Dampfschiffen des Lloyd und in Triest, wohin er oft gereist ist, bekannt genug. Auch hat es in Wien und anderen Theilen Deutschlands nicht an Gelegenheit gefehlt, ihn zu sehen, da er sogar einmal bis nach Petersburg gekommen ist.

Von uns war natürlich der berühmte serbische Herr, auf den ich oben hindeutete, seinem Herzen am nächsten, doch hieß er auch uns Deutsche sehr freundlich und gütig

bei sich willkommen. Man fühlt sich bei ihm gleich à son aise, weil man bald bemerkt, daß man mit einem sehr klugen, gewandten und gebildeten Manne zu thun hat.

Gleich die erste Aeußerung, welche der Wladika gegen uns that, war eine sehr merkwürdige, lehrreiche, und geeignet, mich in ein Meer von Nachdenken zu stürzen. „Nun siehe da!" sagte er auf Russisch sehr freundlich zu mir, „da sind Sie einmal nach Montenegro verschlagen. Ich hoffe, Sie werden manches Interessante bei uns finden, und ich bilde mir ein, Sie werden sich hier bei uns oft an Homer und an die Völkerzustände erinnern, die er schildert." — Ich möchte sagen, diese Worte des Wladika waren gewissermaßen Ton und Richtung gebend für den ganzen Gang meiner Gedanken während unserer Anwesenheit und kleinen Pilgerfahrt in Montenegro, die uns fast in allen Stücken als ein Commentar zu Homer erschien.

Zunächst war es in dieser Hinsicht bemerkenswerth genug, daß der Wladika selbst mehre Male auf Homer zurückkam. Er ist ein großer Liebhaber seiner Gesänge und hat auch mehre Ausgaben des Homer, unter anderen eine in russischer Uebersetzung in seiner Bibliothek; — wer liebte nicht, seine eigenes Portrait und die der Seinigen und seiner Umgebung um sich her zu versammeln.

Den meisten Sitten und Gewohnheiten der Montenegriner liegen uralte Vorbilder zum Grunde. Es sind Sitten und Gewohnheiten, wie sie hier auf der alten slavisch-griechischen Halbinsel vermuthlich schon lange vor Homer geherrscht und wie sie sich hier unter diesen Berg-

und Hirtenvölkern entweder seit Deukalion's Zeiten stets erhalten oder mit wenigen Modificationen immer wieder reproducirt haben. Ich glaube, man könnte zu jedem einzelnen Zuge, der die Montenegriner charakterisirt, auch bei den Homerischen Helden irgend einen Zug als Parallele entdecken. — Der Freiheitssinn und die damit verbundene Kampflust sind den Montenegrinern eben so eigen wie den Archivern. Wie die verschiedenen Stämme dieser letzteren so haben auch jene schon zahllose Kämpfe für ihre Freiheit bestanden. Die Blutrache scheint bei den alten Hellenen ebenso wie bei den Montenegrinern geherrscht zu haben, und wenn einem Achilles sein Freund getödtet wurde, so ruht er nicht eher, als bis er dafür diesem auch „ein blutig Opfer" geweiht hat, und schneidet er auch dem getödteten Hektor nicht den Kopf ab, so behält er doch den ganzen Körper in seinem Zelte, und es kostet Mühe genug, bis er ihn dem alten Priamus ausliefert. Ueber das Behalten oder Ausliefern der abgeschnittenen und heimgeführten Köpfe finden zwischen diesen Montenegrinern und ihren Nachbarn noch heutiges Tages ähnliche Unterhandlungen statt, wie zwischen Achilles und Priamus. Und wenn ein Kopf freiwillig zurückgeschickt wird, so nehmen sie dieß zuweilen so hoch und dankbar auf, wie Priamus. Noch soeben hatte ja der Wladika aus Artigkeit und Großmuth den zuletzt eingelieferten Türkenkopf den Angehörigen des getödteten Beg zurückgesandt.

Wie die alten Myrmidonen und Archiver des Homer, kriegerische Völker in halb wildem Zustande, auf nichts mehr als auf ihre mit Gold und Edelsteinen und mit sauberer eingelegter Arbeit, die Homer genau zu

beschreiben und zu besingen nicht müde wird, verzierten Waffen halten, so thun dieß auch die Myrmidonen und Danaer unserer Tage. Sie tragen reich mit Silber und Kupfer geschmückte Panzer und legen mit Perlmutter und Edelsteinen, wo nicht ihre Schilder, doch ihre Pistolenkolben und Flintenläufe aus und erscheinen beständig, wie die Homerischen Helden im Schmuck ihrer Waffen. — Wie diese so halten auch sie es für das schönste Loos eines Mannes, im Kampfe das Leben zu verlieren, und haben einen Widerwillen vor dem Tode auf dem Krankenbette. Die Heiligkeit der Gastfreundschaft, die Verbrüderung und Verschwörung zweier Freunde auf Leben und Tod, die Lage der Frauen, dieß Alles hat bei den Montenegrinern und überhaupt bei allen serbischen Slaven und den ältesten Bewohnern Griechenlands außerordentlich viel Aehnliches. Ich sage bei den ältesten Bewohnern Griechenlands, bei den Homerischen Griechen. Denn bei den späteren civilisirten athenienisischen und byzantinischen Griechen ist wohl Manches anders, und man möchte fast sagen, durch die Türken und nach der durch sie zerstörten Cultur der Griechen seien überall die uralten Sitten und Zustände der Mythenzeit wieder hervorgetreten, gleich wie das matte Licht des Mondes hervortritt, wenn die Sonne untergeht.

Manchmal kann man die Parallele bis in die Details der geringfügigsten Zu- und Umstände fortführen. Ein Ziegen- oder Hammelbraten schmeckt hier noch eben so wie zu Odysseus Zeiten und wird auch auf dieselbe Weise zubereitet, und wenn man sieht, wie der beim Gastmahl Präsidirende die Fleischstücke bei den Knochentheilen ergreift und sie rings umher nach Rang und

Würden vertheilt, dem Vornehmsten das Stück gewährend, wo das „blühende" Fleisch und Fett hart am Rückenknochen „am süßesten" ist, so glaubt man ganz unter Hellenen zu sein. Auch im Schnitt der Kleider dieser Leute ist gewiß noch viel mehr Vorchristliches, als wir nachweisen können. Auf den Basreliefbildern des berühmten Sarkophags von Ephesus in der Ambraser Sammlung in Wien, auf denen der Amazonenkampf dargestellt ist, kommen mehre kurze dolmanartige Gewänder mit schlotternden und fliegenden Aermeln vor, die ganz den Dolmans unserer Husaren ähnlich sehen. Der neuen Uniform, welche der Wladika seinen neugeschaffenen Perianizen gegeben hat, liegt vermuthlich die Form eines uralten Kleidungsstücks zum Grunde. — Diese Perianizen, die man nicht etwa unseren gewöhnlichen Trabanten oder Leibgarden gleichstellen darf, — am meisten Aehnlichkeit haben sie noch mit den Nobelgarden des Kaisers von Oestreich, wo jeder Gardist ein geborener Edelmann ist, — diese Perianizen, sage ich, die den Wladika immer umgeben, die er aus den Söhnen oder jungen Chefs der vornehmsten Familien des Landes gewählt hat, und neben den Perianizen die zwölf sogenannten Senatoren, die mit dem Wladika zusammen eine politische Gewalt bilden und mit ihm unter einem Dache wohnen, konnte ich nicht anblicken, ohne dabei an Odysseus und seine Gefährten, an Achilles und die Myrmidonen, an Menelaos und seine Genossen, die zugleich seine Freunde und seine Unterthanen sind, zu denken. Die alten Homerischen Völkerfürsten beherrschen ihre Leute und Vasallen auf ziemlich unbeschränkte Weise, und doch zeigen sie sich zuweilen auch wieder mit ihnen ganz vertraulich, stellen sich

mit ihnen auf gleichen Fuß, in ein fast duzbrüderliches Verhältniß. Eben so sahen wir es hier beim Wladika. Dieser präsidirte freilich als Herrscher des Volks in seinem Audienzzimmer auf einem besonderen Platze auf einem Divan, vor dem für ihn ein Fußteppich ausgebreitet war, und ihm gegenüber auf einer langen Bank saßen die Senatoren und Perianizen, alte und junge Leute durcheinander, dicht zusammengedrängt und zum Theil einander fast auf dem Schooße. Einige Andere aber standen an den Fenstern und an den Thüren herum; allesammt erst ganz still und höchst ernsthaft dreinschauend, so lange die Bewillkommnung und Vorstellung der Gäste dauerte, was Alles vorzugsweise nur dem Wladika galt. Sie gruppirten sich da ungefähr eben so, wie die Freunde, Hausgenossen und Hofleute des Königs Alcinous, als Odysseus zu ihm kam. Zuweilen richtete der Wladika an den Einen oder Anderen ein Frage, die dann immer prompt und ohne Scheu beantwortet wurde. So war es zuerst bei unserem Empfange und dann auch nachher wieder am Abend, wo wir zur Soirée eingeladen wurden. Als aber dann Billardspiel, Macao und so weiter proponirt wurde, da offenbarte sich ein recht ungenirtes Verhalten. Die Leute verließen ihre Sitze, spazierten umher, und Jeder that, was er wollte. Einige gingen auf und ab, zur Thür hinein und hinaus, als wenn sie in ihrem eigenen Hause wären, Andere spielten mit ihrem Wladika und mehren unserer Reisegefährten Macao, wobei es recht lebhaft zuging. Wieder Andere, die es bequemer fanden, blieben auf ihrer Bank stumm aneinander gelehnt sitzen und schauten den Uebrigen zu. Noch Andere zeigten uns die Raritäten und Schätze ihres Herrn und

schleppten sogar einige Stücke seiner Garderobe herbei, die sie in demselben Zimmer, wo er zugegen war, auf dem Billard ausbreiteten, um uns die Goldstickereien daran bewundern zu lassen. — Dieß Alles deutete auf ein so vertrauliches Verhältniß der Unterthanen zum Herrscher hin, wie wir es bei den Genossen der Homerischen Helden sehen.

Und als wir nun am anderen Morgen gar auf der Kloster-Terrasse bei einander saßen, und als von da aus der Wladika, wenn auch nicht mit Pfeil und Bogen und mit der „weithinschattenden Lanze", doch mit Pulver und Blei und aus einer langen Flinte nach einem improvisirten Ziele schoß, und als dann auf seinen Befehl ein Volkssänger mit der Gusla eintrat, sich vor uns hinsetzte und ein langes Heldenlied sang, wobei Jeder ganz still und bedächtig vor sich hin oder in die blaue Ferne hinaus blickte, da verschwanden die von den Historikern gezählten Jahrhunderte fast gänzlich vor uns, die Zeiten zerrannen in einander und wir konnten uns eben so gut einbilden, daß wir jetzt Zeitgenossen der trojanischen Helden seien, als daß das achtzehnhundertfünfzigste Jahr der christlichen Zeitrechnung bei uns vorüberrollte.

Auch der Umstand, daß der Beherrscher und heldenmäßige Anführer der Montenegriner ein christlicher Bischof ist, war nichts weniger als eine Dissonanz zwischen den verschiedenen Zeiten, die wir vergleichen. Auch Agamemnon ist nicht nur der König, sondern auch der oberste Priester seines Volks, und Odysseus bringt unter seinen Gefährten, die er im Kampfe anführt, immer selbst den Göttern die Opfer und Weihgeschenke dar.

Ueberhaupt hat das ganze Heldenthum bei den Montenegrinern und bei den alten Griechen fast ganz gleiche Züge. — Muthige Helden werden bei jenen eben so gepriesen, wie bei diesen. Doch müssen die Helden, um etwas zu gelten, auch mit der Zunge eben so gewandt sein wie mit der Faust; so bei den Griechen, so bei den Tschernogorzen. Beredtsamkeit, der natürlich immer eine tiefe Wärme des Gefühls und ein hochfliegender Geist zum Grunde liegt, steht bei den letzteren in so hohem Ansehn wie bei den ersteren, und es kommen auch in den serbischen Piesmen eben solche Reden vor, wie bei den Rhapsodieen des alten ionischen Sängers. Die List verschmähen die montenegrinischen Helden eben so wenig wie die Archiver, welche bei Homer ja das stehende Epitheton der „listigen" haben. Und Geschichten wie die mit dem trojanischen Pferde wiederholen sich tagtäglich in diesen Bergen, wenn auch nicht immer gerade ein hohles hölzernes Pferd dabei ist. Die Tscheten und Ausfälle der Montenegriner gegen die Türken, wobei bald dieser, bald jener Held freiwillig als Woiwode an die Spitze tritt, gleichen ganz den Unternehmungen der griechischen Stämme gegen ihre Nachbarn, und die Geschichten von den Viehräubereien des Cacus und anderer Unmenschen sind keine Mythen, sondern vielmehr nur, um mich so auszudrücken, typische Erzählungen von Vorfällen, die sich tausend Mal auf der griechisch-slavischen Halbinsel wiederholen und die alle nach einem und demselben Muster gearbeitet zu sein scheinen.

Die Aehnlichkeit wird noch größer, wenn man bedenkt, daß die Montenegriner eigentlich noch jetzt tagtäglich denselben Kampf kämpfen, den die Griechen

kämpften, den Streit der pelasgischen Stämme gegen die der asiatischen Halbinsel, den Kampf der Hellenen gegen den großen König des Ostens. Es ist eigentlich ein fortgesetzter trojanischer oder persischer Krieg.

Unsere Künstler, wie Flaxmann u. s. w., die Skizzen zum Homer zeichnen wollen, oder Philologen, die einen recht brauchbaren Commentar zur Iliade zu schreiben beabsichtigen, sollten es ja nicht versäumen, den kleinen Ausflug mit dem Dampfschiff nach Cattaro und von da nach Cetinje zu machen; ihnen würden da vielfache Schuppen von den Augen fallen, und sie würden in kurzer Zeit hier Manches sehen und hören, was ihnen die besten Früchte tragen müßte, und für ihren Zweck in wenigen Tagen mehr lernen als sonst durch monatelanges Studium.

Besonders lehrreich und ergiebig ist dabei ein dreifacher Vergleich der heutigen serbischen Volksgesänge, des täglichen Lebens der von ihnen besungenen Helden und der Homerischen Epopöeen. Durch diesen dreifachen Vergleich würde man erst sowohl den Homer recht verstehen, als auch das Leben und Treiben der heutigen Montenegriner recht beurtheilen lernen. — In Homer's Gesängen erscheint Alles in so schönem Lichte, so verherrlicht, so nobel und goldig. Ebenso erscheinen alle Dinge in den serbischen Liedern, während das tägliche Leben der Montenegriner es zeigt, wie alle diese Dinge, die wundervoll schönen Helden, die großmüthigen und edlen Könige, die zauberischen Frauen und Mädchen, die tönenden Hallen, die geschmückten Paläste, die uneroberlichen trotzigen Festungen, das blühende Fett der Ziegen- und Hammelbraten, bei dem prosaischen Lichte der Wirklichkeit betrachtet ausgesehen haben. Es ist bei Homer

gewiß eben so viel poetische und pathetische Uebertreibung, wie in den serbischen Liedern, und man muß in beiden den Dingen und Personen erst überall die Kothurne oder Stelzen abschlagen, auf welchen die Dichter sie einherschreiten lassen. Dann aber umgekehrt kann uns ein solcher Vergleich, nachdem wir für die griechischen Helden einen prosaischen Maßstab gefunden, auch wieder lehren, die Montenegriner nicht zu gering anzuschlagen und zu verächtlich zu behandeln. Fand Homer bei Leuten, die ihnen ganz ähnlich waren, so Vieles, was seine Muse begeistern konnte, so werden wir auch bei diesen Montenegrinern Vieles finden, was uns mit Bewunderung erfüllen kann.

Nachdem der Wladika sich mit Jedem ein wenig unterhalten und dann Alle noch ein Mal willkommen geheißen, entließ er uns mit der Bemerkung, daß wir wohl einige Erfrischungen bedürfen würden, und lud uns auf den Abend wieder zu sich ein. Zu unserem Mittagsmahl sandte er uns süßen Wein und eine Fülle schöner großer Trauben und anderer saftigen Früchte, die er als Producte seines Landes uns bezeichnen ließ. Hier oben auf den Höhen von Cetinje und Njegusch wächst zwar nichts dergleichen; aber in den niedrigen Thälern der Montenegriner gegen den See von Scutari zu werden der Wein, der Oelbaum, Melonen u. s. w. cultivirt, und diese Früchte gedeihen dort, wie wir es selbst vor uns sahen, zu bewunderungswürdiger Größe. Auch Bienenzucht ist dort zu Hause, und es soll daselbst manchen Bauer geben, der an hundert Bienenkörbe besitzt. — Da es ohnedieß schon spät geworden war, so war der Abend schnell da, und wir kehrten daher bald zum Wladika

zurück, bei dem sich nun eine noch größere Gesellschaft als zuvor eingefunden hatte. Er unterhielt sich mit uns über verschiedene Gegenstände und gab uns auf jede Frage, die wir uns in Bezug auf sein Land erlaubten, sehr bereitwillige und lehrreiche Antworten. Schade übrigens, daß wir die Verpflichtung zu haben glaubten, diese Bereitwilligkeit nicht noch mehr zu benutzen. Die Anzahl der Bewohner seines Landes gab der Wladika selbst auf etwas mehr als 100,000 an. Auf 105,000 Seelen soll sie in dem letzten Hefte der „Grlitza", einer in Cetinje gedruckten Schrift, einer Art montenegrinischen Staats-Almanachs, angegeben sein. Diese Angabe ist höher als die in allen vor dem Jahre 1840 publicirten Berichten und Reisewerken, und es ist demnach zu vermuthen, daß sich die Zahl zum Theil in Folge von Anschluß anderer Stämme, zum Theil in Folge von größerer Lebenskraft des Volks und im Schutze der mehr gesicherten Freiheit und des größeren Friedens — die blutigsten Kämpfe und Menschenverluste hatten die Montenegriner im vorigen Jahrhundert zu ertragen — bedeutend vermehrt hat.

Wir hatten sehr verschiedene und, wie es uns schien, zum Theil sehr übertriebene Angaben über die Anzahl der waffenfähigen Männer in Montenegro erhalten. Und dieß konnte auch wohl nicht anders sein; denn erstlich übertreiben natürlich in diesem Punkte die Montenegriner selbst sehr gern etwas, und ihre Nachbarn haben wieder die entgegengesetzte Tendenz. Und dann fragt es sich, ob von einem Vertheidigungs- oder Angriffskriege die Rede ist. Wenn die Türken in's Land fallen, so greifen sogar die Invaliden wieder zu den Waffen, selbst die

Greise und Kranken raffen sich auf, und auch die unmündigen Knaben bleiben nicht dahinter — man erzählte uns von einem Knaben von zehn Jahren, der einen türkischen Beg erlegt und seinen Säbel erobert habe und auch von einem Mädchen hörten wir, das eine Heldenthat gegen die Türken verübt habe und seitdem immer Waffen trage. — Will man nun diese alle mitzählen zu den Waffenträgern, so bekommt man eine sehr große Summe heraus. Gilt es aber, eine ordentliche Armee in's Feld zu stellen, so sind natürlich nicht so viele da. Die geringste Angabe der waffenfähigen Montenegriner, von der ich hörte, gab die Zahl von 15,000 „Puschki" (mit Gewehren bewaffneten Männern), die größte 35,000. Der Wladika sagte, Montenegro könne im Ganzen 20,000 bis 25,000 nach ihrer Art gut bewaffnete Vaterlandsvertheidiger auf die Beine bringen, 5000 bis 7000 aber könne es bei einem auswärtigen Kriege in's Feld stellen. Bei der berüchtigten Expedition der Montenegriner und Russen gegen Ragusa im Jahre 1806 sollen 6000 Streiter von den Bergen herabgeeilt sein.

Doch ist hier überall natürlich nicht von regulären und einerercirten Truppen die Rede, sondern von Leuten, die den Gebrauch der Waffen von Jugend auf von ihren Vätern erlernt haben, wie die Sprache von ihren Müttern. Ihre Mannschaften auf europäische Weise zu uniformiren und einzuüben, haben die Wladiken noch nicht versucht, wie die serbischen Fürsten und die walachischen Hospodare es gethan haben. Die Leute ziehen unter der Anführung ihrer Woiwoden (Dorfschulzen) und Serdare (Districtshauptleute) heran, und entweder stellt sich der Wladika selbst oder sein

kriegerischer Neffe Georgey, der in russischen Diensten war, an die Spitze. Dieser letztere, den wir ebenfalls kennen lernten, soll sich immer äußerst tapfer bewiesen haben und als Anführer beim Volke sehr beliebt sein. Der Wladika selbst übernimmt nur bei ganz außerordentlichen Fällen die Anführung. Obgleich gewiß nicht weniger tapfer als die übrigen Montenegriner, ist er doch nicht so kriegslustig wie der frühere Wladika, der sich trotz einem Bischof des Mittelalters herumschlug. Er strebt wo möglich auszugleichen und zu vermitteln, weil er mehr auf die innere Organisation seines Staates und Volks hinzuwirken sucht. Eine der merkwürdigsten Neuerungen, die er ausführte, sind die Corps der Senatoren und der sogenannten Perianizen, von denen wir uns auch an diesem Abende umgeben sahen. Der Senat (Sowjet) besteht aus zwölf Mitgliedern (Sowjetnik). Ob die Idee zu diesem Senate von Rußland hergenommen ist, weiß ich nicht; doch bildet dieser Senat, wie in Rußland, das oberste Gericht des Landes. Auch werden mit ihm, gleichsam wie mit einem Ministerrathe oder Reichsconseil, die wichtigsten Angelegenheiten besprochen. Doch sagte man uns wohl, daß des Wladika gewichtige Stimme hier immer am meisten durchschlägt, vermuthlich ungefähr auf ähnliche Weise wie die Stimme des Odysseus unter seinen edlen Gefährten: „Also redet' ich selbst und bezwang ihr muthiges Herz in Gehorsam.“

Die Perianizen sind, wie gesagt, etwas Aehnliches wie die Nobelgarde des Kaisers von Oestreich, wenigstens insofern, als sie aus den beßten jungen Leuten des Landes bestehen und meistens die Person des Wladika, stets seiner Befehle gewärtig, umgeben. Doch werden sie auch zu

mancherlei anderen Geschäften und Aufträgen gebraucht. Bei dem embryonischen Zustande dieser politischen Gesellschaft sind natürlich die verschiedenen Staatsgewalten noch nicht unter so viele Branchen und Persönlichkeiten streng geschieden. So z. B. ließ der Wladika einmal ein paar Verbrecher durch seine Perianizen hinrichten. Und damit diese sich dazu bereit finden und Niemand die Blutrache für sein besonderes Haupt fürchten möchte, wußte er dieß nicht anders einzurichten, als daß er seine sämmtlichen Perianizen — Einige sagten uns, es wären dreißig Mann, Andere gaben sie auf vierzig und fünfzig an — alle auf ein Mal auf die Hinzurichtenden ihre Flinten abfeuern ließ. Auf diese Weise waren so ziemlich alle angesehenen Familien des Landes, vermuthlich auch die der Hingerichteten selbst bei der Tödtung betheiligt, und die Blutrache war also fast unmöglich. Uebrigens ist es etwas Eigenthümliches bei diesen Trabanten, daß der Pfarrer (Pope) von Cetinje ihr Chef ist.

Die Unterhaltung berührte auch die in Montenegro üblichen Züchtigungen, und wir erfuhren, daß hier Prügelstrafe etwas ganz Unerhörtes ist und die Montenegriner vor ihr einen außerordentlichen Abscheu haben, was sehr zu ihrem Lobe gereicht. Auch einsperren lassen sie sich gar nicht gern. Ein Monat Gefängniß, das ist ihnen schon sehr hart. Drei Jahr Gefängniß ist so gut wie Todesstrafe. Geldstrafen aber sind gewöhnlicher. Und dann wird sehr bösen Verbrechern in gewissen Fällen das Haus niedergebrannt.

Der Wladika zeigte uns mehre interessante Merkwürdigkeiten; zuerst einen Kasten mit Münzen und einigen Alterthümern von Dioclea, einer alten römischen Stadt,

welche Einige für die Geburtsstätte des Kaisers Diocletian halten und die später bis zum Jahre 1000 nach Christi Geburt Residenz der damaligen Beherrscher von Montenegro war. Der Platz, auf dem diese Stadt stand, gehört noch jetzt zum Gebiete des Bischofs. Ferner zeigte er uns ein kleines griechisches Kreuz, das sehr kunstvoll gearbeitet war. Es sollte vom großen serbischen Kaiser Stephan herrühren und zunächst aus einem serbischen Kloster hierher gekommen sein.

Ich hatte mich nach den Gewerben und Kunstfertigkeiten der Montenegriner erkundigt, und daher wurde noch zuletzt ein schönes Gewand des Wladika, das hier in Cetinje kürzlich gemacht worden war, herbeigetragen. Es war ein weiter, aber nicht sehr langer Purpurmantel von dem feinsten rothen Tuche, vermuthlich aus einer gewissen sehr berühmten Tuchfabrik in Kärnthen. Man breitete ihn auf der Billardtafel aus und ließ uns die feinen Goldstickereien daran bewundern. Sie waren in der That nicht nur sehr künstlich, sehr sauber ausgeführt und solid genäht, sondern boten auch in ihren geschnörkelten Linien und Arabesken eine äußerst geschmackvolle Zeichnung dar. Uns schien es eigentlich unpassend, daß wir dergleichen in dem Zimmer und in der Gegenwart des Wladika, der indeß mit einigen Anderen conversirte, besahen; aber die Leute — Perianizen, Senatoren, Verwandte des Bischofs — genirten sich gar nicht dabei und thaten, als wenn der Mantel ihnen gehörte, oder wie Kinder, die ihres Vaters Herrlichkeiten den Gästen des Hauses zeigen. Als wir die feine Stickerei wiederholt bewunderten, stellten sie uns auch den Künstler oder Schneider selber vor, von dem ich nicht weiß, wie er

hierher unter die Senatoren kam. — Uebrigens haben die Montenegriner auch noch einige andere gute Künstler und Handwerker, z. B. Waffenschmiede, ferner gute Chirurgen, und zuweilen sollen, wie mir Jemand sagte, eben jene Waffenschmiede zugleich erfahrene Chirurgen sein.

Als der König von Sachsen hier war, improvisirte der Wladika zu Ehren seines hohen Gastes ein Lobgedicht, das er auf der Stelle niederschrieb, und das gleich am anderen Morgen schon dem Könige selber und seinen Begleitern in verschiedenen Exemplaren auf hübsches Papier gedruckt überreicht wurde. Der Wladika hatte es über Nacht in seiner kleinen Druckerei, die er in einem Theile seines Klosters aufgestellt hat, setzen und drucken lassen. — Ich glaube wohl, daß nicht viele unserer Fürsten die verschiedenen Mittel sogleich bei der Hand haben, die dazu erforderlich sind, um einen hohen Gast auf ähnliche Weise bei sich aufzunehmen und zu ehren.

Ich erwähnte einer Bibliothek des Wladika. Wir durften sie besehen und fanden darin eine Menge ausgezeichneter russischer und französischer Werke; vor allen Dingen Homer's Odyssee und Iliade, noch heutiges Tages das Alpha und Omega für die Kenntniß des Lebens und Geistes des slavisch-griechischen Orients, ferner in einer russischen Uebersetzung Lord Byron, dessen Geist und Dichtungen ebenfalls mehrfach mit diesem Oriente verflochten sind, ferner Grammatiken neuer lebender Sprachen, von denen der Wladika, außer seiner Muttersprache, die serbische, die französische und russische spricht und schreibt, die italienische aber und ich glaube auch ein wenig die deutsche versteht. Ich wollte,

ich hätte mir einen vollständigen Katalog dieser kleinen Bibliothek machen können. Er würde gewiß ein hübscher Beitrag zur Kenntniß des merkwürdigen Mannes, der Montenegro beherrscht, sein und ein sehr vortheilhaftes Licht auf seinen dichterischen und ernsten Geist werfen.

Es ist bekannt genug, daß der Wladika auch selbst Dichter ist und schon einen bedeutenden Platz auf dem serbischen Parnasse einnimmt. Als ganz besonders schön wird ein Gedicht von ihm bezeichnet, in welchem er eine poetische Schilderung der Natur seines wilden Geburtslandes gegeben hat. Auch ist in seinem Schloß und unter seiner Leitung eine Reihe von Jahren hindurch der erwähnte Staatskalender, die in der slavischen Welt bekannte „Grlitza" (Turteltaube) gedruckt worden, der hie und da sehr interessante Aufsätze und Notizen enthalten soll. Eben jetzt war er wieder mit einem poetischen Werke, und zwar mit einem Drama beschäftigt, zu dem er den Stoff aus einer sehr merkwürdigen Geschichte genommen hat, deren Schauplatz im vorigen Jahrhunderte Montenegro war, nämlich aus der Geschichte des sogenannten „Stepan Maloi" (Stephan des Kleinen), eines gemeinen Montenegriners, der den verwegenen und sonderbaren Einfall hatte, sich für den verstorbenen russichen Zaaren Peter III. auszugeben, und der, weil er darin Glauben und Anhang fand, sich mehre Jahre hindurch die Montenegriner fast unterthänig machte und die ganze benachbarte Slavenwelt in Aufregung brachte. — Ich finde, es spricht sehr für die Echtheit der poetischen Ader des Wladika, daß seine Muse sich meistens mit naheliegenden und patriotischen Gegenständen beschäftigt und die Natur und Ge-

schichte seines Landes zu verherrlichen sucht, ganz anders als z. B. einige unserer Dichter, die in Deutschland leben und sich doch mit afrikanischem Löwengebrüll und Negerprinzenraub den Kopf warm machen. Ich will und kann aber bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, wie merkwürdig es ist, daß überhaupt bei den Slaven, oder wenigstens gewiß bei allen diesen serbischen und kroatischen Südslaven die Männer der That auch immer Männer des Worts und Dichter sind. Daß die gewöhnlichen montenegrinischen Tschetenanführer die Heldenthaten, welche sie gegen die Türken verrichten, auch besingen, erwähnte ich schon. — Der Wladika selbst, der vornehmste Mann und zugleich der vornehmste Barde und Rhapsode seines Landes, ist das glänzendste Beispiel von Montenegro. — Der Banus Jellachich von Kroatien ist ein anderes glänzendes Beispiel. Er hat seine brillante Laufbahn, das Schwert in der Hand und die Lyra im Arme, gemacht. — Auch in unserer Reisegesellschaft fand sich wieder ein Beispiel von einer der slavischen Nation angehörenden Celebrität, der die Musen und Mars zugleich gelächelt hatten. — Mir scheint dieß ein beachtenswerther Fingerzeig zu sein und zu beweisen, daß das Ringen dieser Völker nach Freiheit aus einem tiefen Drange ihrer Seele und ihres Wesens hervorgeht.

Dieß etwa waren unsere tschernogorzischen Abendunterhaltungen im Schloß, unter welchem Titel der Wladika selbst in seiner oben angeführten Grlitza einige Dichtungen publicirt haben soll.

7.

Die Granitza.

Am anderen Tage erhoben wir uns bei guter Zeit. Es war ein freundlicher und warmer Morgen, und das Erste, was wir unternahmen, war ein Spaziergang auf den Kamm der Felsenmauer, welche das flache Thal von Cetinje nach allen Seiten umgiebt, und zwar zu der merkwürdigen Stelle dieser Mauer, wo sie am niedrigsten ist, und wo durch einen felsigen Engpaß der Hauptweg aus den unteren Nahien und vom See von Scutari her nach Cetinje hinauf führt. Der Paß ist kaum eine Stunde Weges von Cetinje entfernt. Man kann von da aus das ganze Becken des genannten Sees, das für die Montenegriner so wichtig ist, überschauen, und man erwartet von daher durch diesen Paß fast alle Tage irgend eine Neuigkeit von Interesse. Es ist bemerkenswerth genug, daß die Montenegriner gerade in die Nähe dieses Passes und dicht hinter seine enge Pforte den Hauptsitz ihres Landes verlegt haben. Es giebt keinen zweiten Paß, der vom See von Scutari aus so direct in das Herz von Montenegro führte, und ohne Zweifel muß man ihn als die eigentlichen Thermopylen von Montenegro betrachten. Schon häufig sind die Türken mit großen Heeren in dieser Richtung vorgedrungen. Zuweilen, jedoch selten, sind sie siegend durch seine Pforte hereingebrochen und haben das Hauptnest der „Berg-

mäuse" (so nennen sie die Montenegriner) zerstört, es ist ihnen aber nie möglich gewesen, sich lange zu dort halten. Und häufiger sind daselbst ihre Alles verwüstenden Heere, noch ehe sie durch den Paß eindringen konnten, von den Montenegrinern aufgerieben worden, die sich hier, wenn ihnen das Pulver ausging, wie die Schweizer mit Steinen und Felsblöcken, dem schweren Geschütz aller Bergvölker, vertheidigten.

Wir gingen zunächst durch das flache Land von Cetinje, dann erhob sich der Weg längs der Felsabhänge und führte uns in leise ansteigenden Windungen bis auf die Höhe des Passes. Es ist einer von den Wegen, die der jetzige Wladika hat anlegen oder bessern lassen, und die daher jetzt etwas leidlicher bewandert werden können als in ihrem Naturzustande, in welchem sie seit uralten Zeiten benutzt wurden. Der Weg ist so gut, wie er in Montenegro sein kann und darf, d. h. für geschickte Bergpferde und Maulesel brauchbar, aber doch nicht für gewöhnliche Cavalerie und Kanonen. Der beste Weg in Montenegro ist immer der, der für den inneren Verkehr der Leute unter einander möglichst bequem, zugleich aber für die dicht gedrängten Haufen der türkischen Bataillone und ihre etwaigen Kanonen und Schwadronen möglichst unbrauchbar ist. Ein solcher Weg ist allerdings nicht leicht herzustellen. Doch schien uns die Aufgabe hier so gut es sich thun läßt, gelöst. Die Montenegriner sagten uns, der Paß hieße bei ihnen „Granitza" (die Gränze), und einen anderen Namen haben wir dafür nicht erfahren können. Es ist auf ihm die Gränze der Katunska und der Rietschka Nahia, d. h. zu Deutsch des Sennhütten-Cantons und des Fluß-Cantons oder, wenn man will,

des Ober= und Niederlandes. Es ist dieß eine ganz ähnliche Abtheilung, wie sie oft auch bei den Schweizer=Cantonen vorkommt. Daß gerade dieser Abschnitt vorzugsweise schlechtweg „Granitza", die Gränze, genannt wurde, begreift sich daher wohl. Denn innerhalb des Gebietes des jetzigen Montenegros giebt es keine wichtigere Gränzabtheilung als hier, wo Oberland und Unterland sich scheiden. Das obere Alpenland, die Katunska Nahia, hat sich bis an dieses Thor, wo es endet, zuerst frei gemacht und blieb dieß schon, als das untere Flußland (die Rietschka Nahia) den Türken noch tributpflichtig war. Damals war hier also buchstäblich die Gränze. Und auch später noch mußte man bei großartigen Einfällen der Türken das Unterland ganz preisgeben, erwartete sie aber hier oben an dem Passe von Cetinje, der der Schlüssel zu dem besagten Kern von Montenegro, das Gränzthor des Innern ist.

Ohne Zweifel würden unsere Ingenieure es nicht versäumt haben, die natürliche Festigkeit eines so wichtigen Punktes noch durch künstliche Bauten zu erhöhen. Aber die Montenegriner haben dieß von jeher ganz versäumt, wir fanden hier weder von alten, noch von neuen Befestigungen eine Spur. Ueberhaupt sind die nicht sehr starken Mauern, welche das Kloster von Cetinje umgeben, die einzigen künstlichen Befestigungen, welche wir im ganzen Lande gesehen haben, und ich glaube auch überhaupt fast die einzigen, welche hier existiren. Das Land ist im Innern so zu sagen ohne alle künstliche Bastionen und Mauern, während es dagegen von außen von seinen Nachbarn mit einem wahrhaften Kranze von Festungen, Citadellen und Thürmen umgeben ist. Auf der einen

Seite haben die Türken die Festungen Nikschitz, Trebinje, Spur, Podgorizza, Zabljak, alle rings am Fuße der montenegrinischen Berge, und auf der anderen die Oestreicher außer Cattaro und Fort St. Trinità eine ganze Kette von Thürmen und Forts längs der albanesisch-montenegrinischen Gränze. — Die Montenegriner denken theils wie die alten Spartaner, welche die lebendigen Mauern ihrer Vaterlandsvertheidiger für die schönsten Befestigungen hielten, theils wie die alten Eidgenossen der Schweiz, welche sich auf ihre Felsen und Berge verließen, und in deren Cantons man einen eben so auffallenden Mangel an Festungen und einen solchen Ueberfluß an offenen Orten entdeckt. Doch häufen auch die Montenegriner in ihren Flecken und Dörfern nie eben große Schätze zusammen. Ihre Heerden sind bei einem feindlichen Ueberfalle bald in die Berge getrieben, ihre Weiber schleppen ohnedieß alle ihre Kostbarkeiten Nacht und Tag mit sich am Leibe herum und können sich leicht mit ihren Habseligkeiten verstecken. Eben so haben auch die Männer stets das Kostbarste, ihre werthvollen Waffen, bei sich. Das Hauptcapital von Montenegro ist daher immer gerettet, sobald nur Alles, was Athem hat und laufen kann, in Sicherheit gebracht ist. Was die Türken in den Dörfern selber zerstören können, ist bald, wenn man dahin zurückkehrt, wieder hergestellt.

Wir standen, wie gesagt, auf diesem Passe an der Gränze desjenigen Abschnitts von Montenegro, den man die Katunska Nahia nennt, und blickten in die Thäler der Rietschka und weiter der Tscherniska Nahia hinab, die sich zum See von Scutari abwärts neigen. Das ganze Land Montenegro ist, wie oft geschrieben wurde, in vier Nahien,

Cantone oder Landschaften abgetheilt. Außer den genannten besteht noch die Lieschanska Nahia. Wir unserer Seits haben auf unserem kleinen Ausfluge nicht das Gebiet der Katunska Nahia verlassen. Aber allerdings ist dieser Canton der größte und in gewisser Beziehung auch der wichtigste, der eigentliche Kern und so zu sagen die Burg des ganzen Landes, an der sich die übrigen Cantone gleichsam nur als Vor- und Nebenwerke angesetzt haben. Er verhält sich zu dem Uebrigen wie die Urschweiz zu den anderen Eidgenossen, oder wie Appenzell Innerrhoden zu Appenzell Außerrhoden. Zwar ist er nicht der fruchtbarste, bevölkertste und productenreichste Theil des Landes. Von den Landschaften am See, wo die Trauben, Feigen und Oelbäume gedeihen, wird er darin bei Weitem übertroffen. Aber erstlich ist er der ausgedehnteste und dann der höchste und unzugänglichste Canton Montenegros. — Das ganze Land hat seinen Hauptabfall und seinen Wasserabfluß nach dem Nordwestende des Sees von Scutari hin, zu dem alle seine Flüsse und Thäler sich hinabneigen. Von diesem See aus findet eine allmälige Erhebung des Landes nach Südwesten und Nordwesten statt. Ihren höchsten Grad erreicht diese Erhebung auf den Bergrücken, die eines Theils längs der Küste des adriatischen Meeres, anderen Theils längs der Ostgränze der Herzegowina laufen. Nach beiden Seiten hin fallen dann diese Höhen sehr plötzlich und schroff ab, insbesondere gegen das adriatische Meer, gegen die Bocche di Cattaro und gegen das ganze östreichische Albanien zu, welches nur aus einem schmalen Küstenstrich längs des Meeres und der Bocca besteht. Wie die Wasserscheide so laufen auch die

politischen Gränzen Montenegros mit der Herzegowina und den östreichischen Besitzungen meistens auf dem Rücken dieser Gebirge. Am See aber stoßen diese Gränzen mit denen des türkischen Albaniens in der Seeebene zusammen. Man kann in geographischer Hinsicht daher das Land Montenegro als die nordwestliche Hälfte des Beckens des Sees von Scutari auffassen. Innerhalb dieses Beckens wohnen die Montenegriner mit den Albanesen von Scutari zusammen. Und mit ihnen haben sie daher die meisten Gränzstreitigkeiten, die meisten Reibungspunkte und Gegenstände des Zankes. Dahin gehört vor allen Dingen der See selbst, von dem die Montenegriner wenigstens die Hälfte für sich in Anspruch nehmen, die Fischereigerechtigkeit im See, die fetten Niederungen und Weiden am Ufer desselben. Die Streitigkeiten und die Kämpfe hören hier daher fast nie auf. Und die Gränzen wechseln auf dieser Seite beständig mit dem Wechsel des Kriegsglücks. Bald dehnen die Montenegriner ihre Herrschaft etwas weiter über den See hin aus, bald treiben die Türken sie ganz von dem See zurück. Gegen Oestreich sind sie vor einigen Jahren durch eine ausgedehnte geodätische Aufnahme genau regulirt worden. Aber gegen Albanien müssen immer statt der Kauf- und der Meßinstrumente des Geometers die Gewalt und das Schwert die Gränzen für den Augenblick bestimmen. Es finden sich hier wohl kaum die Künstler, um eine unverrückbare Gränzbestimmung zu Stande zu bringen.

Alle Gewässer Montenegros fließen in den See von Scutari. Dahin werden auf natürlichen Bahnen die

Schiffe des Landes geführt, die an jenen Flüssen gebaut werden*). In diesen See schwimmen die Fische der montenegrinischen Flüsse hinab und ziehen sich im Winter ganz dahin zurück**), indem die montenegrinischen Fischer ihnen folgen. Nach dem See zu wird auch das Klima immer milder, das Land immer fruchtbarer, die Weiden fetter. Die montenegrinischen Heerden, Hirten und Ackerbauer drängen daher eben so natürlich zum See hinab, wie die Fische, Fischer und Schiffe. — Der See von Scutari ist also ein Hauptpunkt, zu dem alles Leben und alle Kräfte des Landes sich zusammen und hinaus drängen. Einen Theil dieses Sees zu besitzen ist ein ganz nothwendiges Bedürfniß der Montenegriner, und so lange sie existiren, werden sie darum streiten. Das ganze Land hat so zu sagen diesem See das Angesicht zugewendet, während es den Rücken den Bocche di Cattaro zukehrt. Diesen Rücken nun bildet eben jener von uns genannte Canton Katunska, dessen Gebiet in seiner ganzen Ausdehnung am höchsten erhaben und am Rande noch von höheren Gebirgen besetzt ist, von denen aus nach außen nur schwer zugängliche Pässe führen, außer dem zum See von Scutari hinab, auf welchem wir jetzt standen, so wie außer dem, über welchen wir von Cattaro ins Land hinein kamen, und endlich außer dem, über welchen wir in der Richtung nach Budua wieder zum Lande hinaus gingen, nur noch einer oder

*) Der Hauptfluß von Montenegro, die Rjeka, ist einigermaßen schiffbar.

**) Dieß thut namentlich der Hauptfisch des Landes, die Scoranza.

zwei andere. — Der Name Katunska soll von dem albanesischen Worte Katun, das so viel als Sennhütte bedeutet, hergenommen sein*), und er wäre daher für die geographische Beschaffenheit und Bedeutung des Landes sehr bezeichnend. Katunska ist das Sennhütten-, das obere Alpen- und Weidenland von Montenegro. Es ist daher auch, wie ich sagte, die eigentliche Akropolis des Staates. Hier liegt die jetzige Residenz des Herrschers, Cetinje, hier liegt, noch etwas höher als Cetinje, die alte Residenz des ehemaligen weltlichen Gouverneurs, Njegusch, das zugleich der Ursprungsort der jetzigen regierenden Familie, der Petrowitsch, ist. Hier sind mithin die eigentlichen Wurzeln des kleinen Landes. Auch wohnen hier die ärmsten und zugleich kriegerischesten Stämme, die montenegrinischen Hirten, die keinen Wein und keine Feigen und Oliven pflanzen, und denen das Ganze in den verschiedenen drohenden Kriegsunwettern, die über das Land hereinbrachen, immer seine Rettung verdankte. Mehr als ein Dutzend Mal sind allein in diesem und im vorigen Jahrhunderte die Türken mit großen Armeen vom See von Scutari aus in den montenegrinischen Thälern hinaufgestürmt, Alles versengend und verbrennend. Bis in jene oberen Regionen der Katunska sind sie aber selten oder nie gelangt. Ihre Heere zerschellten meistens schon an den hohen Schwellen und Engpässen dieses Berglandes, hinter die sich die Montenegriner in solchen Zeiten zurückzogen. Eben so wenig sind vom adriatischen Meere her die Venetianer, Franzosen und Oestreicher je weiter als bis an den Rand dieser Schwellen

*) Cyprian Robert. a. a. O. S. 82.

gelangt. Die Franzosen, die es einmal mit einer großen Armee versuchten, haben innerhalb des Engpasses eine blutige Schlappe erhalten. Diese und andere Siege der Montenegriner über die Franzosen und andere Nachbarn sind in geographischer Hinsicht ganz in Parallele zu stellen mit den Siegen der Appenzeller über die Oestreicher beim Passe am Stoß oder mit den Schlachten der Schwyzer bei Morgarten.

Wir folgten mit den Augen zunächst dem Wege vom Passe Granitza aus, so weit er sich zwischen den Bergen in dem Thale, das gleich jenseits des Passes sehr breit und bequem wird, hinschlängelt, und bis er sich in einiger Entfernung zwischen den niedrigen Bergen und Hügeln des Unterlandes verliert.

Es ist dieß das Thal der Rjeka Tschernowitze oder, wie die Montenegriner kurzweg sagen, der Rjeka (des Flusses). Diese Rjeka ist der Central- und Hauptfluß ihres Landes, und während die kleinen Nebenflüsse und Bäche alle besondere Eigennamen haben, z. B. Zetta, Schiniza, Segliante u. s. w., so ist bei dem Hauptflusse der Gattungsname selbst zum Eigennamen erhoben. Es geschieht hier dasselbe wie anderswo, z. B. im benachbarten Dalmatien, wo der Hauptfluß eines Cantons auch häufig schlechtweg „Fiumera“ (Fluß) genannt wird.

Die Rjeka soll gleich sehr mächtig aus den Felsen hervortreten und mit kleinen Fahrzeugen fast bis zu ihrem Ursprunge hinauf befahren werden können. Sie wird wahrscheinlich von Quellen und Flüssen gespeist, die, in der Herzegowina entstehend, eine Zeit lang in den Gränzgebirgen gegen die Herzegowina unterirdisch fort-

fließen und dann in Montenegro in dem Thale, das vor uns lag, sich vereinigen. Es ist also hier dieselbe Erscheinung, die sich in so vielen Flüssen des ganzen illyrischen Höhlengebirges wiederholt. Die Montenegriner erzählten uns von einem außerordentlich mächtigen Wasserfall, der an den Gränzen ihres Landes gegen die Herzegowina zu liege, und der nicht nur der berühmteste Katarakt von Montenegro sei, sondern auch alles Andere überbiete, was man in anderen Ländern von dergleichen Naturschauspielen gehört habe. Das Wasser stürze aus einer Höhle oben vom Gebirge herab, und zwar im Frühlinge zur Zeit größter Wasserfülle in solcher Masse, daß die Höhle einen wahren Strom von sich zu speien scheine. Es käme, sagten sie, mehre hundert Klaftern hoch herab, und bei dieser Behauptung blieben sie steif und fest, als wir ihnen dagegen einige Zweifel erhoben. Man könne es, meinten sie, wohl zwanzig Stunden weit im Umkreise rauschen hören, und wenn wir nur etwas höher auf die Gipfel der Berge stiegen, so würden wir es da auch vernehmen. Es kämen mit dem Wasser große Massen von Fischen aus dem Berge herab, und dieß wäre die Hauptquelle ihres größten Landesflusses Tschernowize. — Auch der Wladika machte uns eine wundervolle Beschreibung von diesem Wasserfalle. Er sagte, er habe einmal im Frühlinge in der Nähe desselben auf den blumigen Wiesen, zu denen er herabstürzt, mit den Seinigen bivouakirt. Es möchte ungefähr in der Entfernung einer Miglie von der Cascade selber gewesen sein, wo aber das lärmende Rauschen noch so stark sich erwiesen hätte, daß sie nur mit Mühe sich unter einander hätten verständlich machen können. — Der Wladika sagte,

er habe auf seinen ziemlich umfangreichen Reisen in Europa nie selbst einen so imposanten Wasserfall gesehen noch auch von einem ähnlichen gehört. Er glaubte, daß es mehre Flüsse der Herzegowina wären, die in der Nähe von Nikschitz zusammenliefen, sich dort in Höhlen verlören und dann auf ein Mal aus der östlichen Oeffnung dieser Höhlen sich in eines der tiefen Thäler von Montenegro hinabstürzten. Bekanntlich kommen auch mehre dalmatische Flüsse, die Ombla bei Ragusa, die Cetinje bei Werlika, die Kerka bei Knin auf ganz ähnliche Weise in starken Adern aus solchen Höhlen herausgeflossen, Adern, die ebenfalls von Flüssen in der Herzegowina und in Bosnien genährt werden, oder die vielmehr solche herzegowinische oder bosnische Flüsse selbst sind. Es geht daraus hervor, daß die Herzegowina als ein flaches Hochland betrachtet werden muß, welches nach verschiedenen Seiten hin mit höhlenreichen Bergmauern eingefaßt und von niedriger liegenden Ländern umgeben ist.

Die Hügel und Berge, auf die wir unter uns herabblickten und die wie große Haufen von Erdwällen mit zahllosen Gipfeln bis zum See von Scutari das montenegrinische Unterland bilden, sahen recht hübsch grünlich aus. Sie hatten viel mehr Weiden und Gebüsch, als sonst diese illyrischen Berge gewöhnlich haben. Auch lagen uns einige Dörfer der Rietschka Nahia (des Fluß-Cantons) so nahe, daß wir die Häuser darin und ihre Rauchsäulen erkennen konnten, so unter anderen das Dorf Dobrotzko Selo*). Nicht nur das Dorf, sondern über-

*) So tönte mir das Wort, das ich anderswo Dobarsko Selo geschrieben gesehen habe.

haupt die ganze Gegend, die uns zunächst zu Füßen lag, hieß übrigens gleichfalls Dobrotzko oder Dobarsko Selo, sowie auch der Stamm, der diese Gegend bewohnt. Solche Namen haben in Montenegro fast immer dreierlei verschiedene Bedeutungen, eine locale, eine orographische und eine ethnographische, von denen man nicht mehr angeben kann, welches eigentlich die ursprüngliche ist. Zuerst heißt die ganze Gegend, das Thal oder das Gebirge Dobrotzko, oder Cetinje, oder Komari, oder Njegusch; dann heißt die Bewohnerschaft oder der Stamm (Plemen), der in dieser Gegend siedelt, eben so, und endlich wird auch der Hauptort so genannt, wo die Leute ihre meisten Hütten zusammengestellt haben. — So lag gleich wieder hinter dem Thale und Stamme Dobrotzko ein Gebirgszweig, die Kosieri Gori (d. h. die Ziegenberge) genannt. Die Hütten, die wir an diesen Bergen bemerkten, werden gleichfalls Kosieri (Ziegendorf) genannt, und eben so heißt auch der ihn bewohnende Stamm Kosieri (die Ziegenmänner).

Mitten zwischen den besagten Hügeln und Bergen hindurch sieht man deutlich das montenegrinische Hauptthal der Rjeka sich bis zum See fortziehen, indem die größten Hebungsmassen zu beiden Seiten liegen bleiben. Noch bevor der See selber beginnt, sieht man das Land sich ausflächen, und es dehnt sich längs seines nordwestlichen Endes eine weite, vollkommen platte Ebene aus, die uns mehre Stunden breit zu sein schien und die wir weit in die Berge hinein links verfolgen konnten. Es schien uns ein schönes grünes Wiesenland zu sein. Da aber keine Wohnungen darin liegen, so ist sie vermuthlich zugleich etwas sumpfig. Es sind Marschen, die der See, wenn er hoch ist, noch zuweilen überschwemmt und die

in alten Zeiten wahrscheinlich bleibender Seegrund waren. Dieser Fläche strömt sowohl die Rjeka als auch der montenegrinische Gränzfluß, die Morakſa, zu. Beide vereinigen sich hier an der Spitze des Sees, durchfließen diesen und treten am entgegengesetzten Ende, in einen Fluß gesammelt, wieder heraus. Dieser Fluß, den die Römer Barbana nannten und der jetzt Bojana heißt, mündet nach einem Laufe von circa vier Meilen in das adriatische Meer unweit Antivari aus.

Am Rande der besagten Seeebene erhebt sich ein kleiner schroffer Hügel, rings umher von flachen Wiesen umgeben. Auf ihm ist die jetzt türkische Festung Xabljak gebaut. Es ist einer von den Punkten, um dessen Besitz die Montenegriner und Türken sich beständig streiten. Die früheren Vorgänger der jetzigen Beherrscher von Montenegro hatten hier in Xabljak sogar einmal ihren Hauptsitz. Später aber haben sie ihren Besitz aufgegeben und ihre Residenz in's Innere der Hochgebirge verlegt. Noch kürzlich hatten die Leute des jetzigen Wladika diese kleine Festung von den Türken durch List zurückerobert. Aber der Wladika, der mit dem benachbarten Pascha von Scutari in Frieden leben will, hat die Seinigen vermocht, sie den Türken wieder herauszugeben, indem er sie vermuthlich daran erinnerte, daß sie an ihren Bergen ja noch viel bessere Festungen hätten, und daß sie den Türken sehr wohl die Mühe überlassen könnten, die alten Gemäuer von Xabljak, wenn sie wollten, auf ihre eigenen Kosten zu flicken und zu repariren.

Dann kam endlich der See selbst, dessen ganzer drei Meilen langer Wasserspiegel, von der Sonne beschienen, sich deutlich bis in den entfernten östlichen Hintergrund

vor uns ausstreckte. Die Inseln, welche in dem westlichen Ende dieses Sees liegen, sind nicht flach, bilden vielmehr ziemlich hohe und von Wasser isolirte Hügel. Einen Theil des uns zunächst zugekehrten Seeendes konnten wir der vorliegenden unteren Berge wegen bis auf den Wasserspiegel selbst nicht sehen. Aber die Spitzen zweier jener Inselberge ragten deutlich über dieses Vorland hervor, nämlich die Spitzen der Inseln Vranina und Germogur. Auch um den Besitz dieser Inseln ist immer Zank zwischen den Türken und Montenegrinern. Vranina hatten bisher die letzteren in Besitz, aber kürzlich haben jene es ihnen weggenommen und einige alte Kanonen darauf aufgepflanzt. Auch liegen die Türken auf diesen Inseln häufig in Verstecken, und wenn die montenegrinischen Fischer sich nicht in Acht nehmen und nahe dabei vorüberfahren, so riskiren sie, daß sie unversehens eine Charge von daher empfangen.

Weiter hinein in die Mitte und in seiner östlichen Hälfte ist der See von Inseln frei, und er bot uns einen schönen mächtigen Wasserspiegel dar. An dem östlichen Ende, da, wo die Bojana ausfließt, erhebt sich ein kleiner Hügel, wie der von Xabljak am Westende. Auf diesem Hügel liegt jene Feste, welche die drei Brüder erbauten,

„Die drei Brüder, drei Merljawtschewitschen,
Einer war Herr, Wukaschin, der König,
Und der Zweite der Woiwod' Ugljescha,
Und der Dritte war der jüngste, Gojko.
Schon drei Jahre bau'n sie an der Feste,
An Scadar, der Fest' an der Bojana;
Schon drei Jahre bau'n dreihundert Meister,
Können nicht einmal den Grund erbauen*)."

*) Siehe serbische Lieder, übersetzt von Talvi. Bd. I. S. 117.

Vermuthlich waren die Meister etwas träge und ungeschickt; aber das serbische Lied giebt der „Wila (Hexe) aus dem Waldgebirge" die Schuld. Indeß wurde Scandar am Ende doch fertig, war aber auch vermuthlich längst schon vor jenen drei Brüdern Merljawtschewischen ein fester und bewohnter Ort, denn schon die Römer haben hier auch ein Scadar, Scutari oder Scodra, was Alles eins ist, gehabt. Mit einem Perspective konnten wir ziemlich deutlich die Zinnen von Scutari und den Häuserknäuel, der ihnen zur Seite liegt, erkennen. — Der Pascha von Scutari und der Wladika, diese beiden geschworenen Feinde, können sich also beinahe einander, so zu sagen, in die Fenster schauen. Bekanntlich betrachtet der genannte Pascha den Wladika und seine Leute noch heutiges Tages als Rebellen gegen seine Macht und ganz Montenegro als einen zu seinem Paschalik gehörigen Theil von Albanien, der sich aber eben jetzt in einem höchst abscheulichen und ungerechten Aufstande gegen ihn befinde. Der Wladika, der nun seinen Besitz conserviren will und Frieden mit den Türken sucht, um an die Civilisirung seiner Berghirten denken zu können, hat sich ihm schon mehre Male freundlich genähert; aber der Pascha hat immer als erste Bedingung alles Eingehens auf diplomatische Unterhandlungen die Forderung gestellt, daß sein Unterthan, der Wladika, erst nach Scadar kommen, ihm huldigen und Gehorsam schwören müsse. Die Paschas der Herzegowina, obgleich auch Statthalter des türkischen Kaisers, sind nicht ganz so schlimm und untraitabel. Wenn die Montenegriner nur keine Tscheten gegen ihre Leute unternehmen, so thun sie oft, als wenn Montenegro, sie

nichts anginge, und lassen sich häufiger auf friedliche Unterhandlungen ein. Auch eben jetzt hatten die Montenegriner, während sie, wie ich sagte, vom See von Scutari her den Kopf eines erlegten Beg heraufbrachten, mit den Türken von der Herzegowina eine „Wiera" (einen Waffenstillstand) abgeschlossen. Gewöhnlich schließen sie diese Wieras bis zu einem gewissen Fest- oder Kalendertage ab, z. B. bis Weihnachten oder bis zum dritten Tage nach Ostern, entweder um mit gegenseitiger Bequemlichkeit irgend ein Fest ruhig begehen oder einen Markttag abhalten zu können. Die Wiera, die sie jetzt mit den Herzegowinern gemacht hatten, sollte, wie sie uns sagten, „bis St. Peterstag" dauern. Während einer solchen Wiera handeln und dingen sie dann auf den Marktplätzen ganz friedlich um ihr Vieh, ihren Mais und ihre Fische mit denselben Leuten, deren Köpfe sie etwa über vierzehn Tage oder drei Wochen abzuschneiden vielleicht schon im Sinne haben. Ich kann mir den Fall denken, daß hier zuweilen ein Politicus den Abschluß einer Wiera mit seinem Einfluß befördert, um sein Vieh verkaufen und dann nach Ausgang der Wiera dasselbe Vieh wieder rauben zu können. Sehr oft werden auch Wieras „auf ewige Zeiten" abgeschlossen, die aber doch auch meistens nicht länger Bestand haben als bis zum nächsten Peterstage.

Unser Gesichtskreis reichte aber weit über Scutari hinaus. Zuerst sahen wir noch eine Bergreihe, die längs des Ufers der Bojana sich hinzog, und längs der das Thal und der Canal dieses Flusses, von uns ungesehen, zum Meere herablief. Ueber diese Bergreihe stieg noch ein sehr hohes und entlegenes Gebirge empor, das unseren Horizont gegen Südosten abschloß.

Es waren die Höhen des inneren Albaniens, des eigentlichen Arnaut, die mit den macedonischen und griechischen Gebirgen zusammenhängen. Und eine Reihe anderer albanischer Gebirge schloß, eben so zur Linken das ganze Seebecken und allen seinen oben beschriebenen Inhalt umfassend, unseren Horizont ab. Denjenigen Theil dieser Gebirge, der unserem Standpunkte sich wieder etwas näherte, nennen die Montenegriner „Berda", d. h. Gebirgsland. Die Stämme dieser Berdas werden nicht zu den eigentlichen vier montenegrinischen Nahien gerechnet; allein sie huldigen doch dem Wladika, gehorchen „meistens" seinen Befehlen und leben wenigstens immer mit den Türken in Streit. Namentlich zeigte man uns die Gegend, wo die Kutschi (geschrieben: Kuci) wohnten, ein, wie man sagte, sehr tapferes Gebirgsvolk, das noch zu Montenegro gehöre und auch bei großen Angelegenheiten immer zu den Montenegrinern halte. Den Theil des entfernteren Gebirgszugs, der von diesen Berdas rechts lag, zwischen ihm und den Gebirgen um Scutari, nennen die Montenegriner, wie unser Cicerone uns sagte, „Prokleti Gori", d. h. die verfluchten Berge. Ich weiß nicht, ob dieser Name ihnen in Bezug auf die vielen Verwünschungen ertheilt worden ist, zu denen die Bewohner dieser albanesischen Berge Anlaß geben, oder ob es vielleicht ein uralter Name ist. Diese Prokleti Gori bilden einen Theil des ganzen Gebirgszugs, den die Römer „Bebii Montes" nannten. Dieser Name kommt höchst wahrscheinlich vom slavischen „Baba", d. h. altes Weib, Hexe. „Bebii Montes" hießen demnach ungefähr so viel als „Hexengebirge", und diese Benennung stimmte denn so ziemlich mit den montene-

grinischen Prokleti Gori überein. Vielleicht wohnte hier die „Wila vom Waldgebirge", die in dem obigen Liede von der Erbauung der Feste Scutari erwähnt wird. Uebrigens könnten die Montenegriner auch ihre Berge selbst wohl in gewisser Beziehung Prokleti Gori nennen. Sie sind rauh und wild genug. Wer zu Verwünschungen geneigt ist, hat auf Schritt und Tritt Gelegenheit dazu. Und wer weiß, ob der Name „schwarze Berge" (Montenegro, Tschernogora) nicht vielleicht auch mehr auf die verwünschte, trübselige und schwarzmelancholische Rauhigkeit dieser Berge als auf die schwarze Farbe, die sie gar nicht haben, hindeutet. Die gewöhnliche Annahme ist zwar, daß Montenegro jenen Namen, wie unser deutscher „Schwarzwald" von den dunklen Tannenwäldern empfangen habe, die hier früher existirt haben sollen*). Allein erstlich läßt sich zweifeln, und es giebt weder in der Geschichte noch in der Natur irgend einen Beweis dafür, daß diese Berge je in bedeutender Masse mit Tannenwald bedeckt gewesen seien; man findet freilich in einigen Partieen von Montenegro noch Tannenwaldungen, aber viel häufiger sind die hellen freundlichen Buchenwaldungen, von denen auch ein Theil des Landes, die „Bucovizza" (das Buchenwaldgebirge) seinen Namen hat; und dann ist es wohl beinahe mehr als gewiß, daß wenigstens zu der Zeit, als der Name Schwarzwald aufkam, was zu derselben Zeit geschehen zu sein scheint, als die Montenegriner anfingen, sich mächtiger gegen die Türken zu er-

*) Die Türken nennen Montenegro „Kara Dag", was auch so viel als „Schwarzberg" oder „Schwarzwald" heißt. — Im Skipetarischen heißt es nach Tocqueville „Mail-Zéze."

heben, fast gar keine großen Schwarztannen-Waldungen mehr im Lande existirten und Alles hier schon eben so kahl war, wie es jetzt ist. Auch von der Farbe der Felsen können diese „schwarzen Berge" ihren Namen nicht erhalten haben; denn die Farbe der Felsen ist hellgrau, wie in ganz Dalmatien, und nirgends zeigen sie eine sehr finstere und dunkle Stirn, wie dieß etwa manche Basaltfelsgebirge thun. Ich sage daher, der Name Montenegro mag auf diese Weise wohl weniger aus einem natürlichen als aus einem moralischen Verhältnisse erwachsen sein. Nun ist es bekannt, daß die slavischen Bewohner der türkischen Halbinsel und, wie sie, so auch die dortigen Türken selbst, die größtentheils nur türkisirte Slaven sind, alles Schöne, Liebliche, Milde weiß nennen, alles Wilde, Rauhe, Unheimliche aber schwarz. Das Land Montenegro und mit ihm auch sein rauhes, unbändiges Volk mag daher erst von außen angeschwärzt worden sein. Man mag sie aus Haß und Furcht die „Tschernogorski" (die schwarzen Bergbewohner) genannt haben, und wie die Geusen in den Niederlanden, haben dann die Montenegriner vermuthlich selbst diesen Namen adoptirt. Es ist bekannt, daß auch der Wladika in der Türkei der „schwarze Priester", gewissermaßen der „Schwarze vom Berge" genannt wird. Und endlich hatten die ersten und ältesten Anführer der Montenegriner vielleicht von ganz anderen Umständen den Beinamen „Tscherno" (die Schwarzen). Und von ihnen bekam auch der Hauptfluß des Landes, die oft erwähnte Rjeka, den Namen Tchernowitza, d. h. etwa so viel als „Schwarzwasser."

Der rings von Gebirgen umstellte See von Scu-

tari, der mit Rom unter einem und demselben Breitengrade liegt, hat ein äußerst mildes Klima. Aus seinen Seitenthälern, die vor unseren Augen lagen, waren die herrlichen Trauben und anderen Früchte hervorgekommen, die wir gestern genossen hatten, und unsere Begleiter erzählten uns noch sonst manches Schöne von den anderen trefflichen Producten, die an den Ufern dieses Sees wüchsen. Aber mich schauderte, wenn ich an diesen herrliche Natursegen, an den milden Oelzweig, das Symbol des Friedens, an die Trauben des Bachus, der selbst die wilden Thiere bändigt, an die reichlichen Gaben der Ceres, der Begründerin aller menschlichen Ordnung, und dann, auf das schöne Landschaftsgemälde vor uns hinblickend, zugleich an den ewigen blutigen Hader dachte, der die Menschen hier entzweit. Wie mancher Türkenkopf ist schon von den Montenegrinern aus diesem Kessel herausgeholt und eben über dieses Passes Felsen, auf deren Spitzen wir jetzt saßen, nach Cetinje triumphirend durchgeschleppt worden. Noch vor ein paar Tagen war der Kopf des jungen Beg, von dem wir hörten, auf dieser Blutstraße ins Land gewandert. Und umgekehrt, wie viele abgeschnittene Köpfe und Ohren der Montenegriner sind schon über den See nach Scutari geschifft worden, um auf den blutbefleckten Zinnen dieser Feste aufgesteckt zu werden. Da konnte Einem das schöne Seebecken, das so still und sonnig vor uns lag, wohl ärger vorkommen, als wäre es mit giftigen Schlangen und wilden Thieren erfüllt.

Ich glaube nicht, daß ich etwas Müssiges gethan habe, indem ich das Gemälde, das auf der Granitza vor unseren Augen lag, etwas umständlicher portraitirte.

Ich kann mir sehr viele Fälle denken, wo ein Geograph oder ein Historiker dieses mein Gemälde, sofern es nur — und dieß glaube ich versichern zu können, — treu ist, benutzen und gebrauchen kann. Und eben diesen, dem Historiker und Geographen, soll doch der Reisende vorzugsweise brauchbare Schilderungen liefern. Wie viele Dinge, die der ganzen Welt bekannt wurden, sind nicht in diesem Becken von Scutari passirt, wie wichtig sind die Verhältnisse dieser Gegenden für die Zukunft, in der vielleicht einmal ein Wladika von Montenegro seine Herrschaft über das ganze natürlich mit seinem Lande zusammenhängende Gebiet ausbreiten wird. Wie viele weltberühmte Männer sind nicht aus diesen Gegenden hervorgegangen. War eben das, was wir sahen, nicht ein Haupttheil des Reichs der alten epirotischen Könige, der Pyrrhus, mit denen Rom kämpfte, und ihrer späteren ihnen so ähnlichen Nachfolger, der Scanderbeg, und des Pyrrhus unserer Tage, des berühmten Ali Pascha von Albanien? Müßte nicht auch ein Biograph des großen Kaisers Diocletian eben mit der Schilderung dieses uns vorliegenden Seebeckens beginnen, welches ja so zu sagen die Wiege und der Schauplatz der Kindheit und der Jugenderinnerungen dieses Weltherrschers war*), der in dem römischen Städtchen Dioclea, das hart am See von Scutari lag, geboren wurde. Dioclea gehört sogar noch heutiges Tages zum Gebiete des Bischofs von Monte-

*) Wenn man nämlich mit einigen Historikern annimmt, daß Diocletian in der Stadt Dioclea im Becken von Scutari geboren wurde und von ihr seinen Namen trug, nicht aber, wie Andere meinen, in Salona das Licht der Welt erblickte und seinen Namen von seiner Mutter Dioclea bekam.

negro, und der Wladika selbst zeigte uns, wie erwähnt, einen ganzen Kasten voll römischer Münzen, die er auf dem Territorium von Dioclea gefunden hatte, und mehre andere Dinge, die er dort hatte ausgraben lassen. Diocletian war, wie die Geschichte berichtet, von niederer Herkunft. Er war vermuthlich eben ein solcher Hirtenbube, ein solcher montenegrinischer Bursche, wie wir sie hier herumlaufen sahen. Die Vorfahren eben dieser Ziegen, die bei uns die Büsche benaschten, hütete er einst.

In eben jenem Thale, wo er geboren, wurde es ihm zu enge, und eben diese Berge ersteigend, überschaute er, auf ihren Gipfeln sitzend, das ganze große, von blauen Gebirgen umfangene Seebecken. Da ließ er seine Gedanken über das Wasser nach Scutari (Scodrus) hinüber schweifen, und da er die Gipfel jener epirotischen Alpen und jener „verfluchten" oder „Herengebirge" sah, entzündete sich seine Sehnsucht in die Ferne, seine Begierde nach Herrschaft und Eroberung. Wüßten wir genau um die Details seiner Jugend Bescheid, so würden wir diesen von der Fortuna gezeichneten Hirtenknaben wohl zuweilen als Anführer seiner Genossen erblicken und ihn, im Scherz und Spiel zum König vom See erkoren, als Gebieter auf irgend einem Felsen sitzen sehen. — So wurde seine Leidenschaft zum Herrschen groß gezogen, eine Leidenschaft, die wie ein zügelloses Pferd ihn weit über jene blauen Berge hinaus führte und am Ende auf den Thron der Gebieter der ganzen Welt setzte. Aber auch eben dieser kleine Seekessel, eben dieses Thal von Dioclea, eben jene Oliven und Trauben, jene Kräuter und Kohlpflanzen, die dort unten bei Dioclea in der Tscherniska Nahia in der Nähe der Hütte

seiner Aeltern wuchsen, haben auf das empfängliche Gemüth jenes außerordentlichen Mannes in der ersten Jugend so tiefe Eindrücke gemacht, daß im Alter, nachdem er die Welt zu seinen Füßen gesehen, ihn Sehnsucht darnach und tiefes Heimweh ergriff. — Er legte das Scepter des Orbis terrarum nieder und zog sich wieder in ein stilles Thal seines illyrischen Vaterlandes zurück, um wie in seiner Jugend Kohl zu pflanzen und Weintrauben zu pflegen.

Es scheint mir übrigens, daß die Montenegriner, dieser frische und von Natur begabte Menschenschlag, überhaupt häufig und viel von ihrem Blute an die Länder und Völker umher abgegeben haben, und ich möchte wohl einmal ein Verzeichniß aller der bedeutenden Männer und berühmten Familien, deren Vorfahren in den Steinhöhlen dieser Berge Castradina aßen, besitzen. Nicht nur in den Orten der Bocche di Cattaro giebt es viele Geschlechter, die zu den Gipfeln von Montenegro, als dem Ursitze ihrer Ahnen, aufblicken, auch in Ragusa sind mehre berühmte Patrizierfamilien in demselben Falle. Und ich hörte überhaupt in ganz Dalmatien und Istrien häufig von Colonieen, Dörfern oder Familien, die von den Tschernogorzen gestiftet seien. Durch ganz Serbien bis nach Ungarn hinein giebt es ebenfalls montenegrinische Geschlechter, und im Dienste der türkischen Sultane erhob sich mehr als ein tschernogorzischer Renegat zu Ansehen und Macht. Sogar ein in neuester Zeit berühmter deutscher Feldherr und Staatsmann soll ursprünglich aus dieser serbischen Schweiz stammen, aus der die Freiheit liebenden Leute so oft vertrieben und zur Ansiedelung in anderen Gegenden genöthigt wurden.

Dieser Ausblick auf dem Passe Granitza war eigentlich der südlichste Punkt unserer Reise, und wir traten von hier aus unseren Rückweg nach Norden — zunächst nur wieder nach dem Kloster des Wladika an. Zwei Männer, die aus der Gegend vom See über den Paß herauf kamen, und die unsere Führer sofort als Fremde erkannten, begleiteten uns eine kurze Strecke. Wir befragten sie, wer sie wären, und vernahmen, sie seien Männer aus Mokrina bei Castelnuovo an den Bocche di Cattaro. Ihres Handwerks seien sie Maurer, sie hätten ein paar Monate bei den Türken am See gearbeitet und kehrten nun durch Montenegro mit ihrem Verdienst in der Tasche zu den Ihrigen an der Bocca zurück. Ich verwunderte mich einigermaßen über diese Spur von friedlichem Verkehr, der diese Schauplätze ewigen Krieges trotzdem noch durchzieht. Aber die Montenegriner lassen jeden Fremden, der keine Blutrache mit ihnen auszufechten hat, wenn er nur kein Türke ist, ruhig durch ihr Land ziehen, und eben so erlauben dieß die Türken den kleinen Handwerkern und Handelsleuten, die von den östreichischen Orten oft zu ihnen herüber kommen und bei ihnen hobeln, zimmern und drechseln. Auch soll es fast nie vorkommen, daß diese kleinen Leute ihrer Ersparnisse beraubt werden, obgleich sie oft mit ganz appetitlichen Sümmchen in der Tasche nach Hause kehren. Ich hätte gerne gesehen, daß die Maurer von Mokrina uns noch ein Bißchen begleitet und von ihren Erlebnissen bei den Türken erzählt hätten, aber der Weg des Passes von Granitza war, wie gesagt, ein künstlich bearbeiteter, und auf einem solchen ein Kind dieses Landes festzuhalten, ist keine

Möglichkeit. Wie die Quecksilbertropfen purzeln sie immer auf den kürzesten und steilsten Pfaden herab. Ehe wir es uns versahen, waren unsere Maurer vom Wege seitwärts in das Felsengraus hinab geschlüpft, und von Block zu Block springend, waren sie unten bald aus unseren Augen verschwunden.

8.
Der Wladika.

Bei unserer Rückkehr nach Cetinje sahen wir schon von Weitem den „schwarzen Kaluger", ich meine unseren jungen liebenswürdigen Wladika, im Thale mit einigen unserer zurückgebliebenen Reisegefährten spazieren und uns entgegenkommen. Er hatte einen breiträndrigen italienischen Strohhut auf dem Haupte, war im Uebrigen in ein enges schwarzseidenes Gewand gekleidet, hatte ein leichtes, ebenfalls schwarzseidenes Mäntelchen umgeworfen und einen langen schmucken Stab in der Hand. Er schien mir auf diese Weise weniger einem Bischof oder dem Beherrscher eines heldenmüthigen Bergvolkes als vielmehr einem venetianischen Patricier oder des (flachen breiten Strohhuts wegen) einem reichen spanischen Pflanzer in Südamerika zu gleichen. — Er begrüßte uns sehr freundlich, fragte, wie uns die Bergluft bekäme, und lud uns ein, auf der Terrasse seines Klosters einen montenegrinischen Liedersänger, den er für uns bestellt habe, mit anzuhören. Aus dem Billardzimmer seines Hauses führt eine Thüre auf eine freie und erhöhte Veranda hinaus, die über der Eingangspforte des Klosters liegt.

Auf dieser Veranda wurden Bänke und Stühle zurecht gesetzt, und wir ließen uns dort nieder. Und nun führte auch der Herold daher „den erfreuenden Sänger, welchen das Volk hoch ehrte, Demodokos, setzte darauf ihn mitten im Kreise der Gäste, an die ragende Säule gelehnt.“ Es war ein langgewachsener rauher Bergsohn, mit halbgeschorenem Kopfe. In einer Ecke der Umfangmauern der Veranda Platz nehmend, ließ er nicht lange auf sich warten, strich alsbald seine Pferdehaarsaite und stimmte ein Lied an, das so lang wie ein ganzes Kapitel aus Homer war. Es war genau dieselbe Art und Weise des Vortrags, wie wir es bei dem Sänger in Cattaro gehört hatten, ganz derselbe dumpfe wilde Klang der Stimme, dasselbe einförmige Auf- und Absteigen des Tons bei jedem der einzelnen Verse, deren es einige hundert gab, und die alle ganz in derselben Manier abgeleiert wurden. Eben so wie der vorige Sänger machte auch dieser manchmal die Augen zu. Es schien, als wollte sein Gesang und sein Guslastreichen sich im Sande verlieren, und als wollte er selber einschlafen. Aber dann auf einmal, als wenn ihn Jemand von hinten ermunterte, warf er den Kopf in den Nacken und fing von Neuem an zu brüllen — singen wollte ich sagen. Er sah keineswegs heiter dabei aus, oder etwa begeistert und gehoben, wie Homer's „Sänger voll Gottheit“ oder wie Göthe's Sänger, der „in vollen Tönen schlug.“ Er hatte vielmehr eine sehr ernste Miene und saß etwas gedrückt und gebückt da. Es war, als duldete er entsetzliche Schmerzen, und er machte auch ebenso wie unser Sänger unten nach Beendigung des Gesangs plötzlich eine recht freundliche lächelnde

Miene, etwa wie Jemand, der mitten in einer Gesellschaft eingeschlafen ist, und der dann auf einmal aufwacht und, in der Beschämung die Augen reibend, sich lächelnd umschaut. Eine Melodie konnten wir auch hier nicht entdecken, und ich wüßte nicht, wie man dergleichen in Noten setzen könnte. Da ist doch der Gesang der Russen, bei denen fast in jedem Liede irgend eine gefällige, oft reizende Melodie steckt, etwas ganz Anderes. Auch finden diese russischen Lieder doch gewöhnlich ihren hübschen und pikanten Schluß. Dieses montenegrinische aber ging, wie ein Papierbogen ohne Ende, immer fort und mußte, nachdem es eine halbe Stunde gewährt hatte, zuletzt durch ein „Basta" von Seiten des Hausherrn abgeschnitten und unterbrochen werden. Man kann es überhaupt an allen serbischen Liedern bemerken, daß sie in der Regel kein pikantes und markirtes, abschließendes Ende finden, sie versäuseln am Schlusse alle wie der Wind in der Luft. Dieß ist natürlich, denn jene Lieder sind eigentlich lauter Abschnitte der serbischen Geschichte, hängen wie diese unter einander zusammen, und wie bei einem historischen Werke schließt sich immer das folgende Kapitel an das vorige. — Es ist auch wieder ungefähr so wie bei Homer. Es ist Alles rhapsodisch.

Ich habe diese Art und Weise zu singen bei den Montenegrinern so treu als nur irgend möglich nach dem Leben zu schildern versucht, ohne dabei, wie ich glaube, zu carrikiren. Es ist auch keinesweges meine Absicht, die montenegrinischen Sänger lächerlich zu machen. Vielmehr gebe ich gern zu, daß in dieser rauhen Schale ein recht süßer Kern steckt, und ich fordere jeden Reisen-

den auf, der die rauhe Schale gekostet hat, auch nach diesem süßen Kerne zu trachten. Wenn sonst nichts, so könnte ihm schon die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, mit welcher alle zuhörenden Montenegriner dem Sänger lauschen, auf die Spur dieses Kernes helfen. Ich glaube, die Leute selbst werden diese, ihre Sänger, zu hören, nie satt. Wir kennen übrigens auch in Deutschland schon hinreichend jene serbischen Dichtungen, die ja bei uns fast eben so viel Aufsehen gemacht haben, wie Macpherson's schottische Bardengesänge. — Wer noch nicht viel griechische Münzen gesehen hat, die ein wundervolles Kunstgebilde einem groben, schlecht gerundeten, gar nicht geränderten, hie und da eingebrochenen und gespaltenen Silber- oder Goldklümpchen, aber vom feinsten Gehalte, aufgeprägt haben, wer seinen Schönheitssinn bloß an unseren sorgfältig abgezirkelten, fein geränderten und glänzenden, aber kupferhaltigen Silbermünzen geübt hat, der muß zu solchen Völkern, wie die Montenegriner, nicht kommen, deren Lieder, deren Heldenthum und die am Ende auch selbst sehr oft solchen griechischen Münzen gleichen. Es ist trotz aller Rauhigkeit ein nobles und schönes Gepräge in ihrem Wesen zu finden.

Es mag übrigens auch noch die Bemerkung charakteristisch sein, daß die Sänger bei den Montenegrinern nicht etwa arme Leute sind, die bloß für ein Almosen und um's Brot singen, wie bei uns leider so viele Poeten und Autoren. Vielmehr sind sie, wie die Troubadours des Mittelalters, oft selbst vom Stande und Range der Helden. Unten in Cattaro hatte uns ein Verwandter des Wladika aus der Familie der Petrowitsch vorgesungen. Dieß ist auch wieder ganz wie bei Homer, wo

die Demodokos aus dem Kreise der Hofleute, Verwandte und Freunde der Könige sind.

Sehr oft sollen die Montenegriner und überhaupt die Serben, Bosnier, Morlachen, bei den Vorträgen ihrer Guslaspieler in heftiges Weinen und Schluchzen ausbrechen, eben so wie bei Homer den Zuhörern dieß oft passirt:

> Solches sang der gepriesene Sänger. Aber die Hörer
> Schmolzen in Gram; und die Wange benetzte die Thrän'
> aus den Wimpern.

Ich begreife dieß, so wie auch die ernsten Mienen und die melancholische Haltung, in die der Sänger bei den Serben versinkt, sehr wohl. Denn gewöhnlich handeln ihre Lieder von höchst lamentabeln Geschichten, von Tscheten gegen die Türken, von den grausamen Handlungen dieser, vom Tode serbischer Helden u. s. w., und da mag denn Manchen oft weniger das Lied als das selbst erfahrene Unglück bewegen, wie den Odysseus, als Demodokos ihm seine eigenen Anstrengungen und Kämpfe bei Troja vorsang.

Ein Bekannter von mir in Zara hat ein sehr hübsches Bild von einem morlachischen (serbischen) Guslasänger gemalt, das ich später in Zara sah. Eine umstehende Gruppe von Mädchen, Kindern und berittenen Morlachen lauscht dem alten Pferdehaarstreicher in stummer Verzückung. Das Bild war gewiß nicht aus der Phantasie des Künstlers, sondern aus dem Leben geschöpft und mir daher in ethnographischer Beziehung interessant. Es befindet sich jetzt im Besitze eines meiner werthen Freunde in Triest.

Unter den zahlreichen Zuhörern unseres montene-

grinischen Gesanges bewegte sich auch der alte Pfarrer von Cetinje selbst. Seine Ehrwürden hatten aber ihre schön beschlagenen Pistolen und ihren geschmückten Handschar im Gürtel, einen rothen Feß auf dem Kopfe und einen purpurrothen, mit Pelz verbrämten Dolman um die Schultern, ganz wie die übrigen versammelten Helden und Hofleute, und sah überhaupt einem alten tapferen Haudegen, etwa einem pensionirten Oberstlieutnant ähnlicher als einem Kirchenhirten. Die montenegrinischen Pfarrer werfen nur dann ihr priesterliches Costüm um, wenn sie in der Kirche fungiren, und im Uebrigen haben sie die gewöhnliche montenegrinische Alltagstracht an, zu der immer die besagten Waffen gehören, besonders wenn sie, wie dieß zuweilen der Fall ist, neben ihren priesterlichen Aemtern auch noch weltliche Chargen bekleiden und zugleich Sardare, Perianizen des Wladika oder Senatoren sind. Dieß ist Alles sehr natürlich. Denn die Türken machen beim Abschneiden tschernogorischer Köpfe keinen Unterschied zwischen Geistlichen und Weltlichen, und jene müssen sich so gut ihrer Haut wehren und ihren Heerd vertheidigen, wie diese.

Nach Beendigung des Gesanges erbaten wir uns die Erlaubniß, zuletzt noch den oberen Theil des Klosters und seine Kirche besehen zu dürfen, die beide, wie gesagt, etwas höher an dem Bergabhange hinauf liegen als die Wohnung des Wladika selbst.

Mönche giebt es im Kloster von Cetinje außer dem Wladika, glaube ich, keine. Ein früherer Reisebericht sagt, es wäre einer darin. Ueberhaupt scheint das klösterliche Leben bei den Montenegrinern, obgleich sie einen Mönch zum Fürsten haben, nicht sehr zu gedeihen. Es

befinden sich nämlich im Ganzen zwar, wie der Wladika uns sagte, acht Klöster in Montenegro, in jedem trifft man aber nur einen, zwei, höchstens vier Mönche, und die ganze Anzahl derselben beträgt in Montenegro noch nicht zwanzig. — Die Zellen oder Wohnungen, in welchen wir Mönche zu finden erwarteten, wurden von einigen Männern und Familien aus der Umgebung des Wladika und einem seiner Verwandten eingenommen. — Diese führten uns in ihren bescheidenen Gemächern herum, von denen das, welches der Bruder des Wladika einnahm, am nettesten gehalten aussah und ungefähr der Einrichtung glich, wie man sie bei uns etwa in dem Quartiere eines ordnungliebenden Lieutnants finden würde. Man muß danach sich die Phrase zurecht legen, deren sich Cyprian Robert in Bezug auf diese Person bedient, wenn er sagt: „der Bruder des Wladika habe seine Residenz am Hofe des Wladika in dessen Palast selbst bezogen.“

Von Alterthümern, wenn man nicht etwa die ziemlich baufälligen Mauern, Treppen und Corridore des Klosters selber dazu rechnen will, haben wir hier sonst nichts weiter gesehen als ein paar metallene Glocken. Dieselben sind vor 140 Jahren für den damals waltenden Wladika Daniel Petrowitsch Njegusch, den ersten Wladika aus der jetzt regierenden Familie Petrowitsch, denselben, unter dem die erste entscheidende Erhebung der Montenegriner statthatte, und auf dessen Anstiften alle Mohammedaner in einer Nacht (am heiligen Abend) umgebracht wurden, in Venedig gegossen wurden. Um eine dieser Glocken läuft eine Inschrift herum, die wir nur mit Mühe lesen konnten, weil die Glocke zur Hälfte in's

Freie hinaushing. Diese Inschrift besagt, daß die Glocke ein „Opus Bartholomaei de Polis Venet.,“ das er „Anno 1718“ gemacht habe, sei. Außer dem Namen des venetianischen Künstlers steht auch der des Wladika darauf: „Daniel Metropolita di Scanderia ed Oltra Marina.“ Es war mir interessant, hieraus auf eine authentische Weise den ganzen Titel der Wladiken, den diese auch noch heutiges Tages führen, zu entnehmen*). Man sieht daraus, daß

*) Uebrigens habe ich über die Titulaturen des Wladika noch Folgendes bemerkt und in Erfahrung gebracht. Von Seiten Oestreichs bekommt er den Titel „Eccellenza“, und unter diesem Titel schreiben ihm auch überhaupt alle seine Freunde aus Dalmatien. — Die außeröstreichischen Freunde und aus der Ferne Herreisenden aber geben ihm wohl den Titel „Durchlaucht“ (Altesse, illyr.: Swätlost). Ich glaube, dieß thun auch die Serben. Russische Briefadressen an den Wladika sah ich nicht und erfuhr auch nicht die Titulatur, welche die Russen ihm geben. Doch ich vermuthe, daß dieß weder „Excellenz“, noch „Durchlaucht“, sondern die den höchsten Kirchenfürsten, den Erzbischöfen und Metropoliten zukommende Titulatur sein wird. — Noch weniger weiß ich, wie die Türken, die Paschas von Mostar und Scutari an ihn schreiben und ihn anreden, was sie doch wohl bei den vielen Gränzverhandlungen zu thun gar nicht umhin können. Daß das Volk in der Türkei ihn den „schwarzen Mönch“ oder den „Kaluger vom schwarzen Berge“ nennt, erwähnte ich schon. Dieß findet man auch schon in anderen Büchern gesagt. Jemand hat mir erzählt, daß man ihn in Bosnien und der Herzegowina auch wohl als „Kraal Zrnigorski“ (d. i. König der schwarzen Berge) bezeichnet. Wie der Name Wladika, unter dem er jetzt bei uns fast allgemein bekannt ist, zu seiner Bezeichnung vorzugsweise in Schwung gekommen ist, weiß ich nicht. Es ist dieser Titel, der so viel als heiliger Herr bedeutet, in der ganzen griechisch-slavischen Kirche gebräuchlich und wird vor dem Altare jedem Priester in pontificalibus von seinen Kirchengehilfen gegeben, wenn sie ihn officiell anzureden haben, und wenn sie z. B. sagen:

die Ansprüche der Wladiken, wie die der meisten Könige und Herrscher, viel weiter gehen als ihr jetziger Besitz; denn Scanderien ist nichts mehr oder weniger als Albanien oder das Paschalik von Scutari, und „Oltra Marina“ ist der italienische Name für das Küstenland, welches die Slaven „Pomorie“ nennen, und von dem das jetzige östreichische Albanien einen Haupttheil bildet. Man sagte mir, Scanderia heiße Albanien von seinem großen Könige Scander Beg (d. h. Fürst Alexander), wie Friaul (Forum Julii) von Julius Cäsar. Demnach wäre Scanderia ungefähr mit Alexandrien zu übersetzen. Allein vielleicht

---

„Heiliger Herr (Wladika), segne dieses Brot!“ — Wladika ist in der kirchlichen Titulatur der Slaven, so glaube ich, ungefähr dasselbe, was „Gospodar“ (auch = „Herr“) in der weltlichen. Man sagte uns, daß die Montenegriner, vermuthlich nur die Vornehmen, ihren Chef lieber Gospodar (was bei ihnen ungefähr tönt wie „Gebieter“) als Wladika nennen hörten. Dieses Gospodar, welches bei den Slaven wohl ungefähr so klingt, wie an unseren Höfen der Ausdruck „die Herrschaften“, womit besonders die regierenden, fürstlichen Herrschaften gemeint sind, dieses Gospodar, sage ich, ist in vielen Slavenländern der eigentlich kurze und Alles sagende Titel des Souverains. Der Zufall hat es gewollt, daß die Hospodare der Walachei und Moldau denselben bekanntlich als einen ihnen eigenthümlichen Gattungsnamen behalten haben. Es ist dieß „Gospodar“ in Südslavien etwas Aehnliches wie das „Gossudar“ in Ostslavien (Rußland), wo der Kaiser bekanntlich schlechtweg weit häufiger „Gossudar“ (der Herr, Großherr oder Herrscher) als „Imperator“ oder „Zaar“ genannt wird. Das gemeine Volk aber in Montenegro redet seinen Fürsten ganz gewöhnlich mit „heiliger Vater“ an. Dazu duzt ihn der gemeine Mann, sowie auch der Bauer in Rußland seinen Kaiser, wenn er Gelegenheit hat, ihm etwas zu sagen, duzt. Die Vornehmen und die ihn zunächst Umgebenden, so sagte man mir, reden ihn dagegen mit „Ihr“ (unserem deutschen „Sie“) an.

heißt es auch so von der Hauptstadt „Scadar", welchem Worte das „n" eingeflickt wurde, und vielleicht hangen alle die alten und neuen Länder-, Stadt- und Districtnamen dieser Gegenden: Scodra, Scadar, Scutari, Scanderia, Zante oder Centa und (mit Wegwerfung des n) Ceta u. s. w. unter einander zusammen. Uebrigens soll es sich historisch erweisen lassen, daß die montenegrinischen Wladiken früher wirklich die geistlichen Oberhirten jener Gegenden gewesen sind und nur, der Gewalt weichend, sich einstweilen in ihre jetzigen Berge zurückgezogen, dort aber zugleich ein weltliches Reich begründet haben. Auch jetzt noch soll es sowohl im türkischen als im östreichischen Albanien viele Leute griechischer Religion geben, die zum Wladika als ihrem geistlichen Oberherrn aufblicken, und es werden ihm nicht bloß aus seinem eigenen Lande, sondern auch aus den benachbarten Landschaften zuweilen Gegenstände gebracht, damit er sie einweihe und seinen Segen darüber spreche.

Wir bekamen in diesem Kloster auch ein Conterfei des Wappens, das die Montenegriner sich gewählt haben, zu sehen. Es ist ein Adler oder Geier, und auf ein solches Wappen haben diese auf so unwirthbaren Felsgipfeln wie die Raubvögel horstenden Männer wohl weit mehr Recht als z. B. Preußen oder andere unserer Staaten, die auch immer reißende Thiere in ihren Schildern führen. Ich habe übrigens nicht bemerkt, daß jenes Wappen irgendwo in Montenegro öffentlich angewandt oder ausgestellt gewesen sei. Desto häufiger aber sollen sich die Montenegriner unter einander, nicht bloß in ihren Liedern, sondern auch in ihren alltäglichen Gesprächen jenes Symbols bedienen. Sie sollen sich bei vielen Gelegen-

heiten: „Du Geier, Hassan Jurowitsch" (oder wie nun der Held eben heißen mag) anreden.

Vor dem Kloster, in dem Hofe desselben, gerade der oben heraushängenden Glocke gegenüber, fanden wir noch etwas Merkwürdiges von einer Glocke, nämlich eine mit zusammengemauerten Steinen ausgeführte Darstellung der berühmten großen Glocke auf dem Kreml zu Moskau. Der vorige Wladika nämlich, der wohl selbst einmal in Moskau gewesen sein muß, hat das Maß dieser Glocke genommen, es mit nach Montenegro gebracht und dort für alle Leute, die über so etwas zu staunen lieben, einen Platz ebnen und darauf aus Steinen eine runde Mauer aufführen lassen, die gerade die Größe jener Glocke hat. Es ist merkwürdig genug, wie in der Welt so oft viele selbst scheinbar zufällige Nebenumstände so symbolisch und zuweilen wie verabredet sind. So schien mir nun diese große moskauische Glocke gegen die kleine montenegrinische, die von oben beinahe über sie hereinhing, das Maul aufzusperren, als wollte sie sagen: „Geduld, ich werde dich mit sammt deinem dir anhängenden Scanderien und Oltra Marina verschlingen!"

Zuletzt besuchten wir die kleine Kirche von Cetinje, die aber durch zwei Dinge recht interessant wird, erstlich durch ihr Ikonostas und zweitens durch das Grabmal des vorigen Wladika. Das Ikonostas (die Bilderpforte vor dem Altar) ist wie in jeder griechischen Kirche auch in dieser der Hauptschmuck. Es ist aus Holz geschnitzt und aus einer Menge von Gegenständen sehr bunt zusammengesetzt. Wie alle griechischen Ikonostase hat es drei Thore, eins, das vornehmste, die sogenannten „zarischen" oder „könig-

lichen" Thorflügel in der Mitte, die gerade auf den Altar zuführen. Die hölzernen Zwischenpforten der Thore sind mit Oelbildern von Christus und der „Bogorodiza" (Gottesgebärerin) geschmückt. Diese Pforten selbst, die Thorflügel und der große Bogen oder das Architrav der Thore sind aus lauter geschnitzten Holzstückchen in einem höchst barocken Geschmack zusammengesetzt. Auf dem obersten Rande des Ganzen sind drei Kreuze errichtet, auf denen drei aus Holz geschnitzte Tauben flattern. Auf dem Boden der Kirche, vor dem Altare standen zwei hohe messingene Candelaber, die wie Weihnachtsbäume mit Lichtern besteckt waren, in der Mitte eine baumstarke lange, vergoldete und bemalte Wachskerze, oben darauf geklebt und darunter gesetzt viele dünne und kleine. In dem Raume der Kirche selbst, dicht vor dem Ikonostas, steht der aus Stein geformte Sarg (oder vielmehr wohl Sarkophag in Sarggestalt) des letzten Wladika Peter Petrowitsch I., von einer, ich glaube, schwarzgefärbten Decke bedeckt, mit einem Christusbild und Kreuz oben darauf. Es ist dieß Monument ganz in ähnlicher Weise geordnet, wie es die Grabmale der russischen Kaiser in Moskau und Petersburg und vermuthlich auch noch anderer griechisch-slavischen Fürsten sind. Ich weiß nicht, wo die früheren Wladikas begraben liegen. Doch begreift es sich, daß hier in der Hauptstadt Cetinje bloß dem Peter Petrowitsch die Ehre eines solchen einem serbischen Souverain ziemenden Begräbnisses zu Theil geworden ist. Denn er war es eigentlich, der zuerst die Unabhängigkeit Montenegros von der Pforte vollständig behauptete, von Anfang bis zu Ende seiner Regierung durchführte und durch eine Reihe von siegreichen Schlachten befestigte. Er

machte Montenegro zuerst in ganz Europa bekannt und brachte auch sein Volk selbst dem Culturkreise der übrigen europäischen Völker etwas näher. Er ist der Peter der Große bei den Montenegrinern, über die er, wie dieser über die Russen, vierzig Jahre lang herrschte, und deren Zustände er vielfach verbesserte. Er führte bei ihnen die Kartoffeln ein, er überzeugte sie von dem Nutzen der Kuhpockenimpfung, er gründete bei ihnen die erste Schule und war als Anführer in der Schlacht so außerordentlich, wie als Reformator im Frieden. — Es ist daher kein Wunder, daß seine Landsleute ihn nach seinem Tode für einen Heiligen erklärten. Sie behaupten, seinen Leichnam bei der Ausgrabung in Stanjewitsch, wo er früher beerdigt war, unversehrt gefunden zu haben, und so soll er auch noch jetzt in der Kirche von Cetinje unter dem Sarge liegen. Er verrichtet dort noch jetzt Wunder, und viele Montenegriner und selbst Christen aus der Türkei kommen hierher, um von allerlei Uebeln durch ihn geheilt zu werden. Man erzählte uns, sie brächten hier oft ganze Tage und Nächte, zuweilen zwei, drei hinter einander in der Kirche zu. Sie haben ausfindig gemacht, daß namentlich die Unklugen und Wahnsinnigen hier im Kloster leicht geheilt werden können; vielleicht denken sie sich dieß, weil der verstorbene Wladika ein gar so kluger Mann war. Ein kleiner montenegrinischer Junge soll die erste Anregung zur Heiligsprechung des Wladika gegeben haben. Der Wladika soll ihm nämlich mit unversehrtem strahlendem Leibe im Traume erschienen sein, worauf man alsdann nachgrub und den Leib wirklich unversehrt fand. Ich erwähne dieß nur, weil daraus hervorzugehen scheint, daß auch bei den Montene-

grinern eben so wie bei uns die Träume der kleinen Kinder vorzugsweise zur Proclamirung der Heiligkeit einer Person Veranlassung geben.

Der jetzige Wladika, der ganz auf dem Wege eines Reformators seines Volks, den sein Vorgänger ihm angebahnt hat, weiter geht, der aber mehr als dieser ein Mann des Friedens ist, der die Maschinerie der politischen Verfassung seines Volkes durch seinen Senat, durch sein Obergericht, durch seine Perianizen, durch eine Art von Polizei, durch ein gewisses Abgabensystem, durch einen Versuch, die Blutrache abzuschaffen, besser zu organisiren begonnen und zugleich dadurch auch seine eigene Macht vermehrt hat, befördert natürlich selbst die Heiligsprechung seines Vorgängers in hohem Grade, zu der sein Volk selbst schon geneigt und vorbereitet war, und sucht auf alle Weise bei den Montenegrinern ein dankbares Andenken an diesen ihren Wohlthäter frisch zu erhalten. Natürlich! Denn wir üben um so größere Gewalt, wenn wir unseren eigenen Herrschertalenten auch noch das Andenken unserer Vorfahren zur Unterstützung geben, und wenn wir sagen können, daß unsere Maßregeln schon von unseren heiligen Vorgängern beabsichtigt, eingeleitet oder im Voraus gut geheißen und sanctionirt worden sind. Auch die Könige von Preußen regieren noch immer in und mit dem Geiste Friedrichs des Einzigen, sowie die Kaiser von Rußland in und mit dem Geiste Peters des Großen. Noch ganz kürzlich hat der Wladika auf dem höchsten Berge der Katunska Nahia, auf einer der Spitzen des Lowtschen (man findet diesen Berg auf allen Charten von Montenegro) seinem heiligen Vorgänger zu Ehren eine Kapelle erbauen lassen, die

erste Kapelle, die diesem neuen heiligen Petrus, dem Fels von Montenegro, geweiht ist. Man erblickt diese Kapelle von dem selbst schon sehr hohen Cetinje aus noch hoch über sich in den Wolken, und auf unserem Rückwege sahen wir sie uns noch mehre Male zur Seite erscheinen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Cetinje selbst als mindestens 4000 Fuß hoch über dem Meere betrachte und die Spitze des Lowtschen als noch 2000 Fuß höher annehme. Die Meisten von unserer Umgebung behaupteten aber, sie sei mindestens 7000 Fuß hoch. Es wäre demnach jene neue Kapelle eins der am höchsten gelegenen Gotteshäuser in Europa. Ich weiß nicht, ob der Wladika die Absicht hat, den Leichnam des heiligen Peter selbst zu jener Höhe hinaufzuschaffen und eine regelmäßige Wallfahrt seiner Unterthanen dahin zu veranlassen.

Man hatte uns von den Montenegrinern mehrfach gesagt, daß sie, wenn gleich schwache Aerzte, doch sehr geschickte Chirurgen seien. Es wären sehr viele Leute unter ihnen, die nicht nur schwere Fleischwunden zu kuriren, sondern auch Bein- und Armbrüche sehr geschickt herzustellen wüßten. Ja, sie verständen sogar schon seit alten Zeiten das Trepaniren der menschlichen Hirnschale. Es war uns daher nicht wenig interessant, daß man uns vor unserer Abreise zwei Individuen vorführte, bei denen ganz kürzlich die letztere schmerzhafte und schwierige Operation vorgenommen worden war. In dem einen Falle war sie bereits vollständig gelungen und die eingebohrte Wunde, obgleich erst vor wenigen Monaten gemacht, bereits vernarbt. Der Patient, der aber schon wieder ganz tüchtig auf den Beinen war, und

der uns seinen Schädel zeigte, sagte uns, er habe vier Stunden lang sich anbohren lassen müssen, sei aber jetzt sehr froh, daß er die Operation ausgehalten habe, denn er sei vollständig von seinem früheren Leiden hergestellt. Wir konnten ihm nur gratuliren und ihm wünschen, daß er nun seinen Kopf noch recht lange auf dem Rumpfe fest halten möchte. In dem anderen Falle war die Herstellung noch nicht so ausgemacht. Bei den vielen hals- und gliederbrechenden Beschäftigungen, welche die Montenegriner tagtäglich üben, ist es kein Wunder, daß sie sich auf die Chirurgie, deren Nothwendigkeit und Heilsamkeit hier Jedem einleuchten muß, vorzugsweise verlegt haben. Vielleicht aber ist die Chirurgie überhaupt eine Lieblingskunst aller Slaven, denen die zu ihrer Ausübung nöthigen Talente wohl von Haus aus eigen sind. Auch die Russen haben bekanntlich zur Anatomie und Chirurgie mehr Talent und Neigung als zu anderen medicinischen Wissenschaften und Künsten.

Wir hätten eigentlich auch noch den höchsten Theil des Klosters, nämlich jenen viereckigen Thurm, besuchen sollen, den bisher die Montenegriner mit den Schädeln der von ihnen erlegten angesehenen Feinde zu behängen oder bestecken pflegten. Ich weiß nicht, warum wir es nicht thaten. Der jetzige Wladika hat bekanntlich — und dieß ist wieder ein nicht geringer Triumph seiner Ueberredungsgabe und seiner humanisirenden und reformirenden Thätigkeit — seine Unterthanen, aber erst seit einigen Jahren, vermocht, von diesem barbarischen Gebrauche abzustehen. Es werden hier jetzt keine Köpfe mehr ausgestellt. Man sagte uns, daß sie jetzt in ein am Fuße des Klosterberges befindliches, mit Wasser gefülltes tiefes Loch, welches mit Bäumen umstellt ist, und das man

uns von ferne zeigte, geworfen würden. Dieß mag mit denjenigen Köpfen geschehen, deren Eigenthümer unbedeutend und unbekannt sind. Vermuthlich beabsichtigt aber der Wladika das Kopfabschneiden und das Ueberbringen dieser schauderhaften Spolia opima mit der Zeit ganz abzuschaffen. So etwas läßt sich natürlich nur allmälig ausführen, und zwar völlig erst dann, wenn auch die Türken den Montenegrinern nicht mehr die Köpfe abschneiden. Ich sagte schon, daß der Wladika uns selbst bemerkte, er habe den ihm vor einigen Tagen präsentirten Kopf des jungen Beg den Türken zurückschicken lassen. Er soll dieß schon mehre Male gethan haben. Auch hat er meistens*) die türkischen Gefangenen sehr edel und wohlwollend behandelt, ohne Zweifel in der Absicht, dadurch auch den Türken humanere Ansichten beizubringen. So erzählte man uns hier wieder eine auch schon anderswo vorgetragene Geschichte von einem anderen jungen Begsohne, den die Montenegriner hinterlistig seinem Vater wegfingen und triumphirend zu ihrem Wladika brachten. Der Wladika belobte sie zwar wegen ihres Eifers für die montenegrinische Sache, gab ihnen aber Geld für ihren Gefangenen, und indem er nun behauptete, daß dieser als ein Losgekaufter ihm gehöre, und daß er jetzt damit machen könne, was er wolle, ließ er den jungen Beg gut bewirthen und schickte ihn dann unversehrt seinem um ihn trauernden türkischen Vater zurück. Dieser hatte darüber eine so große Freude, daß er wieder eine Botschaft an den

---

*) Man hat mir eine Ausnahme erzählt.

Wladika sendete und ihm ein schönes weißes Türkenpferd zum Geschenk machte.

Es ist gar kein Zweifel, daß wir noch recht viel in Montenegro hätten lernen und dort noch einige Tage sehr nützlich verwenden können. Allein Ragusa wollte auch einen Theil unserer Zeit für sich haben, die Reise nach Dalmatien lag noch vor uns, und so viele andere interessante Dinge waren auf dem Rückwege in Illyrien nachzuholen. Wir mußten daher jeder Anforderung zum Bleiben widerstehen und unsere bereits gezäunten Pferde und Maulesel besteigen. Der Wladika mit vielen seiner Perianizen und Unterthanen war bis zum letzten Augenblick zugegen. Unsere Gesellschaft stattete ihm den beßten Dank für die gastfreundliche Aufnahme ab und ritt, von vielen Pistolenschüssen begleitet, davon. Ich muß gestehen, es wollte mir gar nicht gefallen, daß dieß von unserer Seite so stumm und ohne alle Freudenschüsse geschah. Es schien mir, dieß wäre sehr passend gewesen. Aber wir hatten zu unserem Bedauern keine Pistolen bei uns. Ich habe einmal in einem Buche gelesen: „die Montenegriner und Dalmatier sind schon überglücklich und halten sich für reichlich bezahlt, wenn ihr Gast des Morgens beim Aufbruch, als Zeichen seines Dankes und seiner Zufriedenheit, seine Pistole recht munter losknallen läßt.“ — Ich rathe daher jedem später in diesem Lande Reisenden, sich immer, wenn auch nicht seiner persönlichen Sicherheit, doch des im Lande üblichen Ceremoniells halber, mit geladenen Pistolen zu versehen — also, wie gesagt, Pulver und Patronen im Geldbeutel zum Almosengeben und zum Ankauf und Eintauschen mancher Kleinigkeiten und Pisto-

lenschüsse zur Bezahlung oder vielmehr zur Vergeltung für Gastfreundschaft und Nachtquartier.

Ich muß auch gestehen, ich konnte nicht ohne ein gewisses Gefühl von Wehmuth und wahrhafter Theilnahme vom Wladika scheiden, wenn ich daran dachte, daß er eigentlich der einzige civilisirte und geistvolle Mann unter seinem noch so rohen Volke ist, der einzige, der beinahe ganz so fühlt, gesinnt und gebildet ist, wie wir. Was muß ein so hervorragender Geist, wie er, unter einem so vorurtheilsvollen, abergläubigen Volke, wie das ist, das er zu regieren und zu cultiviren strebt, für Leiden und Kämpfe haben. Wenn man es recht bedenkt, so bietet seine Position wirklich so viele schwer in Harmonie zu bringende Contraste dar, wie keine zweite in der Welt. Er ist ein Literat, der an Kenntniß und Urtheilskraft sehr viele unserer Literaten übertrifft, und dabei ein Staatsmann, Gesetzgeber und Fürst, — er ist ein christlicher Kirchenhirt und dabei der Anführer einer Armee von 20,000 bis an die Zähne bewaffneten Männern, — er ist für alles Schöne, das die Welt bietet, höchst empfänglich und dabei ein Mönch und Eremit, — er ist jung und schön, er liebt, er sehnt sich nach Familie und dem häuslichen Leben eines Familienvaters und er hat keine andere Umgebung als seine wilden Perianizen — er ist viel gereist, er kennt den Luxus unserer civilisirten Welt, — eine große Hauptstadt, wo Kunstgenüsse in Fülle, wo reiche Bibliotheken nahe, wäre vielleicht der passendste Aufenthalt für ihn, und sein Schicksal schmiedet ihn wie Prometheus an einen unwirthbaren Felsen, wo er in einem comfortlosen Kloster wohnt und mit Mühe und Noth sich einige geistige Nahrung ver-

schafft, — und um unsere Theilnahme zu erhöhen, kam noch dazu, daß er seit einiger Zeit leidend war, daß ein mildes Klima seiner Gesundheit wohl thun würde, daß er aber, als wir ihn verließen, uns bemerkte, recht bald nun würden er und seine Leute und ihre Felsen und Felder hier oben bei Njegusch und Cetinje unter einer Schneedecke von vier oder fünf Fuß Dicke begraben werden. — Der Wladika hat selbst einmal unter einem Verse, den er einer Dame in's Stammbuch schrieb, die Bemerkung gemacht, daß dieser Vers von einem Menschen herrühre, der als ein „homme civilisé parmi des demibarbares“ lebe, und der sich „parmi les civilisés“ als ein „demibarbare“ vorkomme, der aber unter den Fürsten Europa's „contrebande“ sei, und die hierin enthaltene Idee und Klage scheint er sehr tief zu empfinden, denn dasselbe sprach er schon anderswo und auch uns gegenüber aus. Daß er, wie er sich ausdrückte, „contrebande“ unter den Fürsten Europa's ist, bereitet ihm als Regenten eine Position, die eben so schwierig ist, wie seine Stellung als Mensch überhaupt. Seine Herrschaft liegt gerade an den Gränzen des äußersten Einflusses der drei größten Kaiserreiche Europa's, von denen ihn noch keines offiziell als eine gesetzmäßige Macht, gegen welche alle Grundsätze des europäischen Völker- und Staatenrechts in Anwendung kämen, anerkannt hat. Die Türkei betrachtet ihn und seine Unterthanen als Rebellen, die man zu allen Zeiten züchtigen und gelegentlich wieder ganz unter's Joch bringen müsse. Sie hat ihren Rachen beständig gegen ihn geöffnet und würde gleich zubeißen, so bald sie nur könnte. — Oestreich kann die Montenegriner

allerdings eben so wie früher Venedig als willkommene Verbündete gegen die Türken ansehen. In der That haben diese kühnen Montenegriner, so wie überhaupt alle die tapferen Serbenstämme, die nun zum Theil und nach langwierigem Widerstand der Türkenherrschaft und dem Mohammedanismus verfielen, die Dalmatier, Morlachen, Kroaten u. s. w. sowohl auf eigene Hand als auch unter Venedigs und Oestreichs Fahnen viel dazu beigetragen, daß die Mohammedaner ihre Herrschaft nicht über das ganze Illyrien und weiter hin über das adriatische Meer und vielleicht auch über Italien ausbreiteten. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Papst, als im fünfzehnten Jahrhundert ganz Albanien unter Scanderbeg gegen die Türken im Felde stand, mit diesem illyrischen Heldenkönige in innige Verbindung trat, um durch ein kräftiges und unabhängiges Illyrien oder Albanien sein Italien vor der gefürchteten Invasion des Halbmondes zu schützen. Von diesem unabhängigen Albanien ist nur noch der kleine Winkel Montenegro stehen geblieben, und er bildet noch heutiges Tages einen schätzenswerthen Eckstein, eine Schutz- und Vormauer, an der sich die wilden Wogen der Türken brechen. Der östreichische Kaiser, der Erbe Venedigs und der Schutzherr der katholischen Christenheit, hat also ein Interesse daran, diese Vormauer stark zu wissen und sie möglichst zu conserviren. Er könnte daher entschieden als Freund, Beschützer und Bundesgenosse des Wladika auftreten. Allein verschiedene andere mißliche Verhältnisse trüben wieder diese Freundschaft und müssen Oestreich in seinem Bündniß mit dem Wladika vorsichtig machen. Denn erstlich muß Oestreich gegen die Montenegriner als ein

beutelustiges Räubervolk, dem es zu Zeiten ziemlich einerlei ist, ob es auf türkischem oder östreichischem Gebiete Herden, Geld und „köstliche Habe" gewinnt, immer auf seiner Hut sein. Zweitens sind zwar die Montenegriner Christen, aber griechische Christen, sie sympathisiren daher mit den Unterthanen Oestreichs griechischer Confession. Sie behaupten, ihr Wladika sei von Rechts wegen auch das geistliche Oberhaupt der griechischen und östreichischen Albanier und würden, wenn man sie gar zu mächtig werden ließe, dieser Behauptung wohl einmal mit Gewalt Nachdruck zu geben versuchen. Drittens aber fühlen sich die Montenegriner in ihren Felsthälern immer wie in einem Käfig eingeschlossen. Sie sehnen sich darnach, nach dem Meere zu Luft zu bekommen, und betrachten die Meerbusen, Hafen und Hafenstädte Lastua, Budua, Cattaro u. s. w., die an dem Fuße ihres Landes liegen, als ein ganz natürliches Zubehör desselben. Die Bevölkerung dieser Küstenpunkte ist darüber zum Theil mit ihnen einverstanden, und wäre Oestreich schwach, so würden sich beide Theile vielleicht einmal gelegentlich in die Arme fallen, und die Wladiken würden, wie sie es in der That vorübergehend schon gethan haben, ihre Residenz an den Bocche di Cattaro aufschlagen. Oestreichs Interesse ist es natürlich, dieser Tendenz des Innern und des Küstenstrichs entgegenzutreten, und es muß sich daher gegen seine montenegrinischen Bundesgenossen nicht nur freundlich, sondern auch fest und energisch beweisen. Es muß sogar wünschen, eine gesichertere Position gegen sie zu gewinnen, als die jetzige Gränzregulirung, bei welcher den Montenegrinern der ganze Besitz der Gebirgshöhen bis an den

obersten Rand geblieben ist, sie darbietet. Es muß wünschen, wenigstens auf einem Theil dieser Höhen festen Fuß zu fassen und z. B. in Njegusch seine Fahne aufzupflanzen, um dieß räuberische Volk von da aus ganz im Zaume halten zu können. Dieß bringt nun die Interessen Oestreichs und Montenegros in starken Conflict; denn eben um den Besitz von jenen Höhen und namentlich von Njegusch würden die Montenegriner einen Kampf auf Leben und Tod beginnen.

Die entlegenste Macht endlich, Rußland, ist den Montenegrinern in neuester Zeit ganz außerordentlich nahe gerückt. Zwar haben die Russen schon zu Peters des Großen Zeiten ihre Blicke auf die zur Unabhängigkeit aufstrebenden Montenegriner gerichtet, so wie auch die Montenegriner schon im ganzen vorigen Jahrhunderte Beifall, Aufmunterung- und Wohlthaten genug von Rußland empfangen haben. Man kann fast sagen, daß die Entwickelung beider Staaten, jenes colossalen Rußlands und dieses winzigen Montenegros, ganz parallel neben einander herging und gleichen Schritt hielt. In derselben Zeit und in derselben Weise, wie Rußland sich zu dem immer wachsenden Ansehen einer europäischen Weltmacht erhob, in derselben Zeit und Weise erhob sich Montenegro zu seiner Selbstständigkeit. Aber doch erst in diesem Jahrhundert kamen die Montenegriner zum ersten Male mit den Russen als Brüder und Kampfgenossen in persönliche Berührung, nämlich 1806 bei den Ereignissen an den Bocche di Cattaro und bei dem gemeinsamen russisch-montenegrinischen Unternehmen gegen die Franzosen in Ragusa. Und erst in diesem Jahrhundert haben die Wladiken, statt wie früher im Serberlande, in Rußland selbst ihre

bischöfliche Weihe gesucht und erhalten, und erst in allerneuester Zeit haben die russischen Kaiser begonnen, den Wladiken Diplome als Metropoliten auszustellen und ihnen regelmäßige Geldunterstützungen zu gewähren. Ich verrathe damit wohl kein Staatsgeheimniß, wenn ich sage, was so ziemlich allgemein bekannt ist, daß der Wladika jährlich eine Summe von 40,000 Gulden aus Rußland über Cattaro bezieht. Der Wladika, der vermittelst dieser Summe natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die vornehmsten montenegrinischen Familien, die er als Perianizen oder Sardare und Senatoren besoldet, und die er daher auch zur Bestreitung des Staatshaushalts nicht mit Steuern zu belegen braucht, auszuüben im Stande ist, kann ihrer schon nicht mehr entbehren und geräth daher in eine nicht geringe Abhängigkeit von Rußland, dem er zur Dankbarkeit verpflichtet ist. Seine Unterthanen, wie alle griechische Südslaven, schauen auf Rußland als ihren Heiland. Man sieht daher in Montenegro wohl das Bildniß Peters des Großen oder Nikolais I., aber ich sah dort kein Portrait eines östreichischen Kaisers. Daß ein Bischof in Montenegro residirt, der keine erbliche Familie begründen kann, der jedes Mal seine Weihe aus Rußland holen muß, ist dem russischen Kaiser sehr lieb, und er tritt daher den Wladiken, die ein sehr natürliches Gefühl und Interesse antreiben muß, ihre geistliche Macht ganz und gar in eine weltliche und erbliche zu verwandeln und eine Familie zu begründen, auf allerlei Weise entgegen. Rußland ist dem kleinen Montenegro ein Bundesgenosse, der sich seiner als Mittel bedienen

will, dessen Freundschaft allerdings sehr werthvoll, aber auch sehr fesselnd und gefährlich ist.

Dieß, sage ich, sind einige Andeutungen über die verschiedenartigen Interessen, die der Wladika zu wahren hat, über die zahlreichen gefährlichen Felsen und Klippen, zwischen denen er sein Staatsschiff hindurch lenken muß. — Man begreift darnach, sage ich, daß ein so gestellter Herrscher ein viel geplagter Fürst sein muß, und daß nicht geringe Klugheit dazu gehört, durch alle jene Felsen hindurch zu laviren. Nichtsdestoweniger hat es der vorige Wladika beinahe ein halbes Jahrhundert lang durchgeführt. Und der jetzige hat es nun auch schon zwanzig Jahre lang ertragen. So lange hat er von Rußland Orden und Gelder bezogen, ohne es darüber mit Oestreich zu verderben. Eben so lange hat er seine Leute gegen die Türken Ausfälle machen lassen, aber doch nicht ärgere, als zur Vertheidigung des Landes nöthig ist, und nicht so arge, daß er sich darüber einen großen Feldzug der Türken auf den Hals gezogen hätte. Zwanzig Jahre lang hat er sich über diese Tscheten gegen die Türken entschuldigt, indem er seine Leute zügelte und verwies, und doch hat er diese letzteren so weit gewähren lassen, als es nöthig war, um nicht mit ihnen selbst zu zerfallen. Eben so lange hat er sich bei den Oestreichern in Achtung und Ansehen behauptet. Und bei allen den Regierungs- und Staatsplackereien, in deren Mitte er lebt, hat er doch noch Zeit zum Dichten und zu literarischen Beschäftigungen gefunden. — In der That, ich glaube, man kann diesen Wladika einen großen Mann nennen. Die Montenegriner fühlen und wissen dieß auch

wohl, und sie verehren und lieben ihn, obwohl er sich durch bei ihnen so hoch geschätzte Heldenthaten nicht so sehr in ihre Herzen eingeschmeichelt hat, und obgleich sie glauben, Leute zu haben, die in der Schlacht sie besser anführen als er. Der vorige Wladika war auch in der Schlacht immer der Erste und Muthigste, was dem jetzigen, dem man übrigens Muth keineswegs abspricht, nicht so zusagt. Es ist bei den Montenegrinern wie auch bei Allen, welche die montenegrinischen Verhältnisse kennen, als ausgemacht angenommen, daß sich kein zweiter Mann im Lande befindet, der dem Wladika an die Seite zu setzen wäre. Alle Welt wünscht daher auch nichts sehnlicher, als daß der jetzige Wladika noch recht lange erhalten bleiben möge. Von der zu hoffenden Besserung seiner Gesundheit, nach der sich später bei uns in ganz Illyrien alle Welt sehr angelegentlich erkundigte, hängt ziemlich viel ab. Bei seinem Abgange von der Regierung könnte sich in Montenegro Manches ändern und eine traurige Zeit des Zwiespalts über die Tschernogorzen kommen. Auch die Nachbarn hätten Manches dabei zu fürchten oder zu hoffen.

9.

Das Felsenplateau und das Meer.

Wie gesagt also, Gefühle der Bewunderung sowohl als auch der Theilnahme und wehmüthiger Besorgniß um unseren gastfreundlichen Fürsten überschlichen uns, als wir aus dem Thale von Cetinje aufwärts in die Felsenwildniß hinaufritten und allmälig dieses Thal aus

dem Gesichte verloren. — Um wenigstens nicht dieselbe Felsenblockzeile, auf der wir gekommen waren, noch ein Mal rückwärts zu buchstabiren, schlugen wir einen anderen Weg ein, und zwar die Richtung nach dem Kloster Stanjewitsch und der Küstenstadt Budua. Es war hier keiner der vier „gemachten" Wege des Landes, sondern eine reine, ganz natürliche und ursprüngliche montenegrinische Nationallandstraße. Was es mit einer solchen montenegrinischen Landstraße für eine Bewandniß habe, ist schwer zu schildern. Wenn man sich dabei steinerne Treppen denkt, deren Stufen eine Erdbeben oder Bombardement in allen Richtungen zerklüftete und zerstörte, so ist dieß stellenweise noch ein zu schwacher Vergleich. Denn diese Felsenköpfe, mit scharfen, wenig abgerundeten Ecken und mit zahllosen tiefen Rissen dazwischen, starrten zuweilen wie Bayonnette unter unseren Füßen und wuchsen zahllos wie die Drachenzähne des Jason vor uns empor. Zuweilen steckten wir in solchen Engen und Nöthen, daß unsere Beine zu beiden Seiten von den Felsen gestreift wurden. Unsere Verwunderung über diese Reitstege hörte nicht auf, und wir sagten oft genug, man müsse dieß genau abzeichnen, um es später selbst wieder zu glauben. Wenn man die Montenegriner fragt, warum sie so schlechte Wege bei sich dulden, und warum sie nicht wenigstens an den schlimmsten Stellen die scharfen Kanten etwas abschlagen, so antworten sie: „Ei, wir brauchen keine guten Wege, wir haben gute Pferde. Man muß nur geschickte Pferde wie wir haben, dann geht es schon." Aber selbst unsere Pferde und Maulesel blieben manchmal stehen und schwankten mit dem Kopfe hin und her, als wüßten sie nicht, wo ein oder aus. Hun-

dert Mal stiegen wir, um den armen Thieren die Mühe zu erleichtern, ab und halfen uns zu Fuß weiter. Wir mußten oft ganze Strecken lang von Stufe auf Stufe herabsteigen. Und dasselbe mußten unsere Vierbeine uns nachthun. — Ich glaube, die Ziegen und Gemsen hätten manchmal Anstand genommen, dieß für eine leicht passirbare Landstraße zu erklären. Nicht so die Montenegriner, die sich weder beklagten noch verwunderten. Nur einmal sagte mir Einer, der meine Bemühungen, vom Flecke zu kommen, beobachtete: „Twerdoi mesto nasche" (das ist eine wilde Gegend, unser Land?) „Ja ja", sagte ich, „Ihr könntet's wohl etwas bessern." — „Ach, Herr", erwiderte er, „wir Montenegriner sind ein schlimmes eigensinniges Volk, wir wollen uns gar nicht bessern und immer Alles bloß wie unsere Vorväter haben." — Solche offenherzige Geständnisse und Klagen der Montenegriner über ihre eigene Unverbesserlichkeit sollen nichts Seltenes sein. Ich bedauerte nichts mehr, als daß ich aus Mangel an Verständniß ihrer Sprache mich nicht geläufiger, als dieß durch einen Dolmetscher möglich war, mit ihnen unterreden konnte. Aber einzelne Phrasen, die wie die vorige beinahe ganz russisch waren, verstand ich doch mit Hilfe meiner wenn auch sehr unvollkommenen Kenntniß des Russischen. — Auf dieselbe Weise begriff ich auch eine Bitte, die einer unserer montenegrinischen Begleiter gelegentlich an mich richtete. Er hatte bemerkt, daß ich mir zuweilen etwas notirte, und weil er glaubte, daß ich mir alle die Namen seiner Landsleute aufschriebe, so kam er ganz freundlich und bittend zu meinem Pferde heran und sagte mir: „Sapischite menä, Gospodin!" (Schreiben Sie mich auch auf, Herr!). „Nun, wie

heißt Du denn?" — „Sawwa Radonitz Kosieri", erwiderte er. Ich schrieb dieß auf und sagte ihm, ich wolle meinen Landsleuten von ihm erzählen. Der Vorname Sawwa ist das türkische „Sabbas." Weil früher viele Montenegriner Mohammedaner waren, so haben sich von daher noch manche türkische Namen erhalten. Radonitz war sein Familienname und „Kosieri" der Name des Dorfes oder Stammes, dem er angehörte. Die Montenegriner setzen diesen gewöhnlich dem Familiennamen hinzu, und sie befolgen also ungefähr dasselbe System bei ihrer Namengebung, wie die alten Römer bei der ihrigen.

Die besagten Unbequemlichkeiten und den Umstand, daß wir auf dieser Tour nichts zu essen und zu trinken hatten, abgerechnet, war unsere Reise den ganzen Tag über außerordentlich interessant und bot uns viele sehr ungewöhnliche und prachtvolle Anblicke dar. Wir überschritten die Felsengebirge, die zwischen dem See von Scutari und dem adriatischen Meere liegen. Unser Tagewerk zerfiel daher in drei Abtheilungen. Zuerst beschäftigte und erfreute uns also noch der Anblick jenes Sees, der mit seiner ganzen weiten Umgebung wieder häufig erschien, so lange wir noch an jenen Bergen emporstiegen, und so oft wir auf unseren Haltepunkten und Ruheplätzen uns nach ihm umwandten. Alsdann, als wir die Höhe erreicht hatten und der See nun hinter den obersten Kanten, die wir im Rücken ließen, verschwunden war, steckten wir einen halben Tag lang zwischen den Einschnitten, Thälern und Unebenheiten des Plateaus. Und endlich, als wir die Küstenkanten dieses Plateaus erreichten, eröffnete sich uns die ferne Aussicht auf das Meer

das uns dann bis zum späten Abend, wie ich weiter unten zeigen werde, zur Seite blieb.

Von dem Anblick des Sees von Scutari trennten wir uns nur ungern, und er wurde immer wieder von uns bewundert, wenn er, oft sehr unerwartet, hinter einem Berggipfel hervortrat und sich in eben der sonnigen Schönheit und Ausdehnung darstellte, in welcher wir ihn auf dem Passe Granitza gesehen hatten. Unsere Montenegriner deuteten dann und wann auf ein Thal oder auf eine Uferstelle am See hinab, wo sie den Türken eine Schlacht geliefert oder sonst irgend eine Heldenthat verrichtet hatten. So zeigten sie uns z. B. sehr deutlich das Schlachtfeld, auf welchem sie am Ende des vorigen Jahrhunderts, im Jahre 1796, den Mahmud Pascha besiegten, tödteten und seines Kopfes beraubten, desselben Kopfes, der als Siegestrophäe so lange auf dem Klosterthurme in Cetinje paradirt hat. Zwei Mal war Mahmud Pascha mit einer großen Armee gegen die Berge Montenegros vorgedrungen, und zwei Mal wurde er von den Montenegrinern unter Anführung ihres vorigen Wladika gänzlich auf's Haupt geschlagen und, wie gesagt, endlich sogar seines Hauptes beraubt. Dieß sind die beiden Siege, die noch bei jedem Montenegriner im lebhaftesten Andenken stehen, von denen das Land eigentlich seine völlige Unabhängigkeit von der Pforte datirt, die den Montenegrinern die Bewunderung von Europa erwarben, und durch die sie in der ganzen Welt bekannt wurden.

Auch die türkische Festung Spuz zeigten uns unsere Begleiter von ferne, aus der einige ihrer Leute bei Nacht und Nebel den Türken eine Kanone, so zu

sagen, vor der Nase wegstahlen. Diese kleine Festung liegt an dem Flusse Morakſa, der, wie gesagt, mit der Rjeke in den See von Scutari fällt. Es stand auf derselben eine große Kanone, die den Montenegrinern schon lange ein Dorn im Auge gewesen war. Zuerst, sagten sie, hätten sie ihren Weibern, denen die Türken in gewöhnlichen Zeiten nichts anhaben, und die in die benachbarten kleinen türkischen Orte oft Lebensmittel zum Verkauf bringen, den Auftrag gegeben, die Lage der Kanone auf dem Walle, die Stellung der türkischen Schildwachen, die bequemen Zugänge zu den Mauern u. s. w. genau auszukundschaften. Und als sie dieß Alles erfahren, hätten sich dann einige Wagehälse mit Stricken herangemacht, in der Nacht die Mauer erstiegen, die Kanone an Stricken herabgelassen, sie aufgepackt und richtig in ihre Berge geschleppt, bevor nur in der türkischen Festung sich ein Ottomane gerührt, ein Hahn gekräht oder eine kapitolbewachende Gans geschrieen habe. — Mir that es leid, daß ich die Darstellung dieses kecken und kühnen Streichs, bei dem Einem, nebenher gesagt, wieder die Streiche der Griechen vor Troja einfallen, in der Zeitschrift Ausland, Decemberheft des Jahres 1834*), damals noch nicht gelesen hatte, sonst hätte ich den Montenegrinern sagen können, daß dieser Kanonenraub**) schon in ganz Deutschland bekannt wäre, und sie hätten

*) Die daselbst gegebene Erzählung weicht aber etwas von der, welche die Montenegriner uns gaben, ab.

**) Auch in der bei J. G. Cotta herausgekommenen Schilderung Montenegros ist dieser Kanonenraub mit erwähnt.

sich gewiß nicht wenig darüber gewundert, daß es jetzt so viele Augen, Ohren und Hände giebt, die selbst das, was sie in ihren Verstecken ersinnen und ausführen, belauschen und aller Welt bekannt machen.

Das Wetter an unserem Reisetage war wieder schön, sanft, hell und lieblich und blieb auch so, trotz den bösen Anzeichen zu dem Losbrechen eines Unwetters, die Mehre unter uns in der ungewöhnlichen Wärme der Luft und in einigen auf den Bergen lauernden lockeren Nebeln finden wollten.

Das Land, welches wir durchstrichen, ist noch auf keiner Charte nur annähernd genau dargestellt worden, und ich habe daher keine rechte Vorstellung von seiner Erhabenheit, seiner Abdachung und Bildung. Unsere Kenntniß reichte nur so weit, als unsere eigene Erfahrung und unsere Augen reichten. Wir stiegen mehre Male hinauf und hinab, kamen über verschiedene Engpässe und über wilde Felsenrücken und dann wieder quer durch ein unwegsames und wasserloses Thal. Da wir indeß nie mehr so hoch hinaufstiegen als gleich im ersten Anlauf von Cetinje aus, und da wir auch erst im Anblick des adriatischen Meeres bleibend abwärts gingen, so muß es im Ganzen wohl ein wellenförmiges Hochland voll Einschnitte und Löcher sein.

Flüsse und Seen oder auch Wassertümpel haben wir auf dieser Strecke gar keine gesehen, obgleich deren auf der Landcharte mehre angegeben sind. Im Frühlinge freilich mögen hier hie und da Waldbäche brausen. Nur einmal bekamen wir ein wenig Wasser unterwegs; doch wurde dieses von unseren Montenegrinern auf dem Gipfel eines großen Felsblocks geschöpft, wo sie ein tiefes

Loch in dem Felsen wußten, in dem sich wie in einer großen Flasche das Wasser immer sammelt und conservirt. Am Fuße dieses Felsblockes vereinigte sich die ganze kleine Karavane, und die Montenegriner reichten das Wasser in Ledergefäßen von oben herunter, ein Schlückchen für jeden Mann. Es war dieß mitten in einem schönen Buchenwalde.

Eben so wenig wie Wasser, haben wir auch Spuren von menschlichen Wohnungen gesehen. Es muß wohl der rauheste und unbewohnteste Theil dieses Sennhütten-Cantons sein; nicht einmal Sennhütten, Hirten- oder Troglodytenwohnungen bekamen wir auf dieser Strecke zu sehen. Nur einmal begegneten wir ein paar Leuten, die aus einem tiefen Thale heraufkamen, und man sagte uns, daß dort das Dorf oder der Stamm Bielosche*) liege. Dagegen aber war unsere heutige Reiseroute nicht so vollkommen kahl und baumleer, wie die frühere von Cattaro über Njegusch nach Cetinje. Die völlig kahlen Felsen-Irrgärten überwogen freilich auch hier bei Weitem; allein sie wechselten doch zuweilen mit einem hübschen Gehölze oder Waldstückchen ab. Es waren, so viel ich bemerkt habe, durchweg kleine Buchenhaine. Und da das Laub der Bäume äußerst frisch und hellgrün war, so machten diese Haine einen sehr lieblichen Eindruck. Unter den Bäumen wuchsen viele Farrenkräuter, welche die Montenegriner „Papratina" nennen und deren große Blätter sie theils zum Füllen ihrer Bettkissen brauchen, indem sie dabei den

*) So schienen die Leute zu sprechen. Andere Autoren nennen diesen Stamm Bilosse oder Bieloce.

mittleren großen Blattstiel herausnehmen, theils zum Decken ihrer Häuser benutzen, indem sie dann jenen Blattstiel darin lassen.

Es war mir merkwürdig genug, daß die Montenegriner von der Entstehung der vielen Steine in ihrem Lande ganz dieselbe Mythe erfunden haben, wie die Dänen von einem gewissen Geröllдamm auf einer ihrer Inseln, und wie auch noch andere Völker von ihren Bergen. Als der Werkmeister der Welt, sagen die Montenegriner, umherging, die Welt zu erbauen, und mit seinem großen Sack voll Bausteine durch Montenegro kam, da erhielt dieser Sack ein Loch, und da er es nicht gleich bemerkte, so entschlüpfte ihm hier eine so große Masse seiner Steine, daß sie nun das ganze Land bedecken. Es ist wirklich wunderbar, wie sich ganz dieselben Sagen durchaus mit denselben Ideen nicht nur, sondern auch mit denselben Nebenumständen und mit Anwendung derselben Bilder und Vergleiche wieder erzeugen.

„Ja, wir haben sehr viele Steine in unserem Lande", hatte einer der Montenegriner in der poetischen Weise dieses Volkes zu einem unserer Reisegefährten gesagt, „sehr viele höchst unnütze Steine; dazu haben wir aber vom Schicksale einen kleinen sehr kostbaren Stein, der für uns eine wahre Pretiose, ein unschätzbarer Edelstein ist, erhalten". Diese Aeußerung ging unter uns von Munde zu Munde herum, und wir unterhielten uns darüber, auf welche „Pretiose" der Montenegriner wohl damit habe anspielen wollen. Einige meinten, er habe den Wladika damit gemeint und auf den hohen Werth, den dieser Mann für die Montenegriner habe, hindeuten wollen. Andere

setzten auseinander, er habe die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes selbst gemeint, die ihnen über Alles ginge. Andere wiederum meinten, er habe bloß den kleinen Feuerstein dabei im Sinne gehabt, der den Montenegrinern am Gewehre sitzt, und an dessen brillirenden Funken ihre Freiheit sich alle Tage von Neuem entzündet, und durch den sie ihre Selbstständigkeit und alle ihre Habe schützen und wahren. — Mir wollte diese letztere Ansicht am natürlichsten scheinen, obgleich sich dieses Volk sonst selbst im alltäglichen Leben sehr in poetischen Vergleichen, wie sie bei der Supponirung des Wladika oder der Freiheit an der Stelle eines Edelsteines vorauszusetzen wäre, gefällt. Selbst bei gewöhnlichen Ereignissen sollen die Montenegriner sich zuweilen einem ganz poetischen und pathetischen Redefluge überlassen, und selbst ihre diplomatischen Schreiben an die östreichischen Behörden sollen zuweilen sehr blumig stylisirt sein. Soll darin zum Beispiel gesagt werden: „morgen früh wollen wir einen Burschen an den Commandanten von Spur senden", so heißt es statt dessen: „Kaum wird morgen in der goldenen Frühe die Sonne unseren nackten Bergen den ersten rosigen Kuß aufgedrückt haben, so wird unser Bote bereit sein, zu dem im weißen Spur commandirenden Helden zu enteilen". Oder wenn sie schreiben wollen: „heute Abend werden wir Euch erwarten", so sagen sie statt dessen etwa: „von dem Augenblicke an, wo die durstige Sonne nach heißer Tagesarbeit ihr rosiges Antlitz im Meere zu baden beginnt, wird unser Herz Eurer Ankunft entgegenschlagen".

Unterwegs machte ich die Entdeckung, daß der Führer meines Maulesels aus der Tscherniska Nahia stamme,

eben dem Cantone, an dessen Gränzen vor einigen Tagen jener türkische Beg oder Gutsbesitzer überfallen worden war. Diese Tscherniska Nahia liegt eben gegen den See von Scutari hin, sie umgiebt fast das ganze Nordwestende desselben, so weit die Montenegriner seine Ufer besitzen, und hat von allen montenegrinischen Nahien die ausgedehnteste Gränze mit türkisch Albanien, wo eben, wie ich oben sagte, die Größe des Landes am unbestimmtesten ist, die Berührungspunkte und Streitigkeiten am verwickeltsten sind, und wo daher die Raufereien und Ueberfälle gar nicht aufhören. Die Stämme oder Dörfer der Tscherniska führen diese Streitigkeiten auf eigene Hand und ohne dabei den Wladika oder die oberste Regierung des Landes zu Rathe zu ziehen. Gewöhnlich sind es nur Fehden und Blutrache-Angelegenheiten von Familie gegen Familie, oder von Dorf zu Dorf, um die sich dann, wie bei uns bei Privat-Familien-Processen und Gemeindestreitigkeiten, die anderen Dörfer und Familien gar nicht bekümmern. Auch fällt es den Türken oder dem Pascha von Scutari nicht ein, wegen jeder Gebietsverletzung oder wegen jeder montenegrinischen kleinen Tschete gleich den Wladika selbst auf diplomatischem Wege zur Rechenschaft zu ziehen oder dafür verantwortlich zu machen, wie es etwa bei uns geschehen würde, wo gleich das ganze Königreich Preußen sich regt, wenn zwei Schweizer-Soldaten unbefugter Weise preußisches Territorium betreten haben. Der Wladika kann keineswegs alle seine Leute im Zaume halten, und eben so wenig kann es der Pascha von Scutari, wie auch die Kaiser und Könige des Mittelalters nicht alle ihre Vasallen und Ritter im Zaume halten konnten. Türkische und montenegrinische

Unterthanen scharmutziren und raufen sich daher tagtäglich an den Gränzen, treiben sich die Heerden weg, stecken ihre Dörfer in Brand, schneiden sich gegenseitig die Köpfe ab, auch wenn zwischen dem Wladika und dem Pascha von Scutari im Allgemeinen tiefer Friede herrscht. Nur zuweilen werden diese Fehden so bedeutend, daß alle Bewohner des Cantons Tscherniska, der nicht weniger als 3000 Gewehre stellen kann, sich dabei betheiligen. Dann geräth der ganze Canton mit den Türken in Krieg. Da regen sich allerdings auch schon der Wladika und der Pascha von Scutari, suchen zu helfen oder zu beschwichtigen, aber es ist darum noch nicht gewiß, daß deßwegen auch gleich Krieg mit ganz Montenegro sein müsse.

Wir forderten unseren Tschernisker auf, uns zu erzählen, wie es nach seinem Hören und Wissen bei jener letzten Heldenthat seiner Landsleute hergegangen sei, und er erzählte uns denn ohne viel Pathos und Poesie die Geschichte sehr kurz, wie etwa ein Bauer bei uns eine Wirthshausprügelei erzählen würde. Der türkische Beg, sagte er, habe schon viel Böses gegen die Tschernisker verbrochen, und diese hätten ihm seit lange den Untergang geschworen. Da sie nun eben jetzt gehört, daß er auf einem kleinen Landgute in der Nachbarschaft ihrer Gränzen gegenwärtig sei, wo er seine mit der Ernte beschäftigten Leute überwache, so hätten sich ihrer ein Dutzend zusammengethan und von Weitem das Thun und Treiben des Begs ausspionirt. Eines Tages, als sie erkundschaftet, wie er in seinem Hause beim Mahle sitze und seine Leute im Felde schliefen, wären sie plötzlich hervorgebrochen, hätten ihn, den mit Speisen und

Wein Gefüllten, überfallen und ihm in seinem eigenen Hause unter seinem Mittagstische den Kopf abgeschnitten. Da sie in großer Ueberzahl gewesen, so wäre ihnen dieß sehr leicht geworden, und mit dem Kopfe hätten sie sich dann auf Schleichwegen wieder davon gemacht. — So klang diese Geschichte im Munde meines einfachen Mauleseltreibers. Viele der sogenannten montenegrinischen Heldenthaten klingen auf dieselbe Weise weit mehr meuchelmörderisch als heroisch. Aber wenn nachher ein Lied darauf gemacht wird, so bekommt das Ganze einen äußerst pathetischen Anstrich. In diesen ihren Liedern, so wie auch in den gewöhnlichen Unterredungen, preisen die Montenegriner die listigen oder hinterlistigen Streiche, die sie ausführten, fast eben so hoch wie ihre muthvollen Thaten. Man denkt dabei wieder an Homer und seinen Ulysses. — Oestreichische Offiziere, welche die Montenegriner tagtäglich in der Nähe zu beobachten hatten, drückten mir wohl zuweilen ihre Zweifel darüber aus, ob man sie überhaupt als ein heldenmüthiges Volk bezeichnen könnte. Gewiß ist es wohl, daß diejenigen Autoren sich irren, welche geneigt scheinen, die 100,000 Montenegriner sammt und sonders für geborene Heroen zu nehmen und wie lauter Hector und Achilles zu verherrlichen. Ich glaube wohl, daß viel Heldenmüthiges dabei ist, was besonders dann zu Tage kommt, wenn ihr gesammtes Vaterland bei einem drohenden Türkenkriege in Gefahr schwebt. Allein es ist sicherlich auch viel Raubgesindel, Meuchelmörderei und pure Beutelust darunter. Es sind nicht lauter Löwen bei ihnen, mehr Wölfe und Füchse, die in Verstecken umher schleichen, die sich aber allerdings im Falle der Noth dann auch tüchtig ihrer Haut wehren. Manche

von ihren in den Liedern besungenen Türkenkämpfen sollen, des poetischen Schmucks entkleidet, etwa folgendermaßen aussehen: Ein paar hundert Montenegriner sind hinter Felsen und Gesträuchen versteckt, und eben so ihnen gegenüber ein paar hundert Türken. Sie wissen dabei so gut ihre Köpfe zu wahren, daß sie auf diese Weise oft Tage lang auf einander schießen, ohne daß irgend Einem eben groß Harm geschieht. Sie sind, wie ich schon sagte, mit den Felsen ihres Vaterlandes ganz verwachsen und müssen immer, wenn sie recht tapfer feuern sollen, irgend eine Schutzwehr, wenn auch nur ein paar zusammengelegte Feldsteine, vor sich haben. Es ist bekannt genug, daß dasselbe von fast allen slavischen Bergvölkern der europäischen Türkei gilt, die hinter Gemäuer äußerst tapfer sind, weniger in freiem offenen Felde, welches ihnen etwas ganz Ungewohntes ist. Auch in der östreichischen Armee, so hat man mir oft gesagt, sind die slavischen Regimenter in der Schlachtlinie oder zum freien Angriff bei Erstürmung von Schanzen, Quarrés oder Festungen weniger erfolgreich zu gebrauchen als die deutschen Kerntruppen. Selbst im letzten italienischen Kriege soll sich dieß mehre Male gezeigt haben. — Wie die Montenegriner gegen ihre türkischen Feinde häufig eben so wie die Bravos an den Straßenecken Venedigs verfahren, lernt man recht gut aus ihren Liedern, so z. B. aus dem unten citirten: „die Tschernogorzin," wo die Heldin des Liedes, die in türkischem Gewande durch das Land reitet, um in der Türkei ihren Mann zu rächen, es für nöthig hält, bei jedem Felsen auszurufen: „Wenn hier ein tschernogorzischer Bruder (Bravo) im Versteck liegt, tödtet mich nicht, ich bin kein Türke, ich bin ein Kind von Tscher-

nogora!" u. s. w. — Ich bin nichts weniger als ein Neider der Lorbeeren der Montenegriner, und ich will keineswegs ihren Ruhm schmälern, sondern nur die Sachen so darstellen, wie sie sich in der Natur verhalten, oder wie sie mir nach Anhörung der verschiedenen Urtheile vorgekommen sind. — Aber die falschen Lorbeeren muß man ausreißen, mit denen einige allzuschwunghafte Schriftsteller den Montenegrinern das Haupt bekränzt haben, wie z. B. der sonst so achtbare Cyprian Robert, der sein Capitel über die Geschichte Montenegros mit folgendem Satze beginnt: „Die Geschichte Montenegros ist ein langes Heldengedicht, das von drei Jahrhunderten her anhebt, und zu welchem jeder neue Kampf ein neues ruhmreiches Blatt liefert. Dieses noch ungestaltete, aber immer reizender sich entfaltende Epos ist nichts Anderes als der Inbegriff der tschernogorzischen Volkslieder." — Das neue „Blatt", das der allerneueste Kampf jenem „Heldengedichte" hinzugefügt hatte, und das hier vor uns lag, schien nun eben so ruhmreich nicht. Und ob die Montenegriner selbst dabei nicht etwas lächeln möchten, wenn Einer ihre Geschichte ein „immer reizender sich entfaltendes Epos" nennt? Viel gewöhnlicher ist es bloß ein sehr blutgieriger und barbarischer Kampf um die Existenz, so zu sagen ein sehr bitteres und leidenvolles Ringen um das tägliche Brot, eine Rauferei um den Besitz eines Schafs oder eines Stücks Rindvieh. Solcher Verherrlichungen des Mars, besonders da, wo er seine häßlichste Physiognomie zeigt, sollten sich doch unsere civilisirten Autoren enthalten. Es liegt darin eine Beleidigung der Cultur und Gesittung und der Göttin des Friedens, der Pflegerin aller Künste. — So lange wir

Schriftsteller noch so kriegerisch gesinnt sind, werden die Frankfurter Friedenscongresse viel Mühe haben, mit ihren Ansichten durchzudringen. — Sehr unbedachtsamer und fast etwas komischer Weise setzt Cyprian Robert jener pomphaften Phrase gleich Folgendes hinzu: „Diese Gesänge, denen der alten Rhapsoden ähnlich, sind oft von den Helden, die sie feiern, selbst verfaßt.“ Wenn dieß der Fall ist, dann erklärt sich allerdings das „Epische“ und „Ruhmreiche“ und „Reizende“ bei der Sache sehr leicht. Es würde sich aber von diesem nicht so viel vorfinden in den prosaischen Berichten, welche etwa die wohlhabenden Bewohner der Bocche di Cattaro oder die Albanesen des Sees von Scutari über eine montenegrinische Tschete, von der sie wie von einem Blitze, oder wie von dem Biß einer Schlange im Grase getroffen wurden, machen möchten.

Das letzte Thal, das wir vor unserer Ankunft auf dem hohen Küstenrande des Plateaus in der Quere durchschnitten, war das breiteste. Es kamen darin auch sogar einzelne Grasfleckchen mit weicher Erde, kleine „Rawninas“ (von ravno, d. h. eben), wie die Montenegriner sie nannten, vor. Und obgleich sie meistens nur 30 bis 50 Schritt im Durchmesser hatten, so war es doch immer ein ganz besonderes kleines Extravergnügen, nach dieser beständigen Kunstreiterei in den Felsen über das sanfte Gras ganz geläufig und natürlich dahin zu traben. Ich erinnere mich, welches Behagen es in Rußland bereitet, wenn man nach siebenmonatlichem Einherspazieren auf hartgefrorenem Boden und Eise endlich im Frühling wieder ein paar schwarze schneelose Bodenstellen entdeckt und auf das liebe weiche Erdreich treten kann.

Dasselbe Behagen empfindet ein Reisender in Montenegro und Dalmatien, wenn er statt der Felsen endlich ein Stückchen Land unter den Füßen fühlt.

Der Einschnitt, dem nun unsere kleine Karavane zuzog, war von außen her mit dichten Nebeln verstopft, die uns die Annäherung des Meeres verkündigten. Wir traten nur mit Widerstreben in dieß Nebelloch ein, und als wir durch den Engpaß hindurch kamen und auf die andere Seite, den östlichen Abhang des montenegrinischen Plateaus, hinaustraten, wo man uns eine so schöne Aussicht versprochen hatte, da verloren sich auch unsere Blicke in ein wege- und fernenloses Nebelmeer, das vor uns Alles verdeckte.

Das Gebirge, auf dem wir uns jetzt befanden, heißt Monte Colorun, von dem auch ein kleiner Fluß gleiches Namens herunterkommt. Der Colorun ist ein Abschnitt des hohen Randgebirges des montenegrinischen Plateaus, und es hat also gegen Westen, gegen die Adria zu, einen sehr hohen und schroffen Abfall, der, vom Meere aus gesehen, einer fortlaufenden Riesenmauer gleicht. Nach Westen aber, gegen das Innere des Landes, hat es nur einen sehr kurzen Abhang, der, wie ich schon oben andeutete, sehr bald mit der Masse der Hochebene verschmilzt. Wir befanden uns hier in der Nähe eines der Haupteinschnitte jener Mauer, die hier so zu sagen einen Knick hat oder einen Winkel bildet, einen Winkel, mit dem auch an der Meeresküste, wo ein Wasserbusen ins Land eindringt, ein Uferwinkel correspondirt. Im Innern dieses Winkels erniedrigt sich zugleich die Hebungsmasse etwas, es fließt ein kleines Gewässer daraus zum Meere hervor, und es führen Berg-

wege von der Küste her dahin empor. Es ist hier eines der Haupteingangsthore zu der großen Gebirgsfestung Montenegro, ein ähnliches wie das oberhalb Cattaro am Monte Sella, wo wir hineingekommen waren. In der Mitte dieses Canals oder Passes liegt auf einem Berggipfel, der aber, von den hohen Seitenwänden aus gesehen, sehr tief zu liegen scheint, das Kloster Stanjewitsch, das als befestigter Punkt zugleich diesen Eingang schützt und hütet. Der Besitz dieses Klosters hat früher zwischen den Montenegrinern und Venetianern oft gewechselt, und eine Zeit lang hat der vorige Wladika hier sogar residirt. Jetzt gehört dieser Punkt den Oestreichern, die ihn befestigt, dahin eine kleine Garnison verlegt und von Fort St. Trinità her eine sogenannte Chaussee hinaufgebaut haben. Man könnte die ganze beschriebene Situation füglich den Paß von Stanjewitsch nennen. Doch finde ich ihn auf einer Specialkarte von östreichisch Albanien als „Monte Giurgewo Sdrielo" bezeichnet. Als wir unsere Montenegriner fragten, wie sie den Paß, in dem wir uns befänden, nennten, sagten sie, er heiße „Wratno Sdrielo"*). Aber ich weiß nicht, ob sie das Ganze so bezeichneten oder nur den kleinen hohen Nebeneinschnitt, über den wir hinübergingen. „Sdrielo" heißt, wie ich schon gesagt habe, im Montenegrinischen überhaupt Bergpaß.

Dieß Alles erkannten wir einstweilen nur mit Hilfe unserer kleinen Charte und der uns von den Leuten ge-

---

*) In der Uebersetzung der Schilderung der Reise des Königs von Sachsen von Biasoletto steht statt Sdrielo immer Sdrillo, und statt Giurgewo Sdrielo: Giurgero Sdrillo, Beides fälschlich.

machten Beschreibungen. Denn wir saßen, wie gesagt, mitten in scheinbar undurchdringlichem Wolkennebel auf den Felsenblöcken und den hohen Salveigebüschen, die hier aus allen Spalten hervordufteten, umher, wie Wachtelhühner. Aber selten wurde hier wohl ein deutscher Reisender durch ein schönes Naturschauspiel angenehmer überrascht als wir auf dem Wratno Sdrielo. Kaum nämlich hatten wir gegen Westen in die Wolken stierend dagesessen, als auf einmal die Nebel sich etwas zu lüften und die Sonnenstrahlen durchzubrechen begannen. Wir sahen es in der Ferne schimmern, die graue Farbe unter uns wurde bläulich, blauer und endlich tief dunkelblau, und noch halb unsicher rief Einer von uns: „das Meer! das Meer!“ Es war so. Wir erkannten bald deutlich die gekrümmte Linie des entlegenen Horizonts, auch zeigte sich ein kleines Segel, das, bevor unsere Augen sich gewöhnt hatten, fast noch in den Wolken zu schweben schien. Es dauerte gar nicht lange, so trat auch die Küste in bestimmter Zeichnung scharf hervor. Ein sanfter Zephyr wickelte in wenigen Minuten den lockeren Vorhang auf, und der ganze südlichste Theil des kleinen östreichischen Albaniens lag bis zu seiner äußersten Spitze bei Fort Lastua in einem reizenden Bilde vor uns.

Wir sahen uns nun auf einmal auf einem hohen Gebirge da sitzen, wie Noah auf dem Ararat, als die Fluth sich aus den vorliegenden Thälern herabsenkte. Wie hoch wir hier sein mochten, weiß ich nicht genau, aber ich glaube doch wenigstens 4500 bis 5000 Fuß über dem Meere; denn wir hatten von hier einen fünf Stunden langen Weg bis nach Cattaro von Bergstraße

zu Bergstraße, von Abschnitt zu Abschnitt, von Thal zu Thal hinabzureiten. — Das Kloster Stanjewitsch lag uns zur Seite, und wir sahen es, obgleich es eine hohe Bergfestung ist, in dem Bergdurchbruche tief unter uns. Zur Linken zog sich der lange, von den Pastrovichianern bewohnte Küstenstrich hin. Man zeigte uns dort die Halbinsel und das Fort Stefano, und noch weiter hinaus den Punkt, wo Lastua liegen sollte, das südlichste Städtchen der östreichischen Monarchie, in welchem ein k. k. Lieutnant den äußersten Vorposten des deutschen Culturstaates commandirt. Sein nächster Nachbar nach Süden ist der türkische Commandant von Antivari, woselbst sich auch ein katholischer Bischof befindet. Dieser Bischof von Antivari sei, so erzählte man mir, jetzt zufälligerweise ein Deutscher, und zwar ein Preuße. Er soll zuweilen nach Lastua und Budua herüberkommen, um ein wenig mit dem östreichischen Offiziere zu conversiren. — In alten Zeiten hat in diesen entlegenen Gegenden auch einmal ein deutscher Kaiser, nämlich der Kaiser Sigismund, Kriege geführt, und die Pastrovichianer, welche für ihre tapferen Dienste, die sie bei dieser Gelegenheit leisteten, Belobungen und Privilegien von diesem Kaiser erhielten, sollen den deutschen Kaiser Sigismund noch heutiges Tages in sehr gutem Andenken halten, sowie sie auch noch heutiges Tages ein sehr schöner, sehr tapferer und halbwilder Slavenstamm sind. Sie fürchten sich, so sagte man uns, weder vor den Montenegrinern, noch vor den Türken, und mit den ersteren, mit denen sie längs des Küstengebirges hin zusammengränzen, haben sie beständige Raufereien. Sie lassen sich nichts von ihnen gefallen, vergelten jedes erlittene Unrecht mit Feuer

und Schwert und rächen jede Verletzung, welche ihnen oder ihren Heerden oder ihren Weiden von Seiten der Montenegriner zu Theil wurde. Diese Pastrovichianer gebieten Alles in Allem über tausend Gewehre. Ihr Land, der kleine Küstensaum, den sie bewohnen, heißt slavisch „Pastrowitsch“*) oder italienisirt: il Pastrovichio.

Gerade vor uns in kürzester Linie nach dem Meere zu lagen andere kleine Districte oder Stämme und Dörfer, die sogenannten drei Communen, „le tre Commune**) Boboni, Braichi und Maini.“ Die Bewohner von Maini heißen auch hier Mainoten, eben so wie die anderen berühmten Mainoten in Griechenland, und hinter jedem dieser Namen stecken ein paar hundert scharfgeladene Gewehre und ein paar hundert kriegerische Männer, die sich eben so frei und tüchtig gebahren, wie die Mainoten im ehemaligen Sparta, wie die Pastrovichianer und Montenegriner.

Ueber die Maini hinaus, vom Meer umspült, auf der Spitze einer kleinen Halbinsel sahen wir, ganz deutlich und hübsch von der Sonne beschienen, das Städtchen Budua, das schon zu den Römerzeiten existirt und Butua geheißen haben soll. Man denkt dabei an Buda,

---

*) Auch in ehemals von Slaven bewohnten Gegenden Deutschlands kommt der Name „Pastrowitsch“ vor, so z. B. giebt es mitten in Sachsen ein Rittergut und Dorf Pasterwitz.

**) Die Venetianer haben oft die von halb unabhängigen Stämmen bewohnten Gränzdistricte ihres Gebietes nach der Anzahl der darin enthaltenen, Communen genannt. Man denke nur an die „Sette Commune“ der Deutschen bei Vicenza, an die „Tredeci Commune“ der Deutschen bei Verona u. s. w.

den slavischen Namen von Ofen in Ungarn, und da Budua oder Buda auch sonst in der slavischen Welt noch oft als Ortsname vorkommt und überhaupt ein ächt slavisches Wort ist, so sollte man denken, daß schon zu den Römerzeiten an dieser illyrischen Küste Slaven gewohnt haben müßten. Hier im Lande selbst bezweifelt dieß auch Niemand, obgleich wir Anderen die Slaven immer erst 600 Jahre nach Christo hier einwandern lassen.

Ich hatte später das Vergnügen, die Bekanntschaft eines östreichischen Offiziers zu machen, der mehre Jahre lang in diesem Budua commandirt hatte, und der mir eine Menge hübscher und für die Charakteristik dieser slavischen Stämme sehr interessanter Erfahrungen und Geschichten mittheilte. Leider sind meinem abscheulichen Gedächtniß die meisten dieser Mittheilungen wieder entschlüpft. Aber wenigstens einige habe ich behalten, und ich will sie, da wir noch hier oben im duftenden Salvei so hübsch sitzen und das Städtchen Budua so freundlich vor uns liegt, meinem Leser wiedererzählen. Er muß dabei zuvor wissen, daß die östreichischen Militär-Commandanten dieser entlegenen Städte sehr viele Vollmachten in sich vereinigen und so ziemlich Alles in Allem sind, Militär- und Civilchefs, Magistrate, Polizeidirectoren und Richter, ungefähr eben so wie die ehemaligen venetianischen Proveditoren, und sind sie dieß nicht von Haus aus durch die Anordnung der Regierung, so sind sie es doch in den Augen dieses Volks, welches noch nicht gewohnt ist, die verschiedenartigen Branchen und Ausflüsse der obersten Gewalt zu sondern, und überall nur einen Gewalthaber als Vertheiler alles Guten und Bösen er-

blicken will. Zur venetianischen Zeit wußten daher diese slavischen Stämme hier wenig oder nichts von der Republik oder dem Senate von Venedig, sondern bloß von dem Dogen, den sie den „Principe“ oder in ihrer eignen Sprache den „Welki Knäs“, den großen Fürsten, nannten. Noch jetzt sprechen sie nicht etwa: „zur Zeit der Republik“, sondern „zur Zeit des Principe,“ „in der fürstlichen Zeit.“ — Sie kommen hier mit allen ihren kleinen Angelegenheiten, selbst den kleinsten, die für sie freilich oft groß genug sind und ihnen viel Sorge machen, vor den Militärcommandanten, der das Schwert, d. h. hier das Scepter, führt, eben so wie die Orientalen vor ihren Kadi, der die Gesetze giebt und Recht spricht. Sie sehen in dem obersten Gewalthaber ihren Vater, den großen Vater der ganzen Stadt und Gegend, und denken, daß er sie Alle anhören und ihren Uebeln abhelfen müsse. Haben sie ein Verbrechen begangen und wollen sie es vor Gericht auf keine Weise gestehen, so lassen sie, von Gewissensbissen gefoltert, den obersten Militärchef oft um eine geheime Audienz ersuchen, und indem sie abbittend vor ihm niederfallen, erzählen sie ihm Alles ganz offenherzig und schildern ihm dazu auch die Noth, welche sie zu dem Verbrechen antrieb, in der Hoffnung, daß er ihnen nun Alles vergeben könne und werde. — Haben sie eine kleine Schuld und wissen sie in ihrer Noth gar keinen Ausweg mehr, wie sie dieselbe bezahlen sollen, so erbitten sie sich ebenfalls eine geheime Audienz bei dem Platzmajor oder bei dem commandirenden General, gestehen ihm ohne Scheu ihre Verlegenheit, die sie Anderen zu offenbaren zu verschämt waren, und bitten ihn zugleich zutrauens-

voll, er möge doch diese Schuld für sie tilgen und sie von ihrer Sorge befreien, indem sie ihm versprechen, sobald es ihnen möglich wäre, Alles wieder pünktlich zurückerstatten zu wollen*). Sie denken, so wie sie selber ihr ganzes Vertrauen dem General schenken, so werde auch er ihnen am meisten zu trauen geneigt sein. Es ist daher keine Kleinigkeit, hier im östreichischen Albanien ein General zu sein; dieser ist beständig mit tausend kleinen Angelegenheiten und Plackereien behelligt, die ihm aber auch als Menschenfreund und Beobachter sehr interessante und willkommene Gelegenheit zur Kenntniß der Völker geben. Neulich, so erzählte mir einer dieser Menschenfreunde, sei z. B. eine Frau mit einem kleinen Mädchen von fünf Jahren zu ihm gekommen und habe, entsetzlich jammernd, seine Hilfe in einem Falle von Noth in Anspruch genommen. Sie werde, habe sie geklagt, von einem Manne hart bedrängt, der sie wider ihren Willen zwingen wolle, ihr Mädchen an seinen Sohn, einen Knaben von acht Jahren, zu verheirathen. Der Mann behaupte, ihr verstorbener Ehegemahl habe ihm seine Tochter für seinen Sohn versprochen. Derselbe dringe nun auf die Erfüllung dieses Versprechens von ihrer Seite und wolle ihr Kind sofort seinem Sohne angetraut wissen, vermuthlich nur, weil er dieß als eine gute Partie für seine Familie betrachte. Sie aber sei der Sache ganz abgeneigt, weil sie für ihre Tochter eine andere Partie wünsche, und sie glaube nicht, daß sie als Witwe gezwungen werden könne,

*) Aehnliche höchst unterhaltende und lehrreiche Geschichten erzählt Nöblich in seinen Skizzen aus Dalmatien.

jenes Versprechen zu erfüllen; der General möge dieß nun entscheiden und sie vor den Zudringlichkeiten des besagten Mannes schützen. — Man sieht hieraus, wie die östreichischen Offiziere hier auf Entscheidung von verwickelten Rechtsfällen gefaßt sein müssen, über die sie sich nicht einmal im dicken Corpus Juris Romani Raths erholen können. Daß der in dieser Angelegenheit figurirende Mann schon jetzt auf die geistige Vollziehung der Ehe und auf die priesterliche Einsegnung und Verlobung drang, darf den Leser nicht wundern, denn die Leute dieser Gegenden, die Montenegriner sowohl als die Bocchesen, versprechen, und verloben ihre Kinder schon im zartesten Alter, oft bereits in der Wiege, ja schon, wie man sagt, im Mutterleibe, wobei denn allerdings die Bedingung gemacht wird, daß das zu hoffende Kind vom passenden Geschlechte sei.

In Budua ist außer dem neuen und stets offenen Stadtthore noch ein altes, das, ich glaube, nach der See bequem hinabführt, das aber schon seit langer Zeit vermauert ist, vermuthlich, weil man von daher leicht schmuggeln konnte. Die Leute von Budua, die wie alle hiesigen Slaven in Sachen ihres Privatinteresses ein unverwüstliches Gedächtniß haben, hatten dieß alte venetianische Thor immer im Sinn und hätten es gar zu gern wieder geöffnet gehabt. Daran war jedoch bis 1848 nicht zu denken. Als aber damals die Dinge in der ganzen Welt wie bei einem allgemeinen Erdbeben schwankten und alle Völker ihre Errungenschaften machten, da hätten auch die Leute von Budua gern etwas „errungen." Ihr Commandant hatte nur wenige Truppen, auf der obersten Spitze des Forts nur eine Kanone, und

da fiel ihnen gleich das alte vermauerte Stadtthor ein. Sie thaten sich daher zusammen und beschlossen unter sich, dieß Thor müsse wieder geöffnet werden, und sie wollten deßwegen eine im Nothfall etwas trotzige Deputation an den Commandanten schicken, was sie auch thaten. Sie stellten dem Commandanten vor, daß es doch schön wäre, wenn das alte Thor an der See wieder geöffnet würde, die Stadtbewohner wären doch mit dem einen Thore viel zu sehr genirt; man könne gar nicht bequem aus- und eingehen, auch wäre es so ungesund, wenn nicht einmal ein Zugwind durch die Stadt blasen könne von einem Thore zum anderen, und was dergleichen mehr war. Sie sagten Alles, nur nicht die eigentliche geheime sie treibende Ursache. Der Commandant aber, der bald ihren Plan durchblickte, blieb ganz wider ihr Erwarten fest und erwiderte, daß aus ganz unabweislichen militärischen Bedürfnissen und Rücksichten das Thor unweigerlich geschlossen bleiben müsse, und dabei ließ er ihnen nicht undeutlich merken, daß er wohl verstehe, warum sie eigentlich das Thor geöffnet haben möchten, und that ihnen, indem er auf seine Kanone oben auf dem Castell hindeutete, unverhohlen kund, daß er ihnen, wenn etwa Jemand in der Stadt sich unterstehen sollte, einen Stein an dem Thore zu verrücken, ganz entschieden Gewalt entgegensetzen würde. Er zeigte sich so fest und unerbittlich, daß die Deputation, welche anfangs eine ziemlich kecke Miene angenommen hatte, zuletzt ganz kleinmüthig und völlig einsylbig ward. Verdutzt und stumm blickte der Eine rechts und der Andere links, und endlich sagte der Sprecher und Rädelsführer der kleinen Versammlung, indem er hörbar aufseufzte: „Aber Väterchen,

Du willst uns auch gar nichts zugestehen!“ — Wenn man bedenkt, daß bei diesem Seufzer etwa dieß zu suppliren war: „Nicht einmal so ein Bißchen Schmuggel sollen wir als unsere Errungenschaft betrachten dürfen?“ so wird man die ganze Naivetät dieser Leute begreifen, die ihre Obrigkeit auch dann recht väterlich finden und als gnädig zum Himmel erheben, wenn sie ihnen etwas Unrechtes zu thun gestattet, und die nicht glauben wollen, daß der ihrer Stadt vorgesetzte Commandant sich nach gewissen für das ganze große Kaiserreich gegebenen Vorschriften richten muß. — Die Aeußerung jener Leute ist nicht nur ächt buduensisch oder pastrovichianisch, sondern überhaupt ganz in dem Charakter und der Denkweise der Slaven, sowie denn nicht bloß die im östreichischen Albanien commandirenden Offiziere, sondern auch der Wladika von Montenegro und vermuthlich ebenso die Paschas von Bosnien und der Herzegowina ganz mit ähnlichen Angelegenheiten behelligt werden. Auch in Rußland sucht Jedermann, selbst der gemeine Bauer, wenn er nur kann, zum Generalgouverneur oder zum Kaiser zu gelangen, um ähnliche Gewissens- oder Vertrauensangelegenheiten oder Sorgen und Nöthe vorzutragen, indem er die ganz bestimmte Hoffnung hat, daß Der ihnen helfen kann und will.

So viel von Budua, das wir selber nicht erreichten. Rechts von unserem Standpunkte dehnten sich die vier Grafschaften der Shuppa aus, und zu diesen wandten wir uns nun, einstweilen noch auf montenegrinischem Gebiete, auf einem langen Bergwege hinab. Das Heruntersteigen legte uns Anfangs noch dieselben Geduldsproben auf, wie die Wege, die wir zurückgelegt hatten. Zunächst

schien es sogar noch schlimmer werden zu wollen. Wir mußten überall über die Köpfe des Bergrückens, über diese zahllosen Zinnen der Mauern der montenegrinischen Naturfestung hinwegklettern und zwischen den Klüften, Riffen und Rissen uns hindurcharbeiten. Wir saßen dabei natürlich wieder ab, und Mann und Roß halfen sich ein Jedes so gut, als es konnte, für sich selbst. — Die östreichischen Offiziere, welche ihre eigenen Pferdchen ritten, konnten oft nicht ohne inniges Erbarmen auf die armen Thiere zurückblicken, wenn sie zwischen den Felsen eingekeilt steckten, wie Lämmer zwischen Dornen, und nicht aus und ein wußten, und klettern zuweilen zurück, um ihnen zu Hilfe zu springen. Ich hatte ein Maulthier, das im Ganzen sehr fest und sicher ging und überhaupt sehr vorsichtig und klug einherschritt. Ich bemerkte selbst mehre Mal, wie es vor einem schlimmen Zacken einen Augenblick stille stand und mit dem Kopfe hin- und herschwankte, als wolle es sich umschauen, wo es am beßten dabei vorüber kommen könne. Auch habe ich wohl erzählen hören, daß die Maulthiere und Pferde dieser Gegend, wenn sie sich auf unsicherem Wege wissen, zuweilen erst mit den Füßen probiren, ob der Stein, auf den sie treten sollen, auch wackelt, und dann, wenn sie dieß merken, das Bein wieder zurückziehen. Im Uebrigen bereitete mir mein Maulthier noch Aerger genug. Ich konnte es nicht ordentlich regieren, weil es statt eines Zügels nur einen Halfterstrick um's Maul geschlungen hatte, und zu meinem Kummer hatte es die Passion, immer hart an der abschüssigen Seite des Weges hin zu marschiren, und wenn es eine Krümmung im Wege gab, so rannte es gewöhnlich geradeswegs auf die Abgründe zu. Ich

fing dann an, an dem Stricke zu rucken und zu zerren, doch wurde dieß gewöhnlich mißverstanden, und ich hatte dann so viel Furcht, mit ihm in die Tiefe hinabzufahren, daß ich noch heute nicht begreife, wie es nicht geschehen ist.

Es ist wohl sehr natürlich, daß die Leute in allen Gebirgsländern, wo sie auf so unbequemen Wegen zu einander gelangen, lieber ihre mächtige Stimme als ihre Beine gebrauchen, um die Botschaften zu bestellen, die sie auszurichten haben. Unsere Ebenen-Bewohner, wenn sie etwas mit einander abzumachen haben, treten bei ihren Zwiegesprächen Mund an Mund einander gegenüber und unterhalten sich leise. Die Gebirgsbewohner aber finden es bequemer über die Felsenabgründe hinüber oder vom Thalgrunde auf die Berggipfel hinauf von ferne mit einander zu communiciren. So haben unsere Alpenhirten das Jodeln, die Jauchzer und die lauten Doppelgesänge erfunden, mit denen sie sich von Weitem begrüßen. — In Montenegro aber, so wie in ganz Dalmatien und vermuthlich auch in Bosnien und den Nachbarländern, sind die lauten Zwiegespräche — Zwiegeschreie müßte man sagen, — noch viel häufiger. — Der Reisende ist in diesen Ländern, so zu sagen, fast immer von einem Gesumme unheimlicher Stimmen umgeben. Es tönt vom Thale herauf, von den Bergen herab, aus der Nähe und aus der Ferne. — Die Leute nehmen dabei einen ganz eigenthümlichen Ton der Stimme an, von dem sie erfahrungsmäßig wissen, daß er am weitesten in die Ferne dringt. Im Lande selbst versuchten wir wohl, ihn nachzuahmen. Auf dem Papier läßt er sich aber schwer beschreiben. Es ist kein grelles Jauchzen und Jodeln,

wie bei unseren Tyrolern, es ist auch keine Bauchrednerei, aber etwas zwischen Beidem und läßt sich am beßten als ein dumpfes Geheul beschreiben, wobei die Worte lang gedehnt werden, und hat in Montenegro wie in Dalmatien und überall ganz dieselbe Weise oder Physiognomie. Wer es ein paar Mal gehört hat, vergißt es nicht wieder. Selbst wenn man einem der Schreier nahe steht, klingt es schon, als käme es aus der Ferne, und doch soll eben in dieser gedämpften Weise die Stimme am weitesten tragen. Man soll bis auf unglaubliche Entfernungen dabei jedes Wort deutlich verstehen können. Doch gehören dazu dann auch die feinen Ohren dieser montenegrinischen und morlachischen Hirten, deren Sinne oft fast eben so geschärft sein mögen, wie die der Indianer in Amerika. — Mir kam Alles immer ganz unartikulirt vor.

Wenn ein Hirt dieser Berge sich einsam fühlt, so erhebt er seine Stimme und läßt sie auf's Gerathewohl in die Ferne tönen, um sich ein Echo zu erwecken. Er sieht Niemanden; aber er weiß wohl, daß doch irgendwo ein anderer Hirt hinter den Felsen sitzt, der eben so einsam, eben so unterhaltungslustig und neugierig wie er ist, und der alsbald die Aufforderung zum Zwiegespräch annimmt und ihm den Gruß zurückheult. Haben sie nichts Wichtigeres zu verhandeln, so fragen sie sich unter einander, wie es ihnen geht, ob ihre Heerden bei einander sind, oder was in ihrer Nachbarschaft vorgeht, besonders ob vielleicht ein Reisender innerhalb ihres Gesichtskreises vorüberzieht. Ist dieser Reisende ein Ausländer oder ein Mächtiger ihres Landes, oder hat er vielleicht gar den Anschein eines Landesfeindes, so spitzen sie

die Ohren und fragen sich bis ins geringste Detail über ihn aus. Dann kann auch der Berichtanhörer die Sache nicht lange bei sich behalten. Er stellt sich seiner Seits auf einen Felsen und schreit die erhaltene Kunde einem anderen Lauscher zu, der noch weiter im Innern des Landes seinen Posten hat, und so verbreitet sich denn die Neuigkeit sehr schnell über das ganze Land. — Jeder im Innern Montenegros Reisende von einiger Bedeutung kann darauf gefaßt sein, daß er von der geheimen oder vielmehr ganz offenen Polizei dieser Berge auf Schritt und Tritt beobachtet und vom Kopf bis zur Zeh viel schneller und genauer signalisirt und im Voraus angekündigt ist, als dieß bei uns durch unsere Gendarmen, Anzeigeblätter u. s. w. geschieht.

Zeigt sich nichts Besonderes innerhalb ihres Gesichtskreises, so beschränken sie sich wohl auf die Mittheilung ihrer eigenen Gedanken und inneren Regungen, und es sind daraus diejenigen poetischen Zwiegespräche entstanden, welche man zuweilen unter den serbischen Liedern findet. — Sie erinnern an die Duetten der venetianischen Gondelführer, die auch bei stillen Nächten in den Lagunen oder in einem Canale der Stadt einen Gesang anheben und bald einen ungesehenen Genossen finden, der ihnen von einer entlegenen Straßenecke antwortet, wie der Gesangsgenosse des Montenegriners von einer entfernten Bergwand. Vielleicht sind diese durch Göthe und Byron berühmt gewordenen Doppelgesänge Venedigs auch nur ein illyrisches Product. Bekanntlich waren die meisten Matrosen der Republik slavischen Stammes, und sie mochten ihre einheimische Gesangsweise aus den Gebirgen in die Lagunen und ihre Inseln übertragen

und hier an verschiedenen Straßen- und Canalecken eben so stehen, wie dort an verschiedenen Thalecken und Bergwänden. Die Melodieen und Gedichte selbst sind freilich mit der Zeit in Venedig ganz andere geworden.

Noch mehr als der Poesie dient aber das besagte Rufen bei den illyrischen Völkern der alltäglichen Prosa des Lebens. Durch die Rufe von Berg zu Berg, von Thal zu Thal werden viele Botschaften und Nachrichten nicht nur durch das ganze Land hin verbreitet, sondern auch mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit, wie durch unsere Telegraphen, schnell an einen bestimmten Ort geschafft. — Gewöhnlich wissen die Leute, wo dieser oder jener Janko seine Schafe hütet, und in welchem Felsengeklüft er zu stecken pflegt. Sie rufen daher ihren Auftrag nach dieser Gegend hinaus. Janko, der jedes Geräusch in der Luft beachtet, fängt die Töne auf und giebt ein Zeichen von sich, daß er die Sache verstanden habe. Er weiß wieder um die Jankos in der Nachbarschaft Bescheid und ruft ihnen den Auftrag zu, und so kommt die Botschaft zuletzt an die Autorität, für die sie bestimmt ist. — Aber auch wenn sie gar keinen solchen Freund an einem bestimmten Orte wissen, schreien sie auf's Gerathewohl in die Luft hinaus, und da in diesem Lande gewöhnlich die Hälfte der industrielosen und schlecht behausten Bevölkerung im Freien ist, so täuschen sie sich gewöhnlich nicht in der Hoffnung, daß irgend ein Müssiger ihre Stimme belauschen und weiter fördern werde. Ein Bekannter erzählte mir, er sei einmal eines Maulesels benöthigt gewesen, der sich eben drei Stunden weit im Gebirge auf der Weide befunden babe. „Hoho! hehe! hört, Ihr Leute da beim Dorfe Bielizza! Hoch oben auf

dem Berge Gljubotitsch bei der großen Buche mit dem dürren Aste, hütet mein kleiner Bursche Janko Jessipowitsch meinen weißfüßigen Maulesel. Laßt ihn wissen, er solle mit ihm so schnell als möglich auf die Landstraße herunter kommen." So schrie alsbald der Besitzer des Maulesels ins Weite hinaus. „Hoho! hehe! der Maulesel des Janko Jessipowitsch weidet oben auf dem Berge Gljubotitsch bei der hohen Buche mit dem dürren Aste. Er soll gleich direct auf die Landstraße herunter kommen." So ging es von Mund zu Mund. Und mein Berichterstatter fand, als er hinausritt, das Thier schon auf der bezeichneten Station seiner harrend und konnte seine Reise rasch beenden.

Ein anderer Bekannter erzählte mir, er habe einmal auf einer Inspectionsreise seinen Reiseplan geändert und gewünscht, statt im Dorfe A im Orte B sein Nachtquartier aufzuschlagen. Sogleich hätten seine Begleiter das besagte, stets bereite illyrische Telegraphennetz zu diesem Zwecke benutzt und einen absagenden Ruf in der Richtung nach A, sowie einen seine Ankunft verkündenden nach B hinausgesendet, und als er nach einigen Stunden in B angekommen, habe er längst sein Nachtlager wie das Abendessen bereit gefunden. Die Illyrier können, wie man sieht, noch eine Zeit lang unsere elektrischen Telegraphen entbehren.

Am wachsamsten sind die Gebirgsbewohner natürlich an ihren Landesgränzen gegen die Türken, von wo her sie beständig Einfälle, Viehraub und dergleichen befürchten. Und von daher wird denn auch ununterbrochen beobachtet, geschrieen und telegraphirt, um bei solchen Gelegenheiten sogleich das ganze Volk zu alarmiren. —

Ein östreichischer Offizier schilderte mir einmal einen solchen Vorfall im Thale der Kriwoschianer, in dem er eine Zeit lang in Quartier gelegen. Die benachbarten Türken, die beständig mit diesen östreichischen Unterthanen raufen, hatten eine Heerde der Kriwoschianer überfallen, einen Hirten erschlagen und das Vieh fortgeführt. Sogleich erschien ein kleiner Junge, der den Ueberfall belauscht, auf einem Felsen des Thalrandes und ließ ein entsetzliches Zetergeschrei ins Thal hinab ertönen: „Wehe! Wehe! Die Türken haben sich herangeschlichen. Sie haben den Juro Markowitsch erschlagen und meine weiße Kuh fortgeführt, und die ganze Rinderheerde dazu, und auch alle unsere Schafe. Wehe! Wehe!" — Sofort tönte es von allen Seiten im Thale wieder: „Wehe! Wehe! Hört, ihr Leute, hört! Die Türken haben sich herangeschlichen, den Juro Markowitsch erschlagen und seine weiße Kuh entführt, und die ganze Heerde dazu. Wehe! Wehe! Wer das Gewehr tragen kann und keine Memme ist, der rühre sich!" — Alsbald wimmelte und klirrte es in der ganzen Kriwoschia von Bewaffneten und Berittenen. Ohne erst nach einem Sammelplatze zu fragen, stürzte Jeder auf seine eigene Hand und als wenn es für eigene Rechnung ginge, dem bezeichneten Bergabhange zu, den Türken nach. Insbesondere, sagte mein Berichterstatter, würde er den Eifer und die Wuth eines sehr armen und sehr zerlumpten Kriwoschianers nie vergessen, der, nur mit einem langen Messer und einer alten Pistole bewaffnet, die Felsen erstürmte, bald als der Erste auf der Spitze erschien, eben so bald aber auch, ohne sich umzublicken, auf der anderen Seite verschwand, wo er sich tobend den Türken nach-

stürzte. Diese wurden auf der Stelle eingeholt, ihrer Beute beraubt, und mit der weißen Kuh, sowie vermuthlich auch mit einigen Türkenköpfen auf ihren Lanzen voran, zogen die Leute wieder in ihr Thal ein.

Solche Erzählungen kann man oft gut benutzen, um die serbischen Lieder besser zu verstehen oder sich ihren Inhalt lebendiger vorzustellen. So giebt z. B. Cyprian Robert in seinem Buche über die Südslaven ein Gedicht, „die Tschernogorzin“ überschrieben, das so anfängt:

„Ein Haiduk ruft wehklagend auf dem Berge: Armer Stanischa, verflucht bin ich, der Dich ungerächt fallen ließ!“ — Und tief unten im Thale von Zeta hört die Gattin Stanischa's diesen Ruf und vernimmt, daß ihr Gatte fiel. Alsbald ergreift die feurige Christin ein Gewehr, stürzt fort und verfolgt die grünen Pfade, auf denen die Mörder ihres Gattin hinabstiegen, fünfzehn Türken, an ihrer Spitze Tschengitsch-Aga, u. s. w.

Auch an Homer muß man hierbei wieder denken. Auch sein Cyklop setzt sich auf einen Felsen und verkündet in einem langen Wehgeschrei seinen Thalgenossen das Unrecht, das ihm Odysseus angethan. Ueberhaupt geht es bei Odysseus, seinen Kriegszügen und Viehräubereien ganz ähnlich zu, wie bei den Ausfällen und Tscheten, welche die Türken und Montenegriner alltäglich gegeneinander üben. Entweder hat Homer die Montenegriner und die anderen slavischen Bergbewohner gekannt, oder es giebt seit den urältesten Zeiten in diesen Bergländern Sitten und Gewohnheiten, welche sich auf alle nach und nach einrückenden Völker in ganz unveränderter Weise fortgepflanzt haben.

Wir kamen endlich auf die sogenannte Chaussee

hinab, welche die Oestreicher vom Fort St. Trinità nach Stanjewitsch gebaut haben. Es schien von oben herab, wo wir die verschiedenen Abstufungen nach unten nicht erkannten, daß diese Chaussee — wie lieblich klang uns von Weitem schon der Name! — beinahe ganz unten in der Ebene liefe. Aber als wir zu ihr herabkamen, sahen wir uns noch hoch über den Dörfern und den Feldern unter uns schweben. Und die Chaussee — das war auch nichts als ein Name. Wagen oder Kanonen könnte man hier nicht anders als auf dem Rücken von Mauleseln transportiren, und stellenweise war dieser Bergpfad von wilden Gewässern und Felsentrümmern dermaßen zerstört, daß mein Maulthier wieder genug zu studiren und mit dem Kopfe zu schütteln bekam, um die rechte Linie zu finden, und daß wir es auch noch einige Mal gerathener fanden, abzusitzen.

Uebrigens erfreuten wir uns eines köstlichen Abends, einer Reihe der schönsten Aus- und Ansichten. Zur Linken lag uns beständig in wundervoller Klarheit das dunkelblaue Meer. Gegen Sonnenuntergang kamen wir bei dem montenegrinischen Dorfe oder Höhlenneste Miraz an, dem einzigen Dorfe — sit venia verbo! — das die Montenegriner auf der Seeseite ihrer hohen Gebirge besitzen. Ueberall sonst haben sie sich mit ihrer Gränze ganz auf dem Kamme des Gebirges gehalten. Früher war auch das Dorf oder der Stamm der Mirazi venetianisch. Er hat sich aber freiwillig an die Montenegriner angeschlossen. Seitdem ist dieß montenegrinische Gränzdorf zuweilen als Congreßort bei Verhandlungen zwischen dem Wladika und den venetianischen, oder französischen, oder östreichischen Behörden gewählt worden.

So beschreibt z. B. der Oberst Vialla einen solchen Friedenscongreß in Miraz zwischen dem französischen Gouverneur von Cattaro und dem Wladika. — Der östreichische Weg führt in der Entfernung eines Büchsenschusses darunter vorüber und zum Theil noch über das Gebiet dieses Stammes weg. Die Expropriation einiger Grundstücke, die bei der Anlegung dieses Weges nöthig war, soll erstaunlich viel Schwierigkeiten gehabt und sehr viele Unterhandlungen herbeigeführt haben. Diese Leute kleben wie Pech an ihrem ihnen zugehörigen Boden, und wenn auf diesem Boden auch nichts als Felsenköpfe wachsen, so entschließen sie sich doch äußerst schwer, irgend ein Recht daran aufzugeben. Ich weiß es nicht genau, aber mich däucht, ich erinnere mich, daß man mir sagte, daß auch ein paar blutige Scharmützel bei Gelegenheit dieses Weges vorgefallen seien. Es sollte mich wundern, wenn ich mich darin täuschte. Bei allen Gelegenheiten, wo bei uns ein Proceß entsteht, giebt es hier zu Lande Flinten- und Pistolenknall. Als die Gränzen zwischen Montenegro und Oestreich vor einigen Jahren geodätisch regulirt werden sollten, waren die Meinungsverschiedenheiten so groß, daß erst eine förmliche große Schlacht geliefert wurde, bevor man sich einigte.

Wir hatten den ganzen Tag über außer unserem Morgenkaffee noch nichts genossen und nicht die geringste Spur von irgend welchem Proviant bei uns. Als wir daher in der Nähe von Miraz einer Heerde Ziegen ansichtig wurden, wässerte uns der Mund nach dem Inhalte ihrer strotzenden Euter. Wir hielten an und fragten den zottigen Montenegriner, der sie hütete, ob er uns wohl einige dieser Euter leeren wolle. Er

war gleich dazu bereit, sagte aber, er habe kein Gefäß, die Flüssigkeit zu fassen; er wolle in's Dorf hinunterlaufen, um einen Topf zu holen. Dieß schien uns zu umständlich und zeitraubend, da wir uns nicht zu sehr von unseren vorausgeeilten Gefährten zu entfernen wünschten. Wir waren daher schon bereit, auf den Labetrunk zu verzichten, als wir unsere Blicke nach irgend etwas in der Natur, was einem Scherben ähnlich sein möchte, umherschweifen ließen und endlich auf die Glocken verfielen, welche die Ziegen zwischen ihren Brusthaaren baumeln hatten. Wir bedeuteten dem Hirten, daß wir aus diesen Glocken trinken möchten, und er machte sich sofort daran, einige Ziegen einzufangen und ihnen ihr Geläute abzubinden. Bei näherer Besichtigung hatten die Glocken aber doch selbst für unseren Durst etwas zu viel vom Bocksgeruch und etwas zu wenig von einem saubergeputzten Milchbecher an sich. Doch war nun einmal unsere Erfindungsgabe erwacht, und wir kamen bald darauf, einem von uns seine lederne Cigarrenbüchse abzunehmen, Obertheil und Untertheil auseinander zu ziehen und in jedem ein ganz reinliches und brauchbares Trinkgefäß zu erblicken. Der Ziegenhirte und seine Leute liefen nun sehr geschäftig hin und her, fingen ein halb Dutzend Ziegen ein, drückten ihnen die Euter aus und kamen mit den kleinen gefüllten Ledereimern schnell wie zwei Feuerspritzen-Constabler herbei, um den Brand unseres Durstes zu löschen. Ich habe mehre gute Weine und einige andere Getränke an der illyrischen Küste getrunken, aber so viel ist gewiß, daß mir nichts so unvergeßlich schön gemundet hat als diese Ziegenmilch, in der unser Appetit uns mehr Labung, Würze und Blume entdecken ließ als im alten Tar-

taro, Marasquino und Malvasier zusammengenommen. — Als wir gesättigt waren, belohnte Einer von uns die Hirten recht reichlich. Diese verschluckten das Geld wie die Raben, baten aber hinterdrein nach montenegrinischer Weise noch um einige Patronen. In Rußland wissen die gemeinen Leute einen Schnaps besser zu würdigen als ein Stück Geld, in einigen Gegenden Deutschlands kann man sich mit einem Päckchen Taback mehr Freunde erwerben. Hier in Montenegro ist, wie gesagt, Jedem zu empfehlen, daß er seinen Geldbeutel lieber mit Schießpulver und Blei als mit Gold und Silber anfülle. Ich glaube gewiß, er kann — wenigstens zu Zeiten — mit Patronen Alles bezahlen. Nicht wer Geld schenkt, sondern wer Patronen giebt, ist in den Augen der montenegrinischen Bettler ein wahrhafter Wohlthäter. In einem montenegrinischen Liede wird schon der, welcher ihnen einmal Patronen verkaufte, ein mildthätiger Mann genannt. „Trotz des strengen Verbotes des venetianischen Dogen brachte in einer Nacht ein mildthätiger Fremder uns Patronen zum Kaufe. Entzücken ergreift bei diesem Anblick die Söhne Tschernegoras; sie tanzen vor Freude und singen Siegeshymnen." — Von Brottheuerung und Hungersnoth ist in den montenegrinischen Chroniken immer bei Weitem nicht so viel die Rede als von Pulvernoth und Bleitheurung. Natürlich, denn bei ihnen ist Pulver und Blei das Universalmittel zur Erhaltung und Erreichung aller Dinge des Lebens, des Ruhms, des Besitzes, des Ansehens u. s. w., wie dieß in anderen Ländern das Gold ist.

Wir kamen selbst bis vor die Thore von Miraz, gewannen diesem Felsenneste von hier aus eine äußerst

pittoreske und romantisch-wilde Ansicht ab, die ich jedem Maler zur Beachtung empfehlen möchte. Der Ort liegt auf einem Absatze, etwa in der Mitte der hohen montenegrinischen Gebirgswand. Hinter ihm steigt diese Bergwand zum Himmel auf, vor ihm gehen die sanften und bebauten Abhänge zum Meere hinab. Links von dem Orte, wenn man ihm von der Seite von Cattaro her das Angesicht zuwendet, steht eine Gruppe senkrechter Felsenmassen, und ganz dicht neben den Häusern des Ortes ist ein colossaler Felsblock niedergestürzt, so wie daneben ein sehr großer, sehr alter und bewunderswürdiger, laubreicher Oelbaum aufgewachsen ist. Zwischen allem dem Schutt und den Trümmern blickt ein kleines Kirchlein und ein fremdartig gestalteter Thurm hervor, und daneben liegen Steinhaufen und Höhlen, die wir an dem aus ihnen emporsteigenden Rauche als die Wohngebäude des Ortes erkannten. Einige nackte Knaben stürzten bettelnd daraus hervor.

Von Miraz sind noch ziemlich drei Stunden bis nach Fort Trinità hinab. Wir legten auch diese Wegesstrecke unter mancherlei schönen Naturgenüssen zurück. Zuerst ging die Sonne im Meere unter. Dieß war der herrlichste Salto mortale, welchen ich je die Sonne ins Meer hinab machen sah. Es kamen dabei solche schöne und äußerst feine Nuancen von Rosenroth, Violett und Lilla, sowohl in der Luft, als auch auf der Oberfläche des Meeres, zum Vorschein, daß unsere entzückten Augen des schmeichlerischen Anblicks nicht satt werden konnten. Ich dachte nun, daß dabei auch vielleicht ein Stückchen von dem gegenüberliegenden Italien auftauchen könnte, aber ich täuschte mich; so weit wir sahen, blieb

alle Oberfläche flüssig. Italien hat gerade Montenegro gegenüber ein weithin flaches Ufer, die Ebene von Apulien. Da, wo, wie bei Ancona, die italienischen Berge näher ins Meer hineintreten, da erblickt man die schöne Halbinsel, oder wenigstens Zipfel von ihr häufiger von den illyrischen Höhen herab. Man hat auf einer Reise durch Dalmatien Gelegenheit genug, von solchen Höhen, von denen aus man Italien sehen könne, zu hören. Uebrigens erzählten uns einige Montenegriner, daß dieß auch von ihren Bergen aus möglich sei. Es mögen vielleicht besondere atmosphärische Verhältnisse und Umstände dazu gehören. Nach der Sonne kam des Mondes silberne Sichel und ein schöner blauer Sternenhimmel. Wir ritten etwas eifriger zu und entdeckten endlich unter einem matten Schimmer die willkommenen Mauern des kleinen Forts Trinità, von dem dann ein bequemer Weg uns zu den Oelbäumen und Weingärten von Scagliari, zu den Thoren von Cattaro und zu einem uns gastfreundlich bereiteten Abendmahle führte.

10.

Bemerkungen über die bei der Blutrache herrschenden Gewohnheiten.

Wunderbarer Weise behauptet der sonst im Ganzen gut unterrichtete Cyprian Robert in seinem Werk über Montenegro, daß es dem jetzigen Wladika Peter II. gelungen sei, die Roheit seiner Landsleute so zu mildern, und ihnen eine solche Liebe für das bürgerliche Leben beizubringen, daß er die Gewohnheit der „Krwina" oder

Blutrache bei ihnen „abschaffen" konnte. Dieß ist in der That weder dem Wladika bei den Montenegrinern, noch den Venetianern, Franzosen oder Oestreichern während ihrer langen und geregelten Herrschaft in Dalmatien gelungen.

Die Blutrache, die auf dem uralten Principe: „Auge um Auge", Zahn um Zahn", und auf dem allen Menschen so natürlichen Gefühle: „so wie du mir, so ich dir", beruht, ist vielmehr bei allen diesen serbischen Naturvölkern eine so tief wurzelnde, eine ihr ganzes Wesen so innerlich durchdringende Gewohnheit, daß erst ganz andere Umwälzungen bei ihnen vorgehen müssen, und daß wohl noch Jahrhunderte darüber hingehen können, ehe man dieselbe bei ihnen „abgeschafft" nennen kann. Dergleichen läßt sich überhaupt gar nicht abschaffen, sondern höchstens, aber sehr allmälig abgewöhnen und nach vielen wiederholten Versuchen ausrotten. Die Blutrache bei den Montenegrinern, Morlachen und Bocchesen abschaffen, dieß hieße im Grunde nicht mehr und nicht weniger, als alle ihre alteingewurzelten Rechtsgewohnheiten umformen, ihre ganze Gerichtsverfassung (denn die Principien bei der Blutrache umschließen ihren ganzen Criminalcodex), reformiren, — aber so etwas reformirt sich nicht so schnell. Ja es hieße noch mehr, es hieße den Gedanken und Gefühlen dieser Leute einen anderen Gang geben, ihr Blut auf andere Weise pulsiren lassen, das ganze Wesen dieser Völker umformen und umgießen, — denn wenn man es recht untersucht, so wird man finden, daß eigentlich die Hälfte der Sitten und Gewohnheiten, der Denkweise, der Geschichte, der Schicksale und des tagtäglichen Thuns

und Lassens der besagten Stämme in der Blutrache steckt oder doch mit ihr mehr oder weniger verwebt ist.

Die Sitten und Gewohnheiten, die bei den Montenegrinern, Albaniern und Morlachen in Bezug auf Blutrache herrschen, sind schon oft dargestellt worden. Eine sehr deutliche, zugleich kurze und doch genaue Schilderung derselben findet der Leser unter Anderem in dem trefflichen und zuverlässigen Berichte über Montenegro, welcher in der Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen von Dr. Widenmann und Hauff vorkommt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, schon häufig Gesagtes noch einmal zu wiederholen. Aber da der Reisebeschreiber insbesondere die Pflicht hat, darauf zu achten, in wie fern und in welchem Grade alte Gewohnheiten eines Volkes noch jetzt, zur Zeit seiner Reise bestehen, oder in wie weit sie in Abnahme gekommen sind, um davon Kunde zu geben, so will ich die wenigen Bemerkungen, welche ich über den beregten Punkt im Lande zu schöpfen Gelegenheit hatte, hier zusammenstellen. Der Leser mag darnach abnehmen, wie es mit der Blutrache noch heutiges Tages in diesen Gegenden beschaffen ist.

Bei allen Völkern, wo noch kein ordentlicher Staat besteht, wo keine regelmäßigen Gerichte etablirt sind und wo die Familie oder der Stamm die Beschützung und Rächung seiner Mitglieder übernimmt, ist die Blutrache ein sehr natürliches Verhältniß, ich meine die Privat-Blutrache. Denn im Grunde genommen ist selbst die von unseren Gerichten anbefohlene Todesstrafe doch auch nichts weiter als eine Blutrache, d. h. eine vom Staat übernommene

Blutrache, eine öffentliche Vergeltung, weshalb man denn auch bei uns in neuerer Zeit die Todesstrafe als eine barbarische Sitte ganz abzuschaffen gestrebt hat.

Wir finden die Blutrache fast bei allen noch auf einer niederen Stufe der politischen Entwickelung stehenden Völkerstämmen. Sie, d. h. alle die bei ihr geltenden Gewohnheiten und Ceremonien, die bei ihr vorkommenden Rechte und Pflichten, begreift eigentlich den Kern der ganzen Criminal-Justiz dieser Völker. Da bei der Blutrache nicht bloße Willkür existirt, sondern dabei gewisse durch Gewohnheit sehr fest bestimmte Vorschriften zu erfüllen sind, da der beleidigte Theil zur Uebung der Blutrache verpflichtet ist, da das Maß derselben je nach der Größe der Beleidigung bestimmt ist, da eine Möglichkeit zur Abbüßung der Blutrache auf andere Weise als durch Blutvergießen gegeben und bei einer statthabenden Aussöhnung der Blutfeinde die Beobachtung gewisser normaler Ceremonieen, die sehr demüthigend für den Beleidiger und sehr schmeichlerisch und genugthuend für den Beleidigten sind, festgesetzt und vorgeschrieben ist, da, sage ich, mit einem Worte die Blutrache nichts Willkürliches, sondern etwas Organisirtes und gewissen Regeln Unterworfenes ist, so muß man sie in vieler Beziehung schon als einen Fortschritt zur Cultur von einem noch roheren Zustande und als wohlthätig wirkend bezeichnen. Man kann sie mit unseren Duellen vergleichen, die, so lange wir uns nicht Ehrengerichten unterwerfen wollen, vielen Beleidigungen vorbeugen und dahin wirken, daß die Menschen sich schicklich und mit Aufmerksamkeit begegnen und die zugleich als gewissen

Regeln unterworfene Kämpfe verhüten, daß die Menschen ihre Ehrendifferenzen nicht auf eine noch brutalere Weise unter einander ausmachen.

Die Folgen der Blutrache sind bei den Illyriern für beide Theile so schlimm, daß sie sich wohl vorsehen, sie nöthig zu machen, weßhalb sie auch die Gewohnheit haben, bei Streitigkeiten, die blutig zu werden drohen, sich mit der Phrase: „Nicht ins Blut, Brüder, bei Gott und dem heiligen Johannes!" zur Besonnenheit zu ermahnen. Es ist sehr die Frage, ob sie vor unseren Gerichten und vor den von diesen angedrohten Strafen so viel Furcht haben würden als vor der Blutrache, von welcher der Verbrecher oft noch, wie ich gleich zeigen werde, an ganz entlegenen Punkten der Erde mit mehr Sicherheit getroffen wird als von dem rächenden Arme unserer Justiz. Die Blutrache, obgleich ein Uebel, ist doch in Bezug auf ein noch größeres Uebel, wie gesagt, eine Wohlthat. — Und selbst, wenn ein Wladika oder sonst ein illyrischer Gesetzgeber die Gewalt hätte, sie ohne Weiteres mit einem Verbote abzuschaffen und ordentliche Gerichte an ihre Stelle zu setzen, so ist es doch noch die Frage, ob er damit den Zustand seines Volkes sofort verbessern, oder ob er nicht dadurch noch vorläufig allen Arten von Verbrechen und Beleidigungen Thür und Thor öffnen würde.

Wie schwer es aber ist, die Blutrache zu beseitigen, das zeigt hinlänglich der Umstand, daß sie noch heutiges Tages nicht nur bei den Montenegrinern, sondern auch bei den Bocchesen und überhaupt bei allen Bewohnern des öſtreichischen Albaniens in Schwange ist, obgleich diese letzteren doch schon seit einer Reihe von Jahr-

hunderten Unterthanen ganz wohlorganisirter Staaten und civilisirter Völker gewesen sind und erst den Gesetzen der Venetianer, dann denen der Oestreicher, darauf denen der Franzosen und jetzt wieder denen der Oestreicher unterworfen waren und sind, — und obgleich sie keineswegs, wie die montenegrinischen Hirten, ein in wilden Gebirgen verstecktes Volk von Höhlenbewohnern waren, vielmehr als Handelsleute und Schiffsrheder in alle Welt hinaus kamen und Gelegenheit genug hatten, im Umgang mit anderen Nationen mildere Gewohnheiten und Sitten anzunehmen.

Das Schlimme dabei ist eigentlich nicht die Blutrache selbst, sondern vielmehr der Umstand, daß die Leute mit so großer Zähigkeit an der Blutrache hängen, daß, auch wenn sie statt ihrer etwas Besseres gefunden haben, es ihnen so schwer wird, von ihr abzulassen, um zu diesem Besseren überzugehen. — Es bestehen, wie gesagt, in Cattaro und den anderen Ortschaften des östreichischen Albaniens seit Jahrhunderten Gerichte, welche den Schuldigen verfolgen und bestrafen, und doch haben sich diese Gerichte noch so wenig Ansehen bei den Bewohnern verschafft, daß dieselben ihre blutigen Privatracheübungen noch immer für durchaus nöthig halten. Daß die Gerichte einen Verbrecher zur Rechenschaft ziehen und nach ihrer Weise bestrafen, schützt ihn noch keineswegs vor der Blutrache derer, die er beleidigt hat. In den Augen dieser sind die Criminalgerichte etwas ganz Apartes, was sie gar nichts angeht. Der Staat nimmt bei ihnen *seine* Rechte für sich. Sie selber aber wollen außerdem auch noch *ihre* Privatgenugthuung für sich haben. Ja sie *wollen* sie nicht nur haben, sondern sie

müssen sie auch gewissermaßen suchen. Die Ansichten ihrer Mitbürger, von denen sie verachtet und ausgestoßen werden, wenn sie sich mit einer bloßen Bestrafung von Seiten der Behörden begnügen, zwingen sie dazu. — Es ist dieß ganz dasselbe, wie bei unseren Ehrenangelegenheiten, wo auch die Ehre des Beleidigten in den Augen seiner Genossen nur sehr unvollkommen hergestellt sein würde, wenn er ohne Duell sich mit einer bloßen Bestrafung des Beleidigers von Seiten des Gerichts begnügen wollte.

Aber allerdings muß man zur Entschuldigung dieser so unverbesserlich an der Blutrache hängenden Leute sagen, daß die von uns bei ihnen etablirten Gerichte, wie es scheint, noch nicht so energisch und durchgreifend auftreten, daß von ihnen in allen Fällen eine prompte Genugthuung und Züchtigung der Rechtsverletzer zu erwarten wäre. Die hiesigen Richter sind zuweilen etwas lahm, weil sie selbst unter der Furcht vor der Blutrache stehen. Sie wissen nämlich, wenn sie einen Menschen zum Tode verdammen, daß gegen sie selbst als Blutvergießer das Banner der Blutrache erhoben werden kann. Man erzählte mir von einigen Criminalgerichten dieser Gegend, daß sie seit langen Jahren keinen Menschen zum Tode zu verdammen gewagt hätten, obgleich in ihrem Gerichtssprengel Veranlassung genug dazu gewesen wäre. Einige Gerichte jener Gegend schienen mir dieser ihrer Nachsicht wegen förmlich berühmt in Illyrien. Natürlich, sagen daher die Leute: wenn die Richter so schwach sind, so muß unsere Blutrache wohl stark und wachsam sein.

Umgekehrt aber dient auch wieder die Blutrache der Unwirksamkeit der Gerichte zur Entschuldigung. Ein

Uebel nährt und fördert das andere. Weil nämlich die Blutrache noch so hoch im Lande angeschrieben steht, so fehlt es bei den ordentlichen Richtern oft an Klägern, Angebern und Zeugen, die alle eine Abneigung vor diesen ihren nicht nationalen Richtern haben, während es jener allverbreiteten Blutrache, der Fehm, die bei ihnen hergebracht ist, keinesweges an solchen fehlt. Die Richter können ihren vorsichtigen und umständlichen Proceßvorschriften zufolge nur verurtheilen, wo ein Verbrechen ganz unumstößlich bewiesen ist. Die Blutrache aber verdammt und greift auch schon da zu, wo die Leute nicht mehr an dem Verbrechen und an dem Thäter zweifeln, nicht nur da, wo sie einen formellen Beweis haben, sondern auch schon da, wo sie, wie unsere Geschworenen, von der Schuld moralisch überzeugt sind. Die Blutrache hat daher viel leichteres Spiel als die Criminaljustiz, der die Hände vielfach gebunden sind, und deren Unthätigkeit man daher auch nicht immer bloß jener Feigheit und Furcht vor dem Ausbruch der Blutrache über ihren eigenen Häuptern zuschreiben kann.

Zur Erläuterung einiger meiner Behauptungen, und damit der Leser erkenne, wie tief eingewurzelt die Sitte der Blutrache noch heutiges Tages bei diesen Völkern ist, will ich einige der neuesten derartigen Vorfälle mittheilen, von denen ich in diesen Gegenden vernahm. — In der Regel ist natürlich der Beleidigte selbst, in so fern die Kränkung der Art war, daß er dabei am Leben blieb, zur Einforderung der Rache berechtigt. Wurde dieser aber bei der Beleidigung selbst getödtet, oder starb er noch vor der Sühnung des Verbrechens, so ist sein nächster Blutsverwandte derjenige, der sowohl zur Racheüb-

ung berechtigt als auch verpflichtet ist, also sein ältester Sohn oder, wenn kein solcher da ist, sein ältester Bruder u. s. w. Ist der Sohn bei dem Tode seines Vaters noch nicht mannhaft und waffenfähig, so kommt ihm in der Regel keiner seiner Onkel oder sonstigen erwachsenen Verwandten in der Racheübung zuvor, weil die Rache gleichsam als ein ihm zugefallenes heiliges Recht, als ein Erbschaftsrecht betrachtet wird, in dessen Ausübung ihm Niemand eingreifen darf. Er wird daher von seiner Mutter und seinen Anverwandten zur Rächung seines Vaters erzogen, und ihm wird die Erinnerung an den schmerzlichen Tod desselben und an den Mörder stets aufgefrischt. Ist der Knabe beim Tode seines Vaters schon nicht mehr infans, so hält ihm die Mutter das blutige Gewand seines Vaters vor und läßt ihn darauf unter leidenschaftlicher Ermahnung und im Beisein anderer Verwandte, ja zuweilen auch des Popen einen Eid ablegen, daß er im Alter seiner Mündigkeit des Untergangs seines Vaters gedenken wolle. Ich habe einmal eine solche Scene von einem sehr geschickten und geistreichen Maler dargestellt gesehen und will dieses kürzlich verfertigte Bild hier mit ein paar Worten schildern, weil es von einem nicht mit Darstellung alter Mythen, sondern mit dem Leben und der Gegenwart beschäftigten Künstler herrührt. — Man sieht darauf eine Gruppe von Menschen in der Vorhalle einer morlachischen Bauerwohnung. Den Mittelpunkt bildet die junge Mutter mit ihrem Knaben. Sie hat ein blutiges Gewand in den Händen, das sie diesem, zu ihm herabgebückt, vorhält. Mit dem Ausdruck heftiger Leidenschaft deutet sie links auf die Blutflecken, rechts in die

Ferne, die in ihrer eigenthümlichen morlachischen Wildheit vor der Hütte ausgebreitet ist. Der Knabe, ein hübscher blonder Jüngling, scheint die Mutter vollkommen zu begreifen und ihr zu ihrer Beruhigung Zeichen seiner Rachelust zu geben. Zur Seite rechts steht ernsthaft und traurig in sich versunken, ein junger Mann. Es ist vermuthlich ein naher Anverwandter, vielleicht ein jüngerer Bruder des Getödteten, der den Knaben in's Auge gefaßt hat. Er hat vielleicht selbst Lust, die That zu rächen, und tritt wohl nur unwillig dieß Recht dem Buben ab. Auch sinnt er über die Schmach und das Unglück der Familie und denkt bei sich: „versäumt's der Knabe, so bin ich meines Bruders Rächer!" Zur Linken steht ein Pope in priesterlichem Gewand, der Mutter und dem Buben abgewandt. Er mag vielleicht nicht geradezu zu dem fürchterlichen Eide, den die Mutter ihrem Sohne abnimmt, seinen Segen geben. Aber er ist doch in der Nähe und scheint jetzt in die Hütte treten zu wollen, um die weinenden Schwestern zu trösten, wird aber doch später auch den Knaben an der Hand nehmen und seinem Vorsatze eine Art von Amen aufdrücken.

Ist der Sohn des Ermordeten noch in der Wiege, so legt die Mutter, wie man mir erzählt hat, den Säugling auf das blutige Hemd oder auf ein in sein Blut getauchtes Tuch und spricht selber statt seiner und in seinem Namen den Racheeid, den sie ihm später, wenn das Kind heranwächst, deutet und einprägt. Ein solcher Racheeid der Mutter für ihren Säugling soll, wie man mir in Zara erzählte, noch ganz kürzlich in einem morlachischen Dorfe vorgekommen sein. Das blutige Tuch oder Gewand wird dann bis zu erfüllter Rache

in der Hütte wie ein furchtbares Memento aufgehängt und bei seinem Anblick häufig geweint, und den Verwandten und Besuchern die Geschichte der Familientrauer mit allen Umständen oft erzählt.

In einem Orte an der Bocca kam kürzlich bei Gelegenheit eines Processes folgender Fall vor Gericht vor, der die Richter zu ihrer Verwunderung einen Blick auf die noch überall um sie her wuchernde Saat der Blutrache thun ließ. Man wollte im Bezug auf einen gewissen Vorfall das Zeugniß eines kleinen recht hübschen und munteren Knaben vernehmen, und als dieser erschien, that der Richter die gewöhnlichen Fragen an ihn, die prompt beantwortet wurden. „Wie heißt Du?“ — Sawwa Markowitsch! — „Wie alt bist Du?“ — „Sieben Jahre.“ — „Wer ist Dein Vater?“ — „Marko Gregorewitsch. Er lebt nicht mehr.“ — „Wann ist Dein Vater gestorben?“ — „Er ist nicht gestorben.“ — „Wie so?“ — „Ja, er ist gemordet. Wir wissen es Alle, von dem Jurewitsch aus Saroschi*). Und wenn ich groß sein werde, werde ich ihn dafür erschießen.“ — „Aber, Kleiner, wie so denn? Wie kommst Du auf einen so gräulichen Gedanken, wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?“ — „Ja, ich werde den Spiro Jurewitsch erschießen; ich muß das thun. Mein Onkel, der Pope Peter Gregorewitsch, hat es mir gesagt. Ich werde ihn mit der Flinte erschießen, die in meines Onkels Zimmer hängt, und wenn ich groß bin, wird dieser sie mir dazu geben, daß ich meinen Vater räche und seinen Mörder bestrafe! Dieß ist die Wahr-

*) Ich brauche nicht zu sagen, daß ich diese Namen nur willkürlich erfunden und der Bequemlichkeit wegen hinzugesetzt habe.

heit!" — Es ist schade, daß einem Ethnographen nicht häufiger die Gerichtsacten dieser Gegend zur Einsicht vorgelegt werden.

Der Proceß, der eben jenen Gerichten an der Bocca vorlag und in welchem dieser kleine rachedürstige Knabe verhört wurde, bezog sich auch auf einen Fall von Privatrache, der mir sehr lehrreich war oder vielmehr uns auf eine sehr lehrreiche und geistreiche Weise mitgetheilt wurde. Ein nicht sehr reicher junger Mann war schon seit vier Jahren Bräutigam eines hübschen Mädchens, ohne daß er Aussicht hatte, durch Etablirung eines Geschäfts oder Erlangung einer Stelle die Heirath und seine Niederlassung möglich zu machen. — Während der Zeit nähert sich ein reicher junger Mann seiner Braut, gewinnt ihre Neigung, macht sie Jenem ungetreu und heirathet sie ihm plötzlich vor den Augen weg. — Der Getäuschte beschließt anfangs bei sich, obwohl tief gekränkt, seinen Rachegelüsten Zaum und Zügel anzulegen, aber bleibt lange unschlüssig darüber, was er thun soll, wozu die Erwägung nicht wenig beigetragen haben mag, daß sein glücklicher Gegner einer viel größeren Familie und einem weit mächtigeren Stamme angehörte. Allein die Erbitterung über die Verführung seiner ihm offenkundig angelobten Braut und die Scham über seine Beschimpfung wurmt und frißt in seinem Inneren. Dazu kommt, daß er bald bemerkt, wie seine Bekannten über ihn zu spötteln beginnen; des Sonntags bei der Kirche entfernen sie sich von ihm, wollen nicht mehr mit ihm zusammen stehen, und er sieht sich oft verlassen und allein. Sogar seine nächsten Freunde werfen ihm am Ende geradezu Feigheit vor und bedeuten

ihn, daß ihm wohl ganz recht geschehen sei. Seine Verwandten und Brüder beklagen sich über die hierbei erfahrene Beschimpfung ihrer ganzen Familie und geben ihm schuld, daß er diesen Fleck auf sie geladen habe und daß er ihn wohl schwerlich abzuwaschen geeignet sei. — Es geht noch einige Zeit darüber hin, aber dann eines guten oder vielmehr bösen Tages ertönt Jammergeschrei und Wehklage aus dem Hause der jungen Gattin. Sie hat ihren reichen jungen Gemahl mit Blut und Wunden bedeckt und völlig todt im Garten neben dem Hause gefunden. — Alle Anzeichen und Spuren deuten auf den von ihm hintergangenen Nebenbuhler, und er wird von den Gerichten als der Mörder des Verblichenen eingezogen. — Natürlich leugnete er vor Gericht Alles, denn ein solches Leugnen vor Gericht halten selbst die Tapfersten dieser Leute nicht für schmählich. Es war bisher bei unserer Anwesenheit noch nicht gelungen, ihm irgend etwas zu beweisen. Man konnte auch Niemanden erreichen, der ein Zeugniß gegen ihn hätte ablegen wollen. Man sagte mir, selbst seine Feinde, die Mitglieder der Familie des Gemordeten, würden sich zu keinem Zeugniß gegen ihn verstehen. Es ist zwar möglich, daß er es nicht hat unterlassen können, sich auf mehr oder weniger directe Weise gegen sie seiner That zu rühmen; aber doch wird ihn keiner von ihnen vor Gericht verrathen. Wenn sie dieß thäten, so würde er allerdings gehenkt werden, und man könnte denken, sie müßten diesen Erfolg zur Kühlung ihrer Rachelust herbeizuführen wünschen; aber es liegt ihnen gar nichts daran, daß er von Henkern erwürgt wird, wenn sie nicht selbst diese Henker sein können. Im Gegentheil,

sie würden vielleicht noch eher alles Mögliche thun, daß er wieder frei werde, damit sie dann selber um so größere Aussicht hätten, Rache an ihm zu üben. Außerdem aber halten sie es auch für feig und ehrlos, auf diese Weise durch Angeberei oder Zeugenschaft an einem Feinde Rache zu nehmen. Diese selben Leute wären aber vielleicht im Stande, den Delinquenten, gegen den sie nicht das geringste Zeugniß ablegen wollen, bei Gelegenheit, wenn die Behörde ihn nicht gut bewachen sollte, im Gefängniß selbst zu ermorden. — Unter solchen Leuten die Rolle des Polizeimanns oder Richters zu spielen, muß, wie man sieht, eine sehr schwierige Sache sein.

Da diese Bocchesen und Montenegriner nicht nur sehr rachdürstig, sondern auch sehr schlau und vorsichtig sind, so dauert es oft lange, bis ein Beleidigter gerade die recht passende Gelegenheit findet, seine Rache auszuüben. Immer seinem Feinde nachzuschleichen, hat er doch keine Zeit; er muß auch seine täglichen Geschäfte betreiben. Sein Feind, dem die Blutrache beständig wie das Schwert des Damokles über dem Haupte schwebt, hütet sich natürlich wie ein Fuchs vor dem Zusammentreffen mit jenem. Ereignet sich dieß aber doch zuweilen, so ist unter hundert Fällen die Gelegenheit zur Rache ungünstig; denn entweder geschieht es auf dem Markte oder im Wirthshause oder sonst bei einer Volkszusammenkunft, wo der Landfriede und die allgemeine Aufhebung aller Privatfehden für den Moment beliebt ist, oder sein Feind ist von Freunden begleitet, oder er, der Rächer, hat seine Freunde bei sich. Auch dieß Letztere wäre zuweilen kein günstiger Umstand; denn übte er nun seine Rache, so könnten die Freunde als Zeugen oder gar als Theilnehmer aufge-

rufen und in Verlegenheit gebracht werden. Er muß sein Opfer ganz allein treffen, überlisten und im Verborgenen niederschießen. — Sie schleichen daher oft Jahre, ja Jahrzehnde lang ihrem Feinde nach, bis sie endlich ihren lang gehegten Plan vollführen können. Aber, wie gesagt, die Länge der Zeit thut der Sache keinen Abbruch, die Illyrier haben in Bezug auf ihre Racheangelegenheiten ein Gedächtniß, das aller Zeit trotzt, und treffen den Mörder sicher, wenn auch oft erst nach langen, langen Jahren. Stirbt dieser darüber weg, so vererbt seine Pflicht zur Buße auf sein ihm nächstes Haupt, sowie, wenn der Rächer stirbt, sein Recht auf Rache an seine Erben fällt. Es ist auf diese Weise möglich, daß erst die Söhne oder Enkel die Streitigkeiten ihrer Väter oder Großväter ausfechten. Man hat Fälle von Blutrache, bei denen siebzigjährige Greise über die den ersten Anlaß gebende That verhört wurden und bei denen diese aussagten, daß sie in ihrer Kindheit die Sache so und so hätten erzählen hören.

Wie die Zeit, so stellt auch die örtliche Entfernung den Beleidiger keineswegs vor der Rache sicher. An der Bocca war kürzlich Folgendes vorgefallen: Ein in Konstantinopel angesiedelter Bocchese erhielt eines Tages von seiner Heimath die Nachricht, daß einer seiner nächsten Verwandten von einem Mitgliede einer anderen Familie erschossen worden sei. Er nimmt sich dieß ad notam, fährt übrigens in Konstantinopel fort, seine Kaufmannsgeschäfte zu betreiben, seine Getreidesäcke und seine dafür eingenommenen Dollars und Zechinen zu notiren. Als sein Geschäft ihm eine Reise zur Bocca erlaubt und nöthig macht, nimmt er diese Gelegenheit wahr, dort einige Angelegenheiten zu reguliren, Schulden zu bezahlen, um

dann auch im Stillen dem Mörder seines Bruders eine Kugel durch die Brust zu jagen. Und er kehrt darauf nach Konstantinopel zurück, wo er sein bürgerliches Gewerbe weiter treibt. Unterdessen wächst aber ihm an der Bocca ein Feind auf. Die Verwandten des von ihm Gemordeten haben ziemlich sichere Kunde davon erhalten, wer ihrer Familie den schlimmen Streich gespielt. Sie delegiren Einen der Ihrigen nach Byzanz, der seinem Familienfeinde so lange nachschleicht, bis er eines Abends Gelegenheit findet, ihn in den Straßen dieser Stadt zum Orcus zu senden. Es ist sehr wohl möglich, daß der Getödtete in Konstantinopel schon wieder einen Erben, sowie Geld- und Blutforderungen hat, und daß dieses meuchelmörderische Familienduell noch eine Zeit lang von Byzanz zur Bocca und von Bocca nach Byzanz weiter fortgesetzt werden wird.

Eine andere Blutracheangelegenheit, die schon seit langer Zeit dauerte und von der man uns erzählte, war folgende: Ein Montenegriner, der als Knecht bei einem pastrovichianischen Viehbesitzer diente und seine Heerde hütete, hörte eines Nachts Lärm im Stalle. Da er einen Menschen, der eingebrochen war, ein Schaf wegschleppen sah, so schoß er auf ihn und tödtete denselben. Es war ein montenegrinischer Landsmann, dessen Familie den Fall vor den Wladika brachte. Dieser fällte den Spruch, daß der Getödtete als ertappter Dieb mit Recht sein Unglück erlitten habe, und daß seine Familie weder Blut noch Blutgeld verlangen könne. Dieser Spruch wurde schon vor vielen Jahren gefällt. Aber die Familie des Getödteten beruhigte sich nicht dabei. Ihr Rachegefühl glimmte fort und brach in Flammen aus, als kürzlich der Wladika

eine Zeit lang von seinem Lande abwesend war. Ein Bruder des erschossenen Diebes schlich sich an den Mörder heran und streckte den treuen Knecht auf derselben Stelle nieder, wo er seinem Herrn auf die besagte Weise das Schaf gerettet hatte. Aber der jetzt Getödtete ist nicht ohne Freunde, und vermuthlich wird auch sein Blut nach Rache schreien und diese ihm, wenn gleich vielleicht erst nach Jahren, zu Theil werden. Wie schade, daß wir Menschen nicht alle ein eben so eigensinniges und zähes Gedächtniß für erwiesene Wohlthaten haben, wie diese Leute für Beleidigungen. Man möchte oft fürchten, daß unsere Natur von Haus aus mehr rachsüchtig als dankbar ist. Uebrigens habe ich, was diese montenegrinischen und morlachischen Naturmenschen betrifft, bei ihnen auch von Beispielen eines ganz außerordentlichen Dankbarkeitsgedächtnisses gehört.

Die Montenegriner sind ein im Umgange ziemlich höfliches Volk und in ihren Aeußerungen gegen Andere äußerst behutsam. Sie sollen in Bezug auf beleidigende Antworten ein sehr feines Zartgefühl haben und höchst empfindsam sein. Sie widersprechen daher den Behauptungen eines Fremden selten, aber sie haben auch selber nicht gern Widerspruch. „Ach nein, das ist nicht wahr, was Du sagst!“ eine solche Redewendung würde einen Montenegriner schon sehr stutzig machen, und wollte man ihm gar sagen: „er sei ein Lügner“, so wäre dieß beinahe ein Fall von Blutrache. Ueberhaupt vertragen die Montenegriner nicht gut das Schimpfen und Fluchen, und es giebt viele Scheltworte, die bei ihnen eben so schlimm sind, wie ein Schlag mit dem Stock, und dieser wird so ehrverletzend gehalten, daß sich Blutrache daraus

entwickelt. Ein Schlag mit der Faust ist nicht so schlimm, wie ein Schlag mit dem Stock, aber der schlimmste und schmerzlichste Schlag ist der mit dem Pfeifenrohr. Dieser ist daher auch bei der Abfindung mit Geld im Gesetzbuche des vorigen Wladika mit hundert Ducaten Strafe belegt, wovon die Hälfte dem Beleidigten, die Hälfte dem montenegrinischen Senate zufällt, — und dieß beträgt ungefähr eben so viel als die Summe, die im Falle der Ausgleichung für einen Todtschlag bezahlt wird Die Türken stecken ihr Pfeifenrohr, wenn sie gerade nicht rauchen, gewöhnlich hinten in den Nacken zwischen Rock und Rücken, wo es dann eine sehr sonderbare Figur macht wie ein umgekehrter und zum Himmel aufstrebender Zopf. Sehr häufig und schnell holen sie es, wenn sie auf ihre christlichen Unterthanen unwillig sind, da hinten hervor und schlagen damit zu. Aber auch diese christlich-serbischen Unterthanen der Türken haben einen solchen Widerwillen gegen die Schläge mit dem Pfeifenrohr, daß ein Türke einen solchen schon oft mit dem Leben gebüßt hat, ja, daß ein Pfeifenrohrschlag schon zuweilen das Zeichen zum Aufstande der Bevölkerung und zu einer sicilianischen Vesper gegen die Türken geworden ist. Man erzählte mir in Dalmatien einen solchen Vorfall, der sich vor mehren Jahren in einem türkischen Thale an der Gränze Montenegros ereignet hatte. Ein türkischer Beg hatte in diesem Thale, auf dessen Namen ich mich leider nicht mehr besinnen kann, seine christlichen Untergebenen schon lange sehr hart behandelt. Als er einmal wieder in der Zeit der Ernte zu einem seiner Unterthanen kam und ihn saumselig und nachlässig fand, fing er an heftig mit ihm

zu schelten, und ereiferte sich dabei so, daß er im Zorne in den Nacken zu seinem Pfeifenrohre griff, dem Christen damit über die Schultern schlug, und dieß noch dazu in der eigenen Hütte desselben an seinem Heerde. Der Serbe hatte schon Vieles von seinem türkischen Herrn ertragen, aber dieser Pfeifenrohrschlag war ihm zu bitter; das Blut wallte ihm über, und im Zorne ergriff er das naheliegende Beil und streckte den Moslem damit nieder. Alsdann trat er mit der blutigen Waffe aus der Hütte hervor, rief seine Stamm- und Dorfgenossen zusammen und schrie laut aus, was ihm geschehen sei und was er selber darauf gethan habe. Diese waren empört, und da sie zugleich einsahen, daß die Türken, wenn sie das Ruder in Händen behielten, nicht nur an dem Thäter, sondern an ihrem ganzen Dorfe den Mord des Begs rächen würden, so erhoben sie sich allesammt in Waffen, vertrieben oder tödteten ihre Herren, so viel sie deren habhaft werden konnten, erklärten sich für frei und schlossen sich an die Montenegriner an.

Auch in Montenegro ist noch ganz kürzlich eine sehr blutige und opferreiche Fehde aus einem Schlage mit dem Pfeifenrohre oder Stocke entsprungen, die noch jetzt bei unserer Anwesenheit den Montenegrinern Noth und Sorge machte. Vor vier Jahren schlug in einem Wortwechsel ein Pope aus einer angesehenen Familie einen anderen Montenegriner aus einer gleich großen Familie. Dieser Schlag wurde hingenommen und nicht auf der Stelle gerächt, aber Zorn und Rachlust kochte im Stillen in den Gemüthern der beleidigten Familie. Der jetzige Wladika, der, wo er nur kann, das Ansehen seiner Gerichte aufrecht zu erhalten und die Privatstreitigkeiten, so-

wie blutige Fehden zu vermitteln sucht, that sein Mögliches, jene Beleidigung in Vergessenheit zu bringen und die Gemüther der durch sie verfeindeten Familien zu versöhnen. Aus Furcht und Achtung vor dem Wladika hielten sie auch lange an sich, und fast schien es, die Sache sei gänzlich vergessen. Welcher Montenegriner aber könnte einen solchen Schimpf, durch den seine Ehre gleichsam gemordet wurde, je vergessen! Als vier Jahre nachher der Wladika einmal auf längere Zeit sein Land verläßt und in's Ausland reist, bricht der verhaltene Zorn auf einmal los. Es erschießt Einer von der durch den Schlag beschimpften Familie einen Anderen aus der Familie der Gegner, und nun entbrennt zwischen beiden Stämmen eine so wüthende Fehde, daß in kurzer Zeit viele der edelsten Häupter derselben ihr zum Opfer fallen. Sie sollen beide nahe daran gewesen sein, sich gegenseitig bis auf den letzten Mann auszurotten. Ich weiß nicht genau, ob es dem Wladika jetzt nach seiner Rückkehr gelungen ist, sie endlich zu versöhnen, aber er soll sehr betrübt über diese böse Angelegenheit sein und gesagt haben, daß er Alles darum gäbe, wenn er die gemordeten Männer wieder in's Leben rufen könne; denn es seien darunter die tüchtigsten Leute und einige der beßten Helden seines Landes gewesen.

Eine Ausgleichung zwischen einmal in Blutrache verfehdeten Parteien zu Stande zu bringen und dem Ausbruch einer solchen Blutfehde durch Versöhnung vorzubeugen, ist ein sehr hartes Stück Arbeit. Zwar sind bei den Montenegrinern und ihren Nachbarn, den Bocchesen und Albanesen, fast alle Arten von Verbrechen und Beleidigungen ganz auf ähnliche Weise taxirt,

wie in den Gesetzbüchern unserer alten germanischen Vorfahren. Ein Todtschlag kann mit 120 Ducaten abgekauft werden; eine schwere Verwundung mit dem Handschar, ein Fuß, ein Arm, ein Ohr u. s. w. kosten so und so viel Ducaten; ein Schlag mit dem Stocke ist dabei einer schweren Verwundung mit dem Handschar gleichgeschätzt; aber die Beleidigten sind durch das Gesetz gar nicht gezwungen, diese Geldabfindung statt des Blutes anzunehmen, und können oft nur durch einen großen Aufwand von Beredtsamkeit, durch zahllose Unterredungen und lange sich hinschleppende Unterhandlungen dazu bewogen werden.

Manche haben über die Montenegriner und Albanesen deßwegen verächtlich geurtheilt, weil sie sich ihre Rache mit Geld abkaufen ließen, und gemeint, es müsse wohl mit dieser „unversöhnlichen" Rache nicht weit her sein, von der doch die Bewunderer der Montenegriner behaupten, daß sie aus heftiger Liebe zu ihren Blutsverwandten und aus äußerst empfänglichem Ehrgefühl und anderen lobenswerthen Eigenschaften herstamme. Allein diese haben entweder übersehen oder nicht gewußt, daß bei solchen Aussöhnungen das Geld oft eine große Nebenrolle spielt, und daß die den Beleidiger im höchsten Grade demüthigenden Ceremonieen, die bei der Auszahlung des Blutpreises vorkommen und die zu gleicher Zeit für den beleidigten Theil oder für die Manen des Gemordeten so äußerst ehrenvoll und befriedigend sind, eigentlich die Hauptsache bei jenem Actus bilden.

Die Ceremonieen, wie sie bei den Versöhnungen und bei der Ueberreichung des Blutpreises in Montenegro selber gebräuchlich sind, sind schon mehrfach gut und ziemlich voll-

ständig beschrieben worden. Merkwürdiger sind aber eigentlich alle diese Angelegenheiten noch bei den Unterthanen Oestreichs an der Bocca und im östreichischen Albanien. Bei den Montenegrinern erwartet schon Jeder so etwas. Daß dergleichen sich aber auch bei den wohlhabenden und zum Theil ganz civilisirten Bocchesen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, möchte häufiger übersehen und daher interessanter zu vernehmen sein. Ich will daher zur Vergleichung mit dem, was der Leser aus anderen Büchern kennt, hier die Art und Weise der Versöhnung, wie sie noch heutiges Tages in den besagten östreichischen Landen üblich ist, so darzustellen versuchen, wie man sie mir beschrieben hat. Ich kann dieß um so genauer thun, da ich durch die Güte eines unsere ethnographischen Bemühungen fördernden Gönners über diesen Punkt eine Schrift zum Geschenke erhielt, welche von der Landessitte völlig kundigen Männern herrührt.

Mein Document hat den Titel: „Beschreibung der im östreichischen Albanien (Kreis Cattaro) bei Versöhnung von Familien, zwischen welchen die Blutrache herrscht, üblichen Ceremonieen.“ Es ist dabei angenommen, daß ein vorgefallener Mord die beiden Familien entzweit habe.

Die besagten Ceremonieen zerfallen der Hauptsache nach in drei Hauptabtheilungen, nämlich in

1) die Bitte um sicheres Geleit der Familienmitglieder des Mörders oder, wie dieß kurz heißt, „die Bitte um Sicherheit aufs Wort“ (na viera) (Waffenstillstandspräliminarien);

2) die Erscheinung der Familienmitglieder, die um Frieden und Versöhnung bitten, und die Gewährung dieser Bitte (Friedensverhandlung);

3) das Versöhnungsmahl und die Ueberreichung des Blutgeldes (Friedensvollstreckung).

Natürlich müssen schon allerlei Unterhandlungen und Auskundschaftungen der Gesinnung der beiden Parteien durch die dritte Hand vorhergegangen sein, ehe man überhaupt an irgend eine dieser Ceremonieen denken kann. Oft ist die Familie des Gemordeten so racheluſtig, daß schon Jeder die Vergeblichkeit aller Versöhnungsversuche im Voraus kennt. Oft hat auch der Mörder selbst oder seine Familie, besonders wenn sie sehr stark und ihre Gegner sehr verächtlich sind, gar keine Lust, sich die bei der Versöhnung vorkommenden Kosten aufzuladen oder sich den demüthigenden Ceremonieen und Umständlichkeiten zu unterziehen. — Ist dieß aber nicht der Fall, ist die beleidigte Familie entweder minder rachelustig, was sie besonders dann zu sein pflegt, wenn ihre Gegner einen sehr starken Stamm bilden, mit dem eine Blutfehde anzubinden eine mißliche Sache sein würde, — oder kann man sie durch kluge Ueberredung versöhnlich stimmen und ihr zum Beispiel beweisen, daß auch der Gemordete einige Schuld an dem betrübten Vorfalle trage und der Mörder nicht ganz so böse sei, als sie glauben, — ist auch dieser zur Buße und Demüthigung bereit und findet er dabei Unterstützung in seinen Angehörigen, so schreitet man ans Werk und erledigt zunächst den ersten Punkt.

Da der Mörder und seine Leute, so lange noch keine Aussöhnung stattgehabt hat, dem beleidigten Theile nicht ins Haus oder vor Augen treten dürfen, ohne daß dabei sogleich ein Handgemenge entstände, da aber alle Blutfehden durch ein freies Geleit oder durch das sogenannte „Viera-Geben“ suspendirt werden können,

so ist daher die Bitte um freies Geleit das zuerst Nöthige. Dabei müssen unparteiische Fremde ins Mittel treten. Gewöhnlich übernehmen es die Geistlichen und die angesehensten, bei der Sache nicht betheiligten Aeltesten des Ortes, dieß einzuleiten. Der Mörder ladet diese zu sich ein, tractirt sie bei sich mit Früchten und einem Gläschen Branntwein und entsendet sie alsdann zu dem Hause des Beleidigten, d. h. des Sohnes, Bruders oder überhaupt des nächsten Blutsverwandten des Gemordeten. An der Wohnung angelangt, bleibt diese Deputation*) entblößten

*) Diese Abgesandten werden „Dobri Liudi“ (gute Leute) genannt, und ich muß mir über diesen Ausdruck „gute Leute“, der Einem so oft an der Bocca und überhaupt in ganz Dalmatien begegnet, hier zunächst eine kleine Bemerkung erlauben. Zuerst fiel mir dieser Ausdruck auf unserem Dampfschiffe auf, wo wir, als wir in die Bocca einfuhren, auch einen Montenegriner an Bord hatten. Ein Bocchese, mit dem ich sprach, zeigte mir ihn. „Das ist ein Montenegriner“, sagte er, „aber er ist ein „buonuomo“ (ein guter Mann). — Dann kam mir der Ausdruck wieder vor, als ich mit einem Katholiken in Cattaro sprach, der mir über die Gesittung an der Bocca berichtete. „Es gäbe allerdings viele Schelme an der Bocca“, sagte er, „aber unter den Katholiken wären viele Gute. Ja fast alle Katholiken hier an der Bocca seien, darauf könne man sich verlassen, „buonuomini“ (ganz gute Leute). — Ich hörte nachher das „buonuomo“ noch oft wieder bei ähnlichen Gelegenheiten, und während ich erst geneigt war, zu glauben, es wimmele hier von zahllosen ehrlichen, tugendsamen Männern, kam ich am Ende dahinter, daß „buonuomini“ nichts weiter bedeutet, als „unsere Freunde“. Der Ausdruck ist blos relativ zu verstehen. Ein guter Mensch ist der, der gerade uns nicht beißt; einen Anderen mag er auffressen, für uns bleibt er immer „buonuomo“. — Der Gegensatz von „buonuomo“ ist „cattive gente“, und so werden meistens alle die Leute bezeichnet, die eine andere Religion haben, oder mit denen man in Blutrache-Angelegenheiten

Hauptes vor der verschlossenen Hausthüre stehen, und Alle rufen drei Mal nacheinander: „Gott helfe dieser ehrenwerthen Familie!" und dann: „Wir sind von Demjenigen entsendet, der Dein Schuldner ist, und der Dich bittet, daß Du ihm Viera (Sicherheit aufs Wort) gewährest, auf welche Zeit es Dir gut dünkt". — Sie umgehen dabei die Nennung des Namens des Mörders, um in dem Beleidigten nicht gleich bittere Gefühle aufzuregen. — Dieser läßt sie oft sehr lange stehen und wird wohl mitunter in dem Augenblicke, wo die Versöhnung, zu der er sich vorher schon bereit zeigte, wirklich beginnen soll, wieder anderen Sinnes. Gewöhnlich aber öffnet er doch endlich die Hausthüre und tritt, von den Seinen vorgeschoben, heraus, der Deputation entgegen. „Was wollt Ihr, meine Brüder?" fragt er diese, obgleich diese Frage eigentlich überflüssig ist. Die Deputation wiederholt ihr Anliegen. Jener besinnt sich und erwidert endlich: „Wohlan, es sei! Wir geben unserem Schuldner und den Seinigen die Viera auf vier Wochen" (oder auf sonst eine gewisse Zeit). — Hierauf ziehen sich Alle zurück, und zwei von den Deputirten überbringen dem Mörder die günstige Antwort.

Erst nachdem ein Waffenstillstand zwischen den beiden Familien so zu Stande gekommen ist, kann der Mörder daran denken, die Hauptdeputation seiner eigenen Verwandten zu entsenden, welche um einen definitiven Frieden bitten

---

verwickelt ist. — Freilich ist es bei uns jetzt im Grunde auch nicht anders, da wir „Gute" oder „Gutgesinnte" alle diejenigen zu nennen pflegen, die von unserer Partei sind. Nur tritt, wie gesagt, dieser eigenthümliche Unterschied von Guten und Bösen in jenem Lande noch etwas schroffer hervor.

und mit dem beleidigten Theile den Tag der Versöhnungsfeierlichkeiten festsetzen soll. Er braucht einige Zeit dazu, um unter den Seinigen die zu dem Zwecke Geeignetsten auszuwählen und sie zu der Uebernahme des Auftrags willig zu machen. Er überredet gewöhnlich so Viele, als nur möglich, damit die Deputation recht glänzend, zahlreich und effectvoll werde. Der Hauptsache nach besteht sie aus Männern, doch werden ihr auch immer einige Weiber beigegeben mit ihren Säuglingen und noch ungetauften Kindern auf dem Arme. Diese letzteren gehen vermuthlich mit, um durch den Anblick der Kleinen den Sinn des Beleidigten zu rühren; dann aber auch, um ihm sogleich durch eine Einladung zum Gevatterstehen zu schmeicheln. — Eine solche Einladung wird nämlich hier zu Lande, wie auch wohl anderswo, für sehr ehrenvoll gehalten. Auch diese Deputation wird wieder von den Geistlichen und den Aeltesten des Ortes angeführt, die überall die Vermittler und Fürsprecher machen.

Vor der Wohnung der beleidigten Familie bleibt wieder die ganze zahlreiche Deputation entblößten Hauptes stehen und ruft drei Mal nach einander: „He! Hausher! Wir beschwören Dich bei Gott und dem heiligen Johannes*), daß Du Demjenigen, der Dir so großes Uebel angethan, Frieden schenkest". Auf diese Beschwörung tritt dann

*) Johannes ist in Montenegro und auch überall bei den Stämmen an der Bocca der größte Heilige. Sie schwören immer bei Gott und Johannes, wie andere Völker bei Jesus und Maria. — Vielleicht ist daher auch das festeste und dominirendste Fort an der Bocca, der mächtige Festungsfelsen bei Cattaro, dem Johannes gewidmet und heißt daher Fort S. Giovanni.

der nächste Anverwandte des Gemordeten mit der Mütze in der Hand aus dem Hause und spricht mit einer Verbeugung gegen die Deputation und mit sehr ernster Miene: „Meine Brüder, der Friede, um den Ihr bittet, sei Euch gewährt.“ Alsdann führt er den Geistlichen mit einigen Aeltesten und die Weiber mit ihren Säuglingen ins Haus, verspricht auf des Geistlichen Bitte bei den Kindern Pathenstelle zu vertreten, und beschenkt jedes derselben mit einem Tüchelchen. Mittlerweile werden die anderen Mitglieder der Deputation vor dem Hause mit einem Gläschen Branntwein tractirt, und dann treten der Aelteste und der Geistliche zusammen und setzen den Tag für die definitive Bestätigung des Friedens und für das Versöhnungsmahl fest, worauf Alle nach Hause zurückkehren, und wiederum zwei von der Deputation dem Mörder die Antwort bringen. An dem zur Begegnung der beiden Feinde und zur völligen Aussöhnung festgesetzten Tage versammeln sich die Verwandten des Gemordeten und begeben sich mit einem möglichst zahlreichen Gefolge vor die Ortskirche. Dort wählen sie zwölf Männer unter sich aus, und diese treten in die Mitte der Versammlung, um die Ankunft des Mörders abzuwarten und ihn zu empfangen. Kurz darauf erscheint dieser, im Gefolge seiner Verwandten und Freunde, welche ihm gewöhnlich die Versöhnungskosten tragen helfen, und unter welchen er gleichfalls zwölf nähere Verwandte ausgewählt hat. Mit diesen bleibt er in funfzig Schritt Entfernung von der Gruppe der Gegner halten, und nun pocht ihm das Herz, denn jetzt muß er sich, wenn er den Frieden redlich will, ohne Widerrede einer Demüthigung unterwerfen, die für solche Menschen ganz eclatant ist und

die ihm wohl ungemein schwer von Statten gehen muß. Und manchmal mag in diesem Augenblicke noch wieder etwas Zwang und Ueberredung von Seiten seiner Freunde nöthig werden. Der Mörder muß sich nämlich nun auf den Knieen in den Staub werfen und sich von seinen Begleitern das Gewehr oder die Pistole, mit der er den Mord verübte, um den Hals hängen lassen. In dieser erniedrigenden Position, auf den Händen und Füßen kriechend, muß er sich seinem Feinde nähern, der ihn in der Mitte der Seinigen erwartet. Seine zwölf auserwählten Anverwandten gehen ihm dabei zur Seite. Diese sind eben so, wie alle seine übrigen Begleiter, ganz unbewaffnet und unbedeckten Hauptes und haben, so wie er selbst, Gram, Reue und Unterwürfigkeit in ihren Gesichtszügen ausgedrückt. Sie dienen zugleich dazu, ihren im Staube sich windenden und büßenden Freund auf der vorgeschriebenen Bahn zu halten, wenn vielleicht sein gebeugter Stolz Miene machen sollte, widerspänstig zu werden.

Wenn der Mörder seinem Feinde gegenüber liegt, wagt er es noch nicht, zu ihm aufzublicken, küßt ihm vielmehr abermals und abermals die Füße und Hände. Dieser steht ernst da, Gram und tiefe Trauer schweben auf seinem Angesicht. Und wenn er nun den Mann, den er so lange haßte, der ihm seinen Vater oder seinen Bruder tödtete, auf dessen Vernichtung alle seine Gedanken so lange concentrirt waren, und dabei auch das entsetzliche Mordinstrument, das ihm so großes Weh verursachte, dicht vor sich sieht, wenn er die verruchte und hundert Mal von ihm verfluchte Hand an seinem Körper spürt, da mag auch ihn noch manche Leidenschaft durchzucken, da

mag abwechselnd Zorn und Rache noch zuweilen seine buschigen Augenbrauen zusammenziehen. Er steht lange wie eine Bildsäule da. Aber die Seinigen reden ihm jetzt in dem entscheidenden Moment so dringlich und besänftigend zu, alle Feinde stehen ihm so bittend und demüthig gegenüber, sein Hauptfeind liegt ihm zerknirscht zu Füßen und wiederholt seine Küsse. Die Manen des Todten fühlen sich bei diesem Anblick befriedigt. Der Triumphirende empfindet die letzte Wallung von Rache in seinem Herz zerschmolzen, er beugt sich endlich zu seinem Feinde herab, nimmt ihm die böse Waffe, welche so feindlich zwischen beide Familien trat, ab und schleudert sie weit von sich den Seinigen zu, die sie zertrümmern. Gerührt und zuweilen unter heftigem Schluchzen hebt er seinen Gegner vom Boden, umarmt ihn, und Beide halten sich als Freunde umschlungen. Es soll gar nicht selten sein (und dieß läßt sich auch sehr gut begreifen), daß auf diese Weise zwischen zwei Todfeinden die innigsten Freundschaftsverhältnisse sich entspinnen, wie das auch bei den Versöhnungen nach unseren Duellen wohl vorgekommen ist. — So wie die Begleiter der Beiden dieß erblicken, thun sie jubelnd ein Gleiches, umarmen sich ebenfalls, sich gegenseitig Gevatter und Bruder rufend. Alsdann spricht der Geistliche dazu den Segen und ein Gebet, und der Act des Vergebens und der Versöhnung ist vollzogen.

Nun folgt noch die Ueberreichung des Blutpreises und die Versöhnungsmahlzeit. Zu dieser ladet der Mörder alle Mitglieder der Gegenpartei ein. Von seiner eigenen Partei setzt sich aber Niemand zum Essen nieder, sondern seine Verwandten machen dabei die Tafeldiener, indem sie

noch immer mit entblößtem Haupte und mit unterwürfigen, wenn gleich etwas freudigeren Mienen, Speise und Wein herumtragen. Der Mörder widmet seinem neuen Freunde die meiste Aufsicht. Während des Essens werden fünf Toaste ausgebracht, und nach dem fünften überbringt der Mörder selbst den nächsten Anverwandten des Gemordeten den Blutpreis von vierhundert Gulden für den ihnen zugefügten Schaden auf einem Teller, und nebstbei für jeden Gast von der entgegengesetzten Partei einen Zwanziger. Es wäre nun allerdings nicht sehr zart und ehrenvoll, wenn bei diesem Blutpreise als Hauptidee zum Grunde läge, daß dadurch der Zorn, der Schmerz und die Rache bezahlt und abgekauft würden. Dieß ist aber eigentlich nicht der Fall, vielmehr denken sie dabei, wie gesagt, weit mehr an ein Gutmachen des wirklichen in Gelde abschätzbaren Schadens, welcher der Familie daraus erwuchs, an den Verlust eines arbeitenden und erwerbenden Mitgliedes, an die Noth und Nahrungslosigkeit der Frau und der Kinder, die hilfsbedürftig geworden sind, und an die Störung ihres ganzen Wohlstandes. Es werden daher auch häufig weder der Blutpreis noch der auf jeden Gast kommende Zwanziger angenommen. Sehr oft verzichtet der verletzte Theil ganz großmüthig darauf, insbesondere dann, wenn durch den Mord das pecuniäre Interesse der Familie des Gemordeten wenig angefochten worden ist, wie z. B. wenn etwa nur ein invalider Greis getödtet wurde, der ohnedieß der Familie nichts mehr erwerben konnte.

Dem Anbieten des Geldes folgen dann noch zwei Toaste auf lange Dauer des zwischen den Familien hergestellten Friedens, worauf sich die Partei des

Gemordeten mit dem Gruße entfernt: „Lebe wohl, Hausherr! Gott vergelte Dir's!" Jetzt erst setzt sich der Mörder mit seinen eigenen Verwandten und Freunden zur Tafel, und diese verlassen ihn alsdann nach der Bewirthung mit dem Wunsche, daß ihn Gott ein ander Mal vor ähnlichem Unheile bewahren möge.

Es giebt übrigens auch Gegenden und Stämme, die durchweg von einem so stolzen Ehrgefühl beseelt sind, daß sie bei einem vorkommenden Morde und bei einer Versöhnung nie den Blutpreis annehmen. So soll bei den unternehmenden und ritterlichen Pastrovichianern, dem äußersten Serbenstamm im östreichischen Albanien gegen Süden, noch nie eine Familie bei vorgekommener Ermordung sich haben entschädigen lassen. Es handelt sich unter ihnen bei einer Versöhnung immer mehr um die demüthigende Ceremonie als um Geldbuße. Da die Verwandten des Mörders diesen immer bei einer solchen Versöhnung mit mehr oder weniger reichen Beiträgen unterstützen, und da sie nachher, wenn dem Mörder die Geldbuße erlassen wurde, nichts wieder zurücknehmen, so kann es sogar vorkommen, daß der Mörder am Schluß der Rechnung bei einer Versöhnung noch gewinnt, und bloß die Familie des Gemordeten einige Kosten hat. Wie dieß möglich ist, wird aus einer Rechnung hervorgehen, die man mir über eine vor Kurzem im Pastrovichio stattgehabte Versöhnungsmahlzeit mittheilte.

In dieser Landschaft wurde vor mehren Jahren ein Mord verübt, und bei der deshalb nach vielen Verhandlungen von beiden Familien eingeleiteten und endlich glücklich durchgeführten Versöhnung hatte der Mörder folgendes Debet:

a) Für die Bewirthung der Deputation, welche ihm die Sicherheit erbeten	1	Fl.
b) für das Versöhnungsmahl	80	"
c) für die ihm bei der Versöhnung abgenommene Waffe	8	"
d) für das Regal, das er seinen Gästen von der Gegenpartei, die sich auf 150 beliefen, mit 20 Kr. pro Kopf zahlte	50	"
e) als Blutpreis	400	"
Debet Sa.	539	Fl.

Dagegen erhielt er und konnte sich zu Gute schreiben:

a) die Beisteuer seiner Freunde und Verwandten zur Deckung der Versöhnungskosten	150	Fl.
b) das von den Gästen der anderen Partei nicht angenommene Regal von 20 Kr. pro Kopf	50	Fl.
c) den von den Verwandten des Gemordeten nicht angenommenen Blutpreis	400	"
Credit Sa.	600	Fl.

Der Mörder ging also um 61 Fl. reicher aus dieser Affaire hervor. Die Familie des Gemordeten hatte hingegen dabei folgende Auslagen:

a) für die den Säuglingen, deren vier waren, geschenkten Tüchelchen, à 20 Kreuzer	1 Fl.	20 Kr.
b) für Bewirthung der Deputation, welche um Frieden bat	5 "	— "
Summa	6 Fl.	20 Kr.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß es hier, an der Bocca, wie in Montenegro immer einige Leute giebt, die eben so geld- als rachedurstig, dabei aber nichts weniger als von einem feinen Ehrgefühle beseelt sind, und die immer darauf ausgehen, mit Hilfe der Gesetze und Gewohnheiten über die Geldabschätzung, sich auf irgend eine Weise die Taschen zu füllen, wenn sie es sonst durch Räubereien nicht können. Niemand an der Bocca hat gern Feinde in Montenegro oder in Kriwoscha, oder in der Shuppa oder im Pastrovicchio, und Jeder zeigt sich daher leicht nachgiebig gegen solche verzweifelte Leute, wenn sie irgend eine Forderung an ihn stellen. Diese wissen das wohl, und wenn sie irgendwo einen reichen Mann kennen, den sie gerade nicht ausplündern können, so suchen sie eine Gelegenheit zum Zanken mit ihm vom Zaune zu brechen und ihm irgend eine Geschichte anzuhängen, für die er sich dann mit ihnen abfinden muß. — Bei solchen susceptibeln und leicht erregbaren Menschen, die einen armen Italiener auf der Stelle niederschießen, der ihnen nur zum Scherz einmal an den Bart faßt*), die wie die Italiener in Shakespeare's Romeo und Julie im Stande sind, sogleich in Feuer und Flamme zu gerathen, wenn man sich räuspert und mit den Fingern ein Schnippchen schlägt und wenn sie dabei Verdacht schöpfen, daß man sich ihretwegen geräuspert oder daß man das Schnippchen auf sie geschlagen hat, sind solche Collisionen eine wahre Kleinigkeit, und ein ehrlicher Cattarensischer oder Dobrotaner Bürger kann da

*) Siehe einen solchen Vorfall in des Obersten Vialla Reisebeschreibung

sehr leicht in die schlimmsten Händel gerathen, die ihm schlaflose Nächte genug machen.

Man erzählt sich von solchen Geschichten an der Bocca die wunderlichsten und oft komischesten Dinge, die, wenn man sie alle wieder vorbringen könnte, für den Leser ein recht lebendiges Licht auf die sonderbaren Verhältnisse dieser Leute und auf die wunderlichen Sitten und die sonderbare Denkweise seiner Bewohner zu werfen im Stande wären. Hat eines reichen Mannes Pferd oder Hund irgend einen Sprößling der wilden Berge geschlagen oder gebissen, so hilft ihm nichts, er muß sich mit diesem und seinen Verwandten darüber auseinander setzen. Wenn der Besitzer selbst auch noch so unschuldig ist, so drehen sie, wenn es angeht, die Sache so, daß er doch nicht ganz unbetheiligt dabei erscheint, rücken ihm mit einigen ihres Stammes ins Haus und fordern eine möglichst hohe Summe als Bußgeld, indem sie, wenn er nicht gleich zum Zahlen geneigt ist, von ihren Verwandten, die sich alle verletzt glauben, von den ihnen zu Gebote stehenden Gewehren u. s. w. sprechen und nicht undeutlich durchblicken lassen, daß der Fall wohl für Blutrache geeignet sein könnte. — Die Leute an der Bocca gehen daher auch diesen wunderlichen Bergbewohnern so viel als möglich aus dem Wege, um in keine Verwickelungen mit ihnen zu gerathen. Oft kommen sie aber doch dazu auf eine so unschuldige Weise, als nur möglich, z. B. einmal ein reicher Bocchese, dem Folgendes passirte. Derselbe sah irgendwo, ich glaube, auf dem Bazar bei Cattaro, ein montenegrinisches Weib, das vielleicht mit Gewändern nicht allzu reichlich decorirt sein mochte, auf dem Boden sanft eingeschlummert liegen, in einer Posi-

tion, die den öffentlichen Anstand beleidigte. Vorübergehend leistete er diesem Weibe denselben Dienst, den jener gute Sohn Noah's seinem Vater, als er trunken war, erwies und zog ihr den Kotzen über die Kniee. — Dieß sahen ein paar montenegrinische Männer, die sich in der Nähe befanden. Sie steckten sogleich die Köpfe zusammen und erkundigten sich, wie der Mann hieße, und erfuhren, daß es ein wohlhabender Kaufmann mit Namen X. sei. Es dauerte nicht lange, so ließen sich bei diesem Kaufmanne, der vielleicht schon lange vergessen hatte, was er Gutes an jenem Gebirgsweibe gethan, ein paar Montenegriner anmelden und klagten ihn an, er habe die Schamhaftigkeit eines montenegrinischen Weibes verletzt, er habe eine Montenegrinerin in ihrer Schwäche gesehen, und darüber müsse er sich mit ihnen auseinander setzen. Dieser Umstand habe das Volk von Montenegro sehr stark beleidigt, und insbesondere die Familie, der das Weib angehöre. Sie ständen nicht dafür, was passiren könne, wenn er ihren Forderungen nicht Gehör gäbe und die brennende Wunde, an welcher die Familie Schmerz empfinde, nicht auf eine gewisse Weise curire. Kurzum sie ließen nicht nach, den armen Mann zu ängstigen, und behaupteten, die Sache sei vierzig Gulden werth, und diese mußte er zu zahlen sich entschließen. Die Processe, die diese Bergbewohner auf solche Weise den Leuten anhängen, sind zahllos, und da es Niemand an der Bocca oder überhaupt im ganzen östreichischen Albanien mit den Leuten im Gebirge gern verdirbt, so werden diese Processe gewöhnlich ohne alle Intervention eines Richters ganz zur Zufriedenheit der Montenegriner in der Stille abgemacht.

So wie die Leute an der Küste nicht gerne Feinde hinter sich im Rücken in Montenegro haben, so thun sie sich dagegen etwas darauf zu Gute, wenn sie dort recht viele intime Freunde besitzen. Zwischen den östreichischen Küstenanwohnern griechischer Religion finden natürlich nicht selten Zwischenheirathen statt. Auch sind zuweilen Küstenbewohner nach Montenegro übergesiedelt, sowie umgekehrt Montenegriner in die Küstenorte ausgewandert. Die montenegrinischen Familien verzweigen sich daher sehr oft unter die östreichischen Unterthanen, und da diesen Verzweigungen sehr eifrig und genau nachgerechnet wird, so rühmen sich wohl die Einwohner von Cattaro, oder Budua, oder Lastua, ihre Familie sei mit diesem oder jenem mächtigen Stamme von Montenegro verwandt oder vielmehr Eins mit ihm, und sie benutzen zuweilen das Ansehn, welches sie dadurch in den Augen des Volks gewinnen oder die Furcht, die sie dadurch verbreiten, um dieß oder jenes unter ihren Mitbürgern zu erreichen. Ein mir bekannter östreichischer Herr in Budua sprach mit einem nicht sehr reichen Bürger dieses Städtchens über einen Proceß, den er mit einem sehr reichen Bürger derselben Stadt hatte. — „Aber", sagte mein Bekannter im Laufe der Unterhaltung, „fürchtet Ihr nicht, daß die (hier nannte er den Namen der Gegenpartei) „das und das thun werden? Bedenkt Euch wohl, sie sind hier sehr reich und angesehen im Orte." — „Oho!" erwiderte der arme Buduenser, „das werden sie nicht wagen! Die sind reich, das ist wahr, aber ihre Familie ist doch bei Weitem nicht so groß und angesehn, wie die meinige!" — „Wie so?" — „Mein Herr, mein Großvater stammt aus Montenegro, und ich kann Ihnen,

wenn Sie wünschen, zusammenrechnen, daß wir dort wenigstens an sechszig bis achtzig Gewehre zu unserer Verfügung haben." — Eine Geschichte wie diese, wo ein östreichischer Unterthan auf die Gewehre trotzt, die ihm in Montenegro zu Gebote stehen, läßt, däucht mich, einen guten Blick in die eigenthümlichen Verhältnisse der hiesigen Bewohner thun.

Die Familien und Stämme hängen bei diesen Urvölkern noch außerordentlich innig und fest zusammen, und wenn man von ihrem leidenschaftlichen Benehmen bei dem Tode eines der Ihrigen gehört hat, so begreift man, wie ihre Rachsucht groß sein muß, da ihre Liebe so heftig war. Vor Kurzem war in Montenegro ein junger vornehmer Mann gestorben, der sehr hoch geschätzt war. „Die halbe Bevölkerung des Landes war darüber außer sich," so erzählte mir ein Oestreicher, der sich gerade damals oben befand; „die Weiber schrieen überall laut zum Himmel auf, rauften sich die Haare, und viele machten sich unbarmherzig die Gesichter blutig." „Ach," setzte mein Oestreicher hinzu, „das war ein Lamentabel und ein Kratzen! Das war ganz schreckbar!" — Uebrigens ist dieß „Lamentabel" besonders groß, wenn Jemand auf dem Krankenbette starb oder von Mördershand fiel, weil sich dann noch Rachegefühl oder die ihnen widerliche Vorstellung des Todes durch Krankheit hinzugesellt. Bei denen, welche ehrenvoll in den Kämpfen gegen die Türken fielen, zeigen sie sich beruhigter, und ein solcher Tod ihrer Männer gewährt den Wittwen sogar Befriedigung, Ehre und Freude.

11.
Risano und die Kriwoschianer.

Am letzten Tage unserer Anwesenheit in Cattaro wurden wir aufgefordert, eine kleine Manöver- und Uebungsfahrt durch die Bocca auf dem Kriegsdampfer Custozza mitzumachen. Ich war hier zum ersten Male am Bord eines östreichischen Kriegsschiffs. Noch geschieht das Commando auf diesen Schiffen in italienischer Sprache, doch, glaube ich, geht man mit der Absicht um, das deutsche Commando einzuführen. Wir fuhren beim schönsten Wetter in den verschiedenen Räumen der Bocca umher. Doch war es dießmal besonders auf das Innere der Buchten von Risano und Theodó abgesehen, die sich einander gegenüber liegen, und die wir noch nicht besucht hatten.

Risano ist das alte Rhizinium oder Rhizonus der Römer, damals, wie es scheint, die vornehmste Stadt an der ganzen Bocca, die von ihr den Namen sinus Rhizonicus erhielt. Auch jetzt ist es noch ein rühriger kleiner Handelsort, dessen Bewohner durch unternehmenden Geist, durch schönen Körperbau und ein brillantes Nationalcostüm sich auszeichnen. Der Ort liegt im Hintergrunde einer Bucht, hart am Canal. Der Erdeinschnitt, der diesseits der Stadt als Wasserbusen erscheint, setzt sich mitten zwischen den Felsen noch als ein langes Thal weiter ins Innere fort. Am Anfang ist dieses Thal noch, so weit wir sehen konnten, mit den Weingärten und anderen Anpflanzungen der Risanoten erfüllt. Weiter hinein wird es wilder und höher und ist da, wo es sich,

in den Gebirgen verschwindend, unseren Blicken entzog, ein steiniges Hochthal, das nur noch einige Gelegenheit zur Schaf- und Viehweide darbietet. Es wird von den Kriwoschianern, einem kleinen slavischen Hirtenstamme, bewohnt, der uns als ein halbwildes und höchst merkwürdiges Völkchen geschildert wurde. Es sind im Ganzen eintausend Seelen und darunter dreihundert bewaffnete Männer oder „Puschki“ (Gewehre), wie sie hier sagen. Wie die Risanoten und wie die Montenegriner, so sind auch die Kriwoschianer große und schlanke Leute. Und dabei sind sie, obwohl sie ihr ganzes Leben zwischen öden Felsen zubringen und, so zu sagen, das ganze Jahr über hungern, doch baumstark und kerngesund. Man sieht gar keine Krüppel, Kropfige oder Cretins und bemerkt überhaupt keine Spur von derjenigen körperlichen Verkümmerung unter ihnen, die man wohl in armseligen rauhen Felsgegenden der deutschen Alpen wahrnimmt.

Die Weiden und Felder, die sie besitzen, haben sie von den Türken erobert, und sie wissen sich auch durch Gewalt in ihrem Besitze zu behaupten. Sie geben den Montenegrinern an Muth und Unternehmungslust nichts nach, leben ganz ähnlich wie sie und fürchten sich auch weder vor diesen, noch vor den Türken. Vielmehr machen sie sich selbst bei allen ihren Nachbarn respectirt und genießen selbst von Seiten Oestreichs, dem sie unterworfen sind, ziemlich viel Freiheit. So lange Oestreich hier solche Nachbarn, wie die Montenegriner, Albanesen, Türken ꝛc. hat, kann es natürlich nicht in seinem Interesse liegen, den Muth und die Unternehmungslust seiner eigenen Gränzstämme durch allzu straffe Gleichstellung zu brechen, selbst wenn es diese bewirken könnte. Es muß ihnen

zuweilen durch die Finger sehen und es wie Venedig machen, das seine Besitzungen hier und auch anderswo (man denke an die Sette Communi in den Tyroler Bergen) mit sehr bedeutend privilegirten und halbfreien Communen oder Stämmen umgab, die mit der Republik mehr oder weniger locker verbunden waren, und die sich dann, in ihrem eigenen Interesse und auch in dem der Republik, gegen die äußeren Feinde ihrer Haut wehrten. Eine allzu große Beschränkung der Freiheit würde die Gemüther dieser Leute den Nachbarn zuwenden*).

*) So giebt es z. B. gleich nicht weit von der Kriwoschia auch an der Gränze von Montenegro einen ganz ähnlichen kleinen, halb unabhängigen Stamm im Bezirk von Grahowo oder Grachowo. Die Leute, welche diesen Bezirk bewohnen, sind eigentlich türkische Unterthanen, aber sie machen sich aus den Türken eben so wenig, wie die Montenegriner oder die Kriwoschianer, fürchten sie nicht, führen Tscheten gegen sie aus und haben ihnen schon seit zehn Jahren keinen Pfennig gezahlt. Sie haben unter sich ausgemacht, daß ein Türke nie ihr Gebiet betreten solle und dürfe. Ihr jetziger Chef, der sich Wojewode von Grachowo nennt, soll ein großer dicker baumstarker Mann sein, der jeden Tag zum Frühstück zwei Hühner verspeist. Zuweilen haben schon die Montenegriner den Grachowern geholfen, und vermuthlich würden diese bald sich nicht mehr so viel Freiheit herausnehmen, wenn Montenegro fallen sollte. Aber zuweilen raufen die Grachower sich auch mit den Montenegrinern, und diese selbst haben schon große Unlust gezeigt, mit den Grachowern anzubinden, wovon mir Jemand folgende artige Geschichte erzählte. Ein Grachower saß einmal zechend in einer Schenke und hatte sein schönes Pferd vor dem Hause angebunden, wo er es völlig sicher glaubte, weil er wohl wußte, daß sich wohl schwerlich Jemand an seinem Gute vergreifen würde. Denn dieser Grachower war niemand Anderes als der baumstarke, sehr hoch respectirte Wojewode von Grachowo selbst. Zwei Montenegriner aber, die dieß nicht wußten, schlichen sich heran, banden

Montaigne erzählt in seinen Meditationen von einem stoischen Philosophen, der, als ein wüthender Hund ihn ins Bein biß und ein großes Stück Fleisch aus der Wade riß, bei dem heftigen Schmerze nicht das Gesicht verzog und, ohne den Hund zu schlagen, ruhig seinen Weg fortsetzte. Von einem Kriwoschianer wurde mir eine ähnliche Geschichte erzählt. Derselbe beschlich nämlich die Wohnung eines Türken, den er erschießen wollte. Der Hund des Türken aber entdeckte ihn, bellte und packte ihn wüthend ins Bein und hielt ihn fest. Der Kriwoschianer, nur auf seinen Zweck bedacht, machte keine Anstalt, sich von dem Hunde und seinen ihm ins Fleisch gebohrten Zähnen

---

das Pferd los, jagten damit fort und triumphirten Anfangs gewaltig darüber, daß ihnen dieß gelungen sei. Bald aber verkehrte sich ihre Freude in Besorgniß und Trauer; denn sie vernahmen zu ihrem Schrecken, wem das Pferd eigentlich gehöre. Alsbald nun änderten sie ihren Sinn; sie hatten gar keine Lust, sich mit dem Eigenthume des Wojewoden von Grachowo zu beschweren, und beredeten eindringlich ein paar Freunde, das Pferd dem Wojewoden mit vielen Entschuldigungen zurückzubringen. Dieser aber wollte es nicht wiedernehmen. Er werde es sich, sagte er, bei den sauberen Burschen schon selber holen. Da geriethen denn diese so in Furcht, daß sie nun selbst zum Wojewoden mit dem Pferde hingingen, ihm noch Geschenke dazu präsentirten und ihn fußfällig um Verzeihung baten und flehten, er möchte doch das Pferd zurücknehmen, wozu er sich denn endlich bereden ließ, indem er den Montenegrinern aber dazu warnend mit dem Finger drohte, daß sie sich in Zukunft doch erst vorsehen möchten, welches Mannes Pferd sie stählen. — Dem König Alexander von Macedonien passirte etwas ganz Aehnliches, wie dem Wojewoden von Grachowo. Die Mardaiten hatten ihm seinen Bucephalus gestohlen. Er war darüber außer sich und wollte zur Strafe das Volk exterminiren. Die Mardaiten in ihrer Angst schickten aber das Pferd zurück, mit Geschenken und Entschuldigungen begleitet.

zu befreien. Da der in sein Bein verbissene Hund ziemlich still geworden war, so dachte er sich, daß der Türke, keine besondere Gefahr ahnend, zur Thüre herauskommen würde, um zu sehen, was es gäbe, und nicht erst, wie es bei fortgesetztem Lärm wohl die Vorsicht erheischt haben würde, aus einem Fensterloche lugen und nöthigen Falls schießen würde. Dieß geschah auch. Der Türke kam ohne Gewehr vor die Thür, um seinem Hunde zu rufen. Der Kriwoschianer, der immer seine Flinte parat gehalten hatte, schoß ihn nieder. Und nun erst, wo er des Flintenschusses nicht mehr bedurfte, schlug er auch den Hund mit dem Kolben nieder. — Beispiele solcher Geistesgegenwart und solcher stoischer Schmerzüberwindung sind bei diesen Leuten nicht selten.

Die Weiden und Berge der Kriwoschianer, zu denen außer dem eigentlichen Hauptdorfe Kriwoszie auch noch ein paar andere Gemeinden gehören, gränzen der Hauptsache nach an die der Türken der Herzegowina. Gegen Osten stoßen sie auch noch ein Bißchen mit den Montenegrinern zusammen. Mit Beiden haben sie beständige Reibungen, Processe und blutige Raufereien. Im Norden ihrer Berge geht über einen Gebirgspaß eine Handelsstraße vorüber, die von den türkischen Städten Trebinje und Nikschitz herkommt, und die auf der einen Seite in das Thal von Canale nach Ragusa, auf der anderen in das Thal der Suttorina nach Castelnuovo hin ausmündet. Auf diese Handelsstraße, so wie auf die benachbarten Weiden und Heerden der Herzegowina ist der Sinn der Kriwoschianer beständig gerichtet, und in unruhigen Zeiten, wenn ihre Gränzstreitigkeiten mit den Türken zu offenbaren Fehden ausgebrochen sind, fallen

sie von ihren Bergen wie die Geier entweder auf die türkischen Kaufleute jener Handelsstraße oder auf die Heerden jener Nachbarn herab, rauben, was sie können, und verkaufen ihre Beute an die Risanotanischen Kaufleute, welche nicht selten die Hehler und Spediteure dieser kriwoschianischen Handelsartikel sind und ihnen Alles zu billigen Preisen abnehmen.

Wie die Montenegriner ihren Wladika, so haben auch diese Kriwoschianer in der Regel eine Art Oberhaupt, das sich entweder als Sprößling einer ihrer ältesten und angesehensten Familien oder als „Held" und Genie an die Spitze ihrer Angelegenheiten geschwungen hat. Wie bei den Montenegrinern der Bischof, so war bei den Kriwoschianern in den letzten Zeiten der Pope (Priester) ihr Haupt, ihr vornehmster Staatsmann, ihr Diplomat und ihr Anführer in der Schlacht. Man sieht daraus, daß der Wladika als geistliches zugleich und weltliches Oberhaupt keine isolirte Erscheinung ist. Die Kirche und ihre Vorsteher verschwistern sich überall bei diesen griechischen Slaven sehr eng mit dem Staate, der Gesetzgebung und der bewaffneten Macht.

Selbst bei mehr oder weniger abhängigen Gemeinden oder Dörfern der östreichischen und türkischen Slaven ist oft der Pope die oberste Behörde, in jeder Beziehung der Hirte seiner Heerde. Der christliche Hirte soll allerdings meistens Lämmer hüten, aber leider wird er, wenn diese Lämmer sich als Wölfe zeigen, zuweilen selber mit ein Wolf, und es ist wohl ziemlich bekannt, daß hie und da bei räuberischen Gemeinden Popen sogar auch die Rolle von Räuberhäuptlingen übernommen haben.

Wie auf der einen Seite an diese priesterlichen

Häuptlinge, so kann man auf der anderen Seite auch an den Kaiser von Rußland denken, der, eben so wie der Wladika und wie jene serbischen und illyrischen Popen in ihren Thälern, in seinem Reiche der Papst und Kaiser zu gleicher Zeit ist, und man wird darin die durch die ganze slavisch-griechische Christenheit gehende Tendenz, weltliche und geistliche Macht in einer Person zu vereinigen, wiederfinden.

Der besagte kriwoschianische Pope hieß „Marco." Er soll ein großer, schöner, imponirender Mann gewesen sein und dabei, obgleich seine literarische oder kirchliche Bildung nicht weit her war, einen bewundernswürdigen Verstand und eine große Beredtsamkeit, die bei allen diesen nicht schreibenden Völkern sehr viel gilt, besessen haben. Er genoß bei seinen eigenen Leuten, wie auch auf der einen Seite bei den öſtreichischen Behörden und auf der anderen bei den benachbarten Türken und Montenegrinern ein nicht geringes Ansehen. Er führte die Kriwoschianer nicht nur bei ihren Kämpfen und Tscheten als geschickter und muthiger Feldherr sehr glücklich an, sondern er leitete auch im Frieden ihre Angelegenheiten mit einem Geschick und einer Routine, die, wie man mir sagte, selbst einem unserer Diplomaten Ehre gemacht haben würden. Er behauptete, aus der alten Kaiserfamilie der Comnenen zu stammen, und nannte sich Comnenowitsch*).

*) Ueberhaupt sollen diese Anwohner der Bocca eine bei sonst so einfachen Leuten sehr auffallende Passion haben, ihren Familienursprung sehr hoch hinaufzuführen; besonders soll diese Sucht in dem ältesten Orte der Bocca, in Risano, der früheren römischen Hauptstadt und, wie man sagt, auch der Residenz alter illyrischer Könige, herrschen. Ebenso rühmen sich die Risanoten,

Seine Töchter hatte er in der Nachbarschaft gut verheirathet, und so gab er seinem persönlichen Ansehen durch einen großen Familienanhang bedeutenden Nachdruck. Er war allgemein geliebt, geachtet und gefürchtet. Ich habe einige östreichische Offiziere gesprochen, die eine Zeit lang in der Kriwoschia in Quartier gelegen hatten und die sich mit lebhafter Theilnahme des Pop Marco Commenowitsch erinnerten. Den Türken von Nikschitz war er ein dicker Dorn im Auge, denn er wußte gegen sie bei allen Angelegenheiten die Interessen seines Thales mit der Zunge, wie mit der Flinte höchst energisch zu vertreten. Sie hatten ihm daher schon lange nachgestellt, aber er war ihnen jedesmal glücklich entkommen.

Endlich aber, und zwar erst vor kurzer Zeit, ist es den Türken gelungen, ihm den Untergang zu bereiten, und um dieses Untergangs des berühmten Pop Marco wegen habe ich mir diese kleine Digression über die Kriwoschianer erlaubt. Die dabei und darnach stattgefundenen Vorfälle, die man uns genau zu erzählen die Güte hatte, sind sehr charakteristisch und lehrreich für die Verhältnisse dieser Länder. Die traurige Geschichte, so weit ich sie aufgefaßt habe, lautete so:

Da die Türken auf keine Weise durch offene Gewalt dem Popen Marco, dessen Nachbarschaft sie so sehr

---

daß noch heutiges Tages ihr Costüm das alte römische Costüm ihrer Vorväter sei. Und doch scheinen diese Leute heutzutage reine Slaven zu sein. Waren dieß ihre Vorväter zu der Römer Zeiten nicht, so müssen die später einrückenden Slaven sich zum Theil in die Hülle, in die Ideen und Traditionen der Leute, die sie an diesem Orte vertrieben oder mit denen sie sich hier amalgamirten, völlig hinübergelebt haben.

genirte, beikommen konnten, so beschlossen sie, ihren Plan tiefer anzulegen und ihn durch Verrath bei Seite zu schaffen. Statt sich wie bisher erbittert und feindselig zu zeigen, fingen sie an, ganz freundlich und nachgiebig gegen ihn zu werden, bestanden bei vorkommenden Gelegenheiten nicht mehr so halsstarrig auf ihrem prätendirten Rechte, ließen die Kriwoschianer an ihren Gränzen weiden, wo sie wollten, und schmeichelten ihnen und ihrem „großen" Popen sogar gelegentlich.

Als sie so die Sachen eingeleitet, schickten sie eines Tages eine Gesandtschaft zum Pop Marco und ließen ihn bitten, doch einmal zu ihnen nach Nikschitz hinüber zu kommen; sie hätten eine gewisse Meinungsdifferenz, eine Gränzstreitigkeit unter einander, die sie schon lange entzweie und die bei ihnen selbst Niemand nach Recht und Billigkeit entscheiden könne. Er, der Pop Marco, sei nun ein so kluger, ein so beredter und kundiger Mann, er möge sich die Verhältnisse an Ort und Stelle ansehen, beide Parteien vernehmen und die Sache in Ordnung bringen.

Pop Marco hörte die türkische Botschaft an, dankte für ihr Vertrauen, aber er schüttelte den Kopf und sprach sein Bedauern darüber aus, daß seine eigenen Geschäfte und die Angelegenheiten seines Landes ihm nicht erlaubten, ihrem Ansuchen zu willfahren. Mit abschläglicher Antwort entließ er die Abgesandten nach Hause, weil er mit Recht von den Türken wie Aeneas von den Griechen dachte: Timeo Danaos dona ferentes.

Allein die Türken ließen sich nicht gleich abschrecken, sie fuhren fort, freundliche Gesinnung gegen die Kriwoschianer zu offenbaren, und sandten nach einiger Zeit

wiederum Boten an den Popen mit derselben Bitte: sie hätten ihre Streitigkeit noch immer nicht beendigt; er wäre der einzige Mann, der sie schlichten könne, und er möge daher doch zu ihnen herüberkommen; sie wollten ihm Alle Treue und freies Geleit zuschwören. Auch dießmal wies Pop Marco sie nach einer Berathung mit den Seinigen ab.

Die Türken aber kamen zum dritten Male, und zwar mit einer ordentlichen und zahlreichen Gesandtschaft, wie man sie sonst nur an einen großen Herrn sendet, und die dem Popen besonders schmeicheln mußte, und wiederholten die Einladung auf eine noch eindringlichere Weise als zuvor. „Sie könnten", sagten sie, „ohne den klugen Popen nun einmal unter einander nicht fertig werden, und sie würden nicht eher wieder gehen, als bis er ihnen das Versprechen gegeben, zu kommen. Er solle doch der alten ehemaligen Streitigkeiten zwischen Kriwoschianern und Türken vergessen; dieß seien jetzt, in dieser Zeit des schönen Friedens, abgemachte Dinge. Nicht die Kriwoschianer mit den Türken, sondern die Türken unter einander seien jetzt in Streit gerathen und flehten ihren Nachbar an, das ehrenvolle Amt des Schiedsrichters zu übernehmen. Ob der gepriesene Held Marco, der doch so oft der Sieger bei Tscheten gewesen, sich denn jetzt so sehr fürchte. Wenn er es wünsche, so könne er ja mit einigen seiner tapferen Begleiter kommen; sie sollten alle als Wohlthäter bei ihnen hoch aufgenommen werden."

Da auf einmal besann sich Pop Marco anders, erhob sich und gab den Türken die Zusage, er wolle, wenn ihm vom Beg von Nikschitz Treue geschworen würde, zu ihnen kommen.

An dem bestimmten Tage warf er sich in Costüm, bestieg sein bestes Pferd und ritt in Begleitung von fünf oder sechs seiner kriwoschianer Freunde in das türkische Gebiet ein. Kein kluger Freund hielt ihn an der Gränze zurück. Sein Pferd scheute und stutzte nicht. Keine alte Wahrsagerin des Gebirges prophezeite ihm seinen bevorstehenden Untergang. Vielleicht redeten ihm seine Kriwoschianer, die sich bei der Nachgiebigkeit der Türken recht gut stehen mochten, noch selbst zu. Nachher aber sagten Alle, es sei unbegreiflich, wie der sonst so kluge und vorsichtige Pope Marco in diese Schlinge habe gehen können.

Es ist wahr, es ist sonderbar genug, daß sich noch immer wieder serbische Leute finden, die sich von den Türken dupiren lassen, obwohl sie viele tagtäglich wiederholte Sprüchwörter haben, die vor der türkischen Treue warnen, und obgleich es zahllose Vorfälle in der Geschichte aller dieser Thäler und Gebirgsstämme giebt, die beweisen, daß die Türken sich nicht verbunden achten, den slavischen Christen selbst die feierlichst angelobten Versprechen zu halten. In der menschlichen Vergeßlichkeit und der Eitelkeit ihrer Feinde finden die Türken trotz Sprüchwörtern und Geschichte immer wieder Gelegenheit, sie von Frischem zu verderben.

Pop Marco, so klug er war, hatte doch aus der Geschichte der Vergangenheit so wenig Vortheil gezogen, wie andere Leute, und obwohl es ihm etwas wunderlich vorkam, daß er die Wege in der Türkei so öde und verlassen fand, daß auch selbst bei seiner Annäherung zu Nikschitz Niemand ihm entgegenkam, ritt er — tenax propositi vir! — doch muthig und bald tollkühn weiter

und galoppirte mit seinen Genossen auf den Hof des höchst unheimlichen, stummen und todten Schlosses des Begs von Nikschitz, das ihm zum Rendezvous bezeichnet war, hinauf. Kaum war er den verrätherischen Türken, die in diesem Schlosse versteckt lagen, in schußgerechte Nähe gekommen, so krachte eine reichliche Flintensalve aus den Fenstern heraus. Und als der Pulverdampf dieser ihm bereiteten Höllenmaschine sich verloren hatte, sah man den schönen, großen und hochberühmten Pop Marco, den Anführer und Hauptthelden der Kriwoschianer, von seinem Pferde gestürzt im Staube liegen und mit dem Tode ringen, und neben ihm einige seiner treuen Begleiter eben so. Die Türken triumphirten, stürzten heraus und schnitten ihnen die Köpfe ab. Ein paar andere der Begleiter entkamen, erreichten trotz der Verfolgungen der Türken glücklich die Gränze ihres Landes und brachten die Trauerkunde von des Popen schmählichem Untergang zurück.

Das ganze Kriwoschia, die gesammten armen, aber tapferen Hirten und Hungerleider dieses Felsengebiets geriethen in Wuth, Trauer und convulsivische Verzuckung von Rachegefühlen. Alsbald versammelte sich der Rath der Aeltesten und Familienhäupter, um sich über dieses furchtbare Ereigniß und diesen eclatanten Fall türkischer Verrätherei zu besprechen. Lange konnte man vor Bewegung zu keinem Entschlusse kommen; Einige meinten, der Tod des Pop Marco könne durch keine Art von Rache und Buße genugsam gesühnt werden. Endlich wurde festgesetzt, der Pop sei mindestens so viel werth, wie vierundzwanzig der vornehmsten Türken von Nikschitz, und das Volk der Kriwoschia könne sich nicht eher be-

ruhigt und befriedigt fühlen, als bis die Köpfe von vierundzwanzig solcher Türken erlangt und in ihrem Thale eingeliefert seien. Sie thaten darauf ein Gelübde, daß es bei dieser Summe sein Bewenden haben solle, daß sie aber auch Alle diese Summe voll zu machen streben und nicht eher mit den Türken Friede machen wollten.

Und nun begannen alsbald die Operationen und Ausfälle gegen die Türken, eine Reihe von Ueberlistungen und Heldenthaten, die sich noch lange fortspinnen wird, da es den Kriwoschianern seitdem — es sind seit jenem Vorfalle zwei Jahre verflossen — erst gelungen ist, acht von den ihnen nöthigen Türkenköpfen zu erlangen. Man glaubt, daß sie sich keineswegs eher zufrieden stellen werden, als bis die von ihrem Rathe festgesetzte Zahl von vierundzwanzig erfüllt ist.

Der zuletzt unter jenen acht Köpfen erbeutete war einer, dessen Einlieferung den Kriwoschianern ganz besondere Genugthuung verschaffte. Es war dieß nämlich der Kopf des jungen erwachsenen Sohnes eben jenes türkischen Begs, der den ganzen Verrath zum Untergange des Pop Marco angesponnen hatte, und aus dessen Hause derselbe erschossen worden war. Die Art und Weise, wie die Kriwoschianer des Kopfes dieses Jünglings habhaft wurden, soll ein Meisterstück von Gewandtheit, List und Kühnheit gewesen sein, und ich will sie hier so treu als möglich so wiedererzählen, wie man uns diese Geschichte mitgetheilt hat. Der Leser wird dadurch abermals einen kleinen Beitrag zu der Kunde von dem Verfahren dieser Nationen bei ihren Tscheten und Racheübungen erlangen.

Zwei kriwoschianische Viehbuben — soll ich Heldenjünglinge sagen? — die sich häufig an der türkischen

Gränze herumtrieben, hatten ausgekundschaftet, daß der junge Sohn des Begs sich auf einem benachbarten Gute seines Vaters aufhalte, um die Erntearbeiten seiner Leute zu überwachen, daß er sich daneben aber mit der Wachteljagd divertire. Die Wachteljagd ist im Herbste an der Bocca, in Montenegro, in Dalmatien und überhaupt längs der ganzen Nord-Ostküste des adriatischen Meeres ein sehr allgemeines Vergnügen aller müssigen oder wohlhabenden Jagdliebhaber, und die Passion für diese fashionable Beschäftigung, so glaubten die beiden Kriwoschianer mit Recht, möchte wohl den Begssohn zuweilen verleiten, sich etwas weiter, als klug wäre, aus der Umgebung seiner bewaffneten Arbeiter zu verlieren. Sie verschworen sich daher, ihrem stets rachedürstenden Vaterlande den werthvollen Kopf dieses Jünglings zu verschaffen. Es ist bei allen serbischen Stämmen nicht selten, daß zwei Freunde sich zu solchen patriotischen Dienstleistungen verschwören.

Sie krochen aus den wildesten und verstecktesten Klüften ihres Berglandes hervor in das türkische Gebiet hinab und näherten sich gegen Abend auf Schleichwegen, indem sie sich immer in den Felsengräben und in den Furchen hielten, welche die wilden Regengewässer in dem Boden ausgehöhlt haben, dem besagten Orte. Etwas Proviant hatten sie in einem Sacke mitgenommen, und außerdem einen möglichst großen Vorrath von Pulver und Blei, ihre geladenen Gewehre und Pistolen und ihre langen Messer, und so übernachteten sie in einem Felsengraben in der Nähe des Besitzthums ihres Feindes, wo sie wußten, daß der Wachtelfang ein lohnender sei. Am Morgen früh kam der junge Herr mit seinen Arbeitern auf das Feld, und nachdem er diese angestellt hatte, griff er zur

Flinte und ging auf die Wachteljagd, ohne jedoch seine Leute zu weit zur Seite zu lassen.

Die beiden Kriwoschianer hatten ihn von ihrem Versteck aus schon ins Auge gefaßt. Der junge Begssohn that mehre Schüsse, zielte und traf die Wachteln gut, ohne zu ahnen, daß auch seine Brust schon längst von zwei erbitterten Jägern zur Zielscheibe genommen war. Er that noch einen Schuß und sah freudig seine unschuldige Beute sinken, als auch er selber plötzlich, wohl durch Herz und Kopf getroffen, mit einem Seufzer zusammensank und auf der Stelle lautlos seinen Geist aufgab. Die Kriwoschianer waren natürlich mit seinem bloßen Tode nicht zufrieden, sie mußten auch seinen Kopf haben, um ihn als spolia opima ihren Landsleuten zu bringen. Dieß war der gefährlichste Theil ihres Unternehmens. Der Leichnam lag auf freiem offenen Felde; die türkischen Arbeiter, natürlich wie alle Leute hier bewaffnet, waren in überwiegender Anzahl in der Nähe. Wäre einer von ihnen aufmerksam geworden, so wären die beiden Wagehälse verloren gewesen. Sie warteten einen Augenblick den Erfolg ihrer Schüsse ab. Aber die Türken blieben ungestört bei ihrer Erntearbeit, in die sie ganz vertieft waren. Da sie nichts Böses ahnten und auch daran gewöhnt waren, daß ihr auf Wachteln passionirter junger Herr mehre Schüsse hintereinander that, so fiel es ihnen nicht ein, daß einige der Schüsse auch wohl etwas Anderes zu bedeuten haben könnten als Wachteljagd.

Die beiden Kriwoschianer krochen daher vorsichtig und leise wie zwei Tigerkatzen auf dem Bauche zu dem Leichnam heran, durch die Feldgräben und Gebüsche und

über den Acker weg. Liegend packten sie den noch warmen Körper, und auf der Erde kauernd, schnitten sie ihm den Kopf vom Rumpfe, faßten denselben bei den Haaren und schleiften ihn fortkriechend hinter sich her. In den Feldgräben und Gebüschen, in den Wildbachfurchen und Felsenkanälen krochen sie mühsam zurück und wieder aufwärts zu den Höhen ihres benachbarten Heimathslandes.

So wenig wie den Kopf wollten sie sich auch den Triumph und den Anblick des Entsetzens ihrer Feinde versagen. Als sie daher eine Höhe erreicht hatten, von der es bis zur Gränze nicht mehr fern war, und wo sie sich für ziemlich sicher hielten, traten sie frei auf diese Höhe hervor, steckten den Kopf des armen Opfers auf einen ihrer Alpenstöcke und schwenkten ihn hoch in der Luft, indem sie dabei ein lautes Jubelgeschrei erhoben und ihre Pistolen den Türken über die Köpfe weg abfeuerten. Jetzt wurden diese endlich aufmerksam, blickten um sich, fanden alsbald den entstellten Rumpf ihres Herrn und ahnten Alles, was geschehen war. Sie setzten sich alsbald zur Verfolgung in Bereitschaft. Allein es war zu spät. Die beiden Kriwoschianer schlüpften schnell über die Gränze, wie der Fuchs in seine Höhle. Den Türken blieb nichts als Reue und Wehklagen, und in der Kriwoschia wurde der Kopf des jungen Begsohns mit Triumphgeschrei und Hohngelächter herumgetragen und zu den übrigen Köpfen für die Befriedigung der rachedürstenden Mahnen des Pop Marco Comnenowitsch gelegt.

Es ist Alles darauf zu verwetten, daß diese tragische Geschichte noch sehr lange fortspielen wird, und sehr wahrscheinlich werden noch nach hundert Jahren Reisebeschreiber auf die Geschichte vom verrätherischen Tode

des Pop Marco zurückzukommen Gelegenheit finden. Denn wie ein Unheil das andere gebiert, so werden sich natürlich aus den jetzigen Racheübungen der Kriwoschianer wieder Rachegelüste und Anforderungen der Türken entspinnen. Das Feuer der Blutrache glimmt unauslöschlich unter der Asche fort. Reiche können über den Häuptern dieser Leute untergehen, und sie können ihre Oberherren vielleicht wechseln und bald für die Venetianer, bald für die Franzosen, Russen oder Oestreicher in den Krieg ziehen müssen, aber ihre Blutrache werden sie darüber nicht vergessen und ihrer Privatfeinde, selbst wenn diese einmal mit ihnen unter demselben Scepter vereint sein sollten, bis ins dritte und vierte Glied gedenken. Man führt Beispiele davon an, daß diese serbischen Illyrier noch heutiges Tages von den mit ihnen verfeindeten Nachbarn Köpfe fordern für Beleidigungen, die ihnen vor drei- oder vierhundert Jahren angethan wurden*).

Im Angesicht von Kriwoschia und Risano führten unsere Marinesoldaten ein Manöver aus. Es war ein Scheinangriff auf den Ort. Es wurden die Kanonen und Flinten auf die Risanoten gerichtet, die Säbel gezückt. Aber diese, die sonst sehr freche Leute sind, kamen dießmal noch mit dem Schreck davon. Denn es wurden nicht einmal blinde Schüsse auf sie abgefeuert. Es blieb in Allem bei der bloßen militärischen Mimik.

Von Risano setzten wir nach der Riviera von Teodò hinüber. Dieß ist ein sehr anmuthiges Uferstück der Bocca mit einer Commune gleichen Namens. Das Ufer

*) S. Cyprian Robert, a. a. O. Thl. I. S. 93 über die von den Montenegrinern zum Andenken an den schönen Djuro geforderten Köpfe.

von Teodò ist sehr schön angebaut und erzeugt vortreffliche Weine, die besten an der Bocca, die unter dem Namen Marzamino di Teodò berühmt sind. Ich hatte später in Zara Gelegenheit, eine Probe dieser Weine zu kosten.

An der Bucht von Teodò besitzt auch der Wladika von Montenegro ein kleines Stück Land auf östreichischem Boden, das ihm durch Testament vermacht wurde. — Auch liegt ein Kloster an dieser Bucht, das ehemals griechischen Mönchen gehörte. Unter venetianischer Herrschaft wurden diese griechischen Mönche mit Gewalt vertrieben und an ihre Stelle katholische hineingesetzt. Dieß hat aber das Volk nie vergessen. Denn als in neueren Jahren einmal der Blitz in das Kloster fuhr, einen Thurm und die Kirche desselben zerstörte, mehre Mönche erschlug, da sahen die Umwohner darin die Strafe des Himmels für das in der Vorzeit an ihnen begangene Unrecht. — Die Kirche wurde bisher noch nicht wieder aufgebaut. Und da die Umwohner seitdem mehre Jahre hindurch von Mißwachs, Wasserfluth und Wetterschaden zu leiden hatten, so gaben sie davon die Schuld dem Umstande, daß kein Gotteshaus mehr an ihrer Küste stehe, und sie haben daher jetzt die Regierung gebeten, es möchte der zerstörte Altar an ihrer Riviera wieder aufgerichtet werden. Es wäre ihnen einerlei, sagten sie, ob man einen griechischen oder römischen Altar vorzöge, wenn es nur ein Heiligthum wäre, und wenn man da nur wieder beten und opfern könne, um vom Himmel Befreiung von den in einer Kette sich folgenden Plagen zu erbitten. Man erzählte mir dieß als einen Zug und Beweis der eigenthümlichen Frömmigkeit dieses Volks an der Bocca.

12.

Castelnuovo.

Endlich war die Stunde unseres Abschiedes von dem uns so interessant und werth gewordenen Cattaro erschienen und mit ihr eine kleine hübsche Barke, die uns an dem Quai der Stadt aufnahm und noch einmal über die mehrfach durchfurchten Gewässer der Bocca hinüberführte. Unser nächstes Hauptziel war Ragusa. Und dahin geht von Cattaro aus der directeste Weg zuerst übers Wasser bis Castelnuovo und dann von da aus durch die Thäler von Suttorina und Canale zu den Buchten, in deren Mitte Ragusa liegt.

Bis Castelnuovo hat man von Cattaro aus beinahe fünf Stunden zu rudern, und wir langten erst bei anbrechender Nacht vor jener Stadt an, die eine sehr malerische Position an der nördlichsten Bai des Canals einnimmt. — Ein altes, mit allerlei wilden Blumen und langwuchernden Pflanzentroddeln behängtes Fort (Castel di mare) tritt auf einem Felsen schroff ins Wasser hinaus. Ein zweites Fort (Castel di terra) liegt höher in der Mitte der Stadt, und eine noch höhere, das Ganze beherrschende Felsenstufe nimmt das sogenannte „Fort Spagnuolo" ein, in einiger Entfernung von der Stadt selbst. Zwischen diesen drei Forts ziehen sich die Häuser und Straßen von Castelnuovo am Bergabhange bis zum Canale hinab.

Wir waren glücklich genug, eine gefällige Person, die in der Locanda des Ortes das einzige bewohnbare Zimmer innehatte, bereit zu finden, es uns für die Nacht zu überlassen, so wie wir auch einen gütigen Herrn fan-

den, der am anderen Tage für uns sorgte, indem er uns Zugang zu allen Merkwürdigkeiten der Stadt verschaffte.

Castelnuovo soll erst im vierzehnten Jahrhunderte von einem serbischen Könige, Namens Twartko, gegründet worden sein. Doch ist die Position dieser Localität als des dominirenden Punktes an der Ausmündung der Hauptverbindungsthäler zwischen der Bocca und Ragusa, so bedeutend, daß die Existenz früherer Befestigungen und Ansiedelungen wohl als ziemlich gewiß anzunehmen ist. Dieß deutet auch der Name des Ortes schon an, der wohl schwerlich Neustadt genannt worden sein würde, wenn nicht eine alte Stadt dagewesen wäre. — Der Platz blieb länger als irgend ein anderer Bocca-Punkt in den Händen der Völker und Staaten des Innern, zuerst der Serbier, dann der Türken, und kam erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die Gewalt der Venetianer, die ihn 1687 mit Hilfe der Malteser eroberten und nun für immer behielten. Aber auch schon früher hatten Ungarn, Serbier, Türken und Venetianer häufig um Castelnuovo gestritten. Eine der berühmtesten Belagerungen ist die vom Jahre 1538, durch welche die Venetianer mit dem Beistande einer spanischen Hilfsarmee die Stadt einnahmen. Zu dieser Zeit sollen eben die Spanier das nach ihnen benannte Fort Spagnuolo gebaut haben, das aber die Türken nicht hinderte, im folgenden Jahre die Stadt wieder einzunehmen und dabei die Besatzung von 4000 Spaniern über die Klinge springen zu lassen.

Unser erster Morgenspaziergang galt jenem interessanten Fort, von dessen Platformen und Mauerzinnen man eine herrliche Aussicht auf die ganze Bocca und Umgegend genießt. Wir bemerkten eine arabische Inschrift über

einem Thore der Festung, und später hörte ich von einem Freunde, daß diese Inschrift zu einem Zwiespalt der Ansichten über die wirklichen Erbauer des Forts Anlaß gegeben habe. Der gemeinen unter dem Volke und in allen Büchern verbreiteten Ansicht nach waren dieß, wie gesagt, die Spanier. Der Inschrift zufolge aber halten Einige die Türken dafür, so wie denn auch die Bauart der Festung mehr Türkisches als Spanisches haben soll. Die besagte Inschrift, deren Uebersetzung ich der Güte jenes Freundes verdanke, lautet nämlich so:

„Erbaut hat diese Festung auf Befehl des Sultans,
Des Sultans Soliman, Sohnes des Selim Chan,
Der große Emir, dessen Macht erhaben und dessen Person edel ist,
Der Bruder des Großwesiers bei diesem Monarchen,
Nämlich Sinan Beg (verlängert werde seine Lebensdauer!
Und mögen sich mehren seine Glücksgüter!)
Unter den erhabenen Auspicien und mit der Hilfe des Allbarmherzigen.
Und der Lobpreisende *) in der Begeisterung,
Als mein Anblick **) sich ihm zeigte,
Sprach: das Chronographikon dieser Festung ist wahrlich:
Vortrefflichstes der Gebäude.“

Die Buchstaben der drei letzten Worte geben, als Ziffern betrachtet, die Jahreszahl der Erbauung, das Jahr der Hedschra 954, das unserem Jahre 1547 nach Christi Geburt gleich ist. — Da nun, wie gesagt, die Spanier einige Jahre früher von den Türken aus dem Besitze gesetzt wurden, so ließe sich vielleicht die Behauptung der Inschrift mit der allgemein verbreiteten Meinung dahin vereinigen, daß die Spanier die Festung zuerst bauten, daß sie aber bei der Eroberung durch die Türken halb

*) scilicet: „Dichter“.

**) nämlich „des Schlosses“, das hier gewissermaßen selbst redet.

zerstört und dann einige Jahre später von diesen nach ihrer Weise wieder aufgebaut wurde, und daß dieselben sich dabei das ganze Verdienst zuschrieben, während die Christen nachher wieder den Spaniern, den ersten Erbauern, die Ehre gaben.

Auch vor einem der Thore der Stadt steht noch eine leserliche arabische Inschrift, von der mir der oben bezeichnete Freund folgende Uebersetzung mittheilte:

„Erbaut wurde dieses befestigte Schloß auf Befehl des Sultans Mechmet Chan durch Mustapha Aga, den Diener der Sultanischen Kuppel. Und es ward ihm als Datum: 1078“ (gleich dem christlichen Jahre 1667).

Castelnuovo soll das mildeste und angenehmste Klima in der ganzen östreichischen Monarchie haben. Es soll nicht bloß weniger kalt als manche Gebirgspässe Dalmatiens, die der Bora ausgesetzt sind, sondern auch weniger heiß als andere Punkte des Landes sein, die zwischen glühenden Felsen eingeklemmt sind. Es ist hier daher auch eine sehr reiche und schöne Vegetation, und man sagte mir, daß sonst an keinem Punkte Dalmatiens wie hier sowohl die nördliche Flora unserer Länder als auch die des südlichsten Europas so reichlich repräsentirt wäre. In den Gärten reifen das ganze Jahr hindurch die Orangen und Citronen. Hie und da steht eine schöne orientalische Dattelpalme, Cypressen sah ich nie so groß wie hier, dazu wilde Lorbeeren, reich mit Früchten behangene Granatbüsche in allen Felsen der Umgegend. Und Trauben wurden uns präsentirt, deren Beeren in Größe mit unseren Pflaumen wetteiferten. Mit diesen großen Trauben, mit den Orangen und Palmen kommen hier aber auch die Kastanien, die Eichen, die Pappeln

und Weiden und andere bei uns einheimische Bäume zusammen, die sonst im übrigen Dalmatien nicht so gut gedeihen, während sie hier bei Castelnuovo so schön wie in ihrer eigenen Heimath fortkommen.

Wir wanderten auf einem schattigen Fußwege unter den herrlichsten Bäumen über die malerischen Höhen bei Castelnuovo hin zu dem griechischen Kloster Savina, das, anderthalb Miglie von der Stadt entfernt, auf der Mitte eines Abhanges nach den Bocche di Cattaro hin liegt. — Unterwegs boten sich die schönsten Ausblicke und die wundervollsten Gebüsch- und Baumpartieen dar, wie bei Montreux am Genfer-See. — Auch besuchten wir unterwegs eine kleine Kapelle, mit einem Kirchhofe und Gräbern rings umher. Es sollen dieß die Gräber der Malteserritter sein, welche bei der Einnahme Castelnuovos durch die Venetianer fielen. Eine Menge kräftig wuchernder Aloebüsche stand am Abhange der Felsenterrasse dieses Kirchhofs. — Auch von den Gräbern jener viertausend unter den Händen der Osmanen gefallenen Spanier sollen hier in der Gegend noch viele gezeigt werden. — Die Spanier ließen aber nicht bloß ihre Leichname, sondern auch Manches von ihren Sitten, und zum Theil vielleicht ihre Race an der Bocca. Ich erwähnte schon, daß das schwarze Costüm der Bocchesen von den Spaniern herrühren soll. Auch erinnert das ganze ernste Wesen der Bocchesen vielfach an die Spanier. Dann hat mir ein Raguseischer Freund gesagt, daß in der Nähe von Castelnuovo auf Raguseischem Gebiete ein kleiner Ort sei, dessen Einwohner sich alle für spanische Hidalgos hielten und ganz eigenthümliche Sitten bewahrt hätten. Ob von jenen viertausend Spaniern

im Jahre 1539 einige entkamen und sich in der Gegend festsetzten, oder ob die noch heutiges Tages sichtbaren Reste spanischen Elements überhaupt mit jenen Ereignissen zusammenhängen, habe ich nicht erfahren.

Das Kloster Savina fanden wir im schönsten Sonnenschein in einer reizenden Lage. Die wenigen „schwarzen" Mönche, die dort wohnen, kamen hervor und öffneten uns die Kirche, die im Jahre 1030 gestiftet worden sein soll, seitdem aber schon mehre Male renovirt und umgebaut worden ist, zum letzten Male im Jahre 1839. In der Kirche selbst fanden wir noch ein altes Decret von einem venetianischen Dogen aus der Familie Mocenigo aufgehängt, durch welches den Mönchen erlaubt wurde, ihr Gotteshaus auf eigene Kosten zu renoviren. — Diese griechischen Klöster an der Bocca, so wie überhaupt die wenigen griechischen Klöster, die es im ganzen übrigen Dalmatien giebt, sind die vornehmsten Pfleger und Bewahrer der alten slavischen Erinnerungen und Traditionen der Gegend. Sie stehen mit den griechischen Klöstern des Innern der Türkei in Verbindung. Sie pflegen das Andenken an die Stephan Nemanja, an die Urosch und die anderen berühmten serbischen Kaiser und Könige.

Unsere Klosterkirche war von einer Menge interessanter Grabsteine umgeben, welche die Gräber vieler ausgezeichneten serbischen Familien und Knäse bedeckten. Alle Bewegungen und Ereignisse in Montenegro und den inneren slavischen Ländern haben ein sehr natürliches Echo in diesen Klöstern gefunden. So stand z. B. auch der falsche Peter III. (Stephan der Kleine) von Montenegro aus mit dem Kloster Savina in Verbindung. Die Mönche, die zu meiner Verwunderung bloß illyrisch und

nicht italienisch sprachen, zeigten uns einige merkwürdige Kunstsachen und Heiligthümer, die von den Klöstern des Berges Athos hierher gekommen waren, unter anderen ein dort gemaltes Bild. Der Berg Athos sendet also diese Gegenstände auf der einen Seite nach Westen bis an's adriatische Meer, auf der anderen nach Norden bis zu den Klöstern an der Donau im Bannat und in der Batschka oder der serbischen Woiwodina.

Sehr auffallend waren mir einige Straußeneier, die an den Säulen der Kirche eben so aufgehängt waren, wie man dieß sonst wohl in mohammedanischen Moscheen sieht. Ich fand später noch in einer anderen griechischen Kirche solche Straußeneier. In den Moscheen soll sich bekanntlich die Sitte, Straußeneier aufzuhängen, auf eine Stelle im Koran gründen, wo der fromme Mohammedaner aufgefordert wird, so achtsam auf sein Gebet zu sein, wie der Strauß auf seine im heißen Sande brütenden Eier. — Wie aber diese Straußeneier in eine christliche Kirche gekommen sind, weiß ich nicht.

Ein Freund von Bäumen muß noch die herrliche Cypresse betrachten, die in der Nähe dieses Klosters steht, und deren altes knorriges Gezweige und kolossaler Bau uns mit Bewunderung erfüllte.

Man sagte mir in Castelnuovo, daß der Ort jetzt an gutem, süßem Wasser oft Mangel leide, daß aber ehemals die Türken hier eine sehr gute Cisterne und ein vortreffliches Aquäduct gehabt hätten, welches unter den Venetianern, die den Cisternendirector nicht mehr besoldet hätten, in Verfall gerathen sei. Ich erinnerte mich dabei, auch in den Städten Bessarabiens und anderer Donaustriche, welche die Türken einst in Händen hatten,

von dem Verfalle ähnlicher guter türkischer Wasserversorgungsanstalten gehört zu haben. Die Brunnen und Cisternen, die den Türken ihrer religiösen Abwaschungen wegen so sehr am Herzen lagen, scheinen die einzige städtische Einrichtung zu sein, auf die sie sich gut und oft besser als ihre Nachfolger verstanden und durch die sich ihre Herrschaft als wohlthätig für die ihnen untergebenen Stadtbürger bewies.

Von den Dingen, die man mir sonst noch in Castelnuovo mittheilte, interessirte mich auch die Nachricht, daß in den benachbarten Gebirgen noch Gemsen vorkommen. Zuweilen, jedoch selten, so sagte man mir, brächte ein Montenegriner oder Kriwoschianer eine Gemse von seinen Bergen herab. — Dasselbe habe ich auch von guter Autorität in Cattaro versichern hören. Vermuthlich giebt es daher auch Gemsen in den hohen Bergen des übrigen Albaniens, und als ich in Wien war und den Hörnerschmuck des in der Ambrasischen Sammlung aufbewahrten Helmes des Scanderbeg, den Einige für die Nachahmung eines Gemsenkopfs halten, sah, gedachte ich dieser Erzählung von den Gemsen an der Bocca und glaubte gern, was mir ein Gelehrter als Vermuthung mittheilte, daß auch die alten Könige von Epirus schon ein Gemsgehörn zum Abzeichen, ich weiß nicht, ob in ihrem Wappen oder auf ihrem Helme, getragen hätten. Doch lasse ich dieß dahingestellt sein. Es ist möglich, daß diese Sache nicht begründet ist. Die Hörner auf dem Helme des Scanderbeg in Wien gleichen eigentlich sogar mehr denen des Ziegenbockes.

Druck von E. H. M. Roempler in Dresden.



